H

2365

— 4 —

von Halder.

N. 2819.

Anfangsgründe
zur
Erkenntniß
der Erde, des Menschen
und
der Natur.

Von
Villaume.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Vierter Band.

Frankfurt und Leipzig.
1793.

Europa.

Alles was wir bisher gesehen haben, nur einige Theile von den Russischen und Türkischen Reichen ausgenommen, wird Europa genannt.

Man theilt nemlich alles feste Land auf der Erde in vier große Theile, welche Europa, Asien, Afrika und Amerika genannt werden.

Die drei ersteren kennt man auch unter dem Namen der alten, und das letzte unter dem Namen der neuen Welt. Nicht als ob man sich einbildete, jene sey wirklich älter, als diese: sondern weil diese erst seit einigen hundert Jahren entdekt worden ist.

Europa ist zwar der kleinste, aber auch der bevölkertste und civilisirteste unter allen Erdtheilen. Es ist fast der einzige, wo die Künste und Wissenschaften eigentlich blühen. Vor alters war es anders. Nur Griechenland und Rom hatten Bildung, das übrige Europa, das heut zu Tage auf

seine Aufklärung und Bildung so stolz ist, war unwissend und roh; die Wissenschaften, so viel deren da war, blühten in Asien, in Chaldäa, in Phönicien, in Egypten. So hat sichs in der Welt umgekehrt. Wird es sich noch so gewaltig verändern, und werden Deutschland, Frankreich, England wieder in ihre alte Barbarei zurükfallen, indeß daß Afrika und Asien, oder vielleicht Amerika, der Sitz des Geschmaks, der Philosophie und der Gelehrsamkeit werden? Dieser Wechsel ist kaum denkbar; die Irokesen, Cannibalen und Feuerländer können Künste und Wissenschaften, Politur und Sitten annehmen; warum nicht? aber daß wir wieder so tief zurükfallen, ist schwerlich zu glauben; weil wir gar zu viele Hülfsmittel zur Bildung, und besonders die schöne Buchdruckerkunst haben, und die Kenntnisse gar zu allgemein verbreitet sind.

Was die alten Völker ihrer vormaligen Bildung beraubte, waren die Verheerungen, welche rohe aber siegreiche Völker unter ihnen anrichteten. Scythen, Hunnen, Longobarden, Saracenen fielen bei gebildeten Nationen ein, überwanden sie, zerstörten ihre Anstalten, ließen sich in ihre Länder nieder, entwanden und verdarben alle ihre Hülfsmittel zur Bildung, verjagten die Gelehrten, verbrannten die Bücher, hielten das Volk selbst in einer niederschlagenden Knechtschaft. Jezt giebt es, bei drei bis vierhundert Meilen von uns, keine so rohe Völker mehr; und wenn dergleichen

auch bis zu uns einen Zug wagen wollten, wie weit könnten sie kommen, und was würden sie ausrichten? Viele der rohen Völker der jetzigen Zeit sind furchtsam und schlechte Soldaten: und so tapfer wie sie immer seyn mögen, so haben sie doch unsre Kriegskünste nicht, wogegen alle Tapferkeit wenig nützt. Es müßte eine ungeheure Revolution in Europa geschehen, wenn die vorigen Zeiten der Rohheit wieder erneuert werden sollten. Wir wenigstens werden es nicht erleben.

Man rechnet, daß die Oberfläche aller Länder, die zu Europa gehören, zusammengenommen etwas über hundert und fünfzig tausend Quadratmeilen ausmacht.

Asien und Afrika mögen wohl jedes zweimal so groß seyn, und Amerika ist noch viel größer. Europa enthält, glaubt man, etwa hundert fünfzig Millionen Einwohner. Es ist leicht zu denken, daß diese Zahl nicht ganz genau angegeben werden kann; und noch weniger die aller Erdbewohner, die man nach muthmaßlichen Berechnungen auf tausend Millionen schätzt.

So schwankend diese Berechnungen immer seyn mögen, geben sie doch schrekliche Resultate. Alle Jahre werden dreißig Millionen Menschen gebohren, das Leben des Menschen im Durchschnitt zu drei und dreißig und einem Drittel Jahr gerechnet. Alle Jahr sterben dreißig Millionen; täglig fast hundert tausend; vier tausend in einer Stunde, in der Zeit, die man zu einem Schritte braucht,

Einer. Also ist die Menschheit, im Ganzen betrachtet, wie ein rascher Fluß anzusehen, wo die Wassertropfen beständig verschwinden, und beständig neue hinzu kommen. Indem wir davon reden, ist die Menschheit nicht mehr dieselbe, viele sind weggestorben, viele neuere haben deren Stelle besetzt. Wenigstens zwanzig tausend Mütter liegen beständig in den Schmerzen der Geburt danieder. Und eben gewiß eben so viele Kranken. Unterdessen, daß wir uns hier in guter Gesundheit unterhalten, sind also wenigstens hundert tausend Menschen auf Erden, die an ihrer Gesundheit leiden, und unser Wohlseyn beneiden könnten.

Man stelle sich in Gedanken vor, daß man vor sich die ganze Masse der Menschheit habe, so daß man sie mit einem Blicke übersieht. Wie viele Kranke, Todte, Sterbende, Neugebohrne? Dort Schmerzen, Wehklagen, Trauern, Angst, hier manchmal Freude, nicht selten Besorgniß, und noch häufiger Elend. Und dazu das Gewühl der Geschäfte, das Geräusch der Streitigkeiten und des Zankes, die Gewaltthätigten, die Hinterlist! Welch ein Schauspiel! Dieser ungeheure Haufen von Menschen bedarf Nahrung, Kleidung, Obdach, Feurung. Wir haben die Consumtion einer einzigen Stadt berechnet; unsre junge Leser werden leicht jene Rechnungen hier anwenden können. — Die Natur bringt dieses alles hervor; wie reich muß sie nicht seyn! wie mächtig ist ihr Schöpfer! — Aber laßt uns danken, daß wir nicht das Ganze zu übersehen fähig sind!

sind! wie könnten wir eines frohen Augenblicks genießen? Unsre Eingeschränktheit macht hier, und in mehreren Fällen, unser Glück.

Der bürgerliche Zustand der Einwohner Europens ist bei jedem Lande bemerkt worden; und bleibt uns nur eine kurze Uebersicht desselben, in Vergleichung mit den andern Welttheilen, übrig. In den drei größeren Welttheilen sind die Völker Sklaven, so wie wir es schon von dem türkischen Reiche bemerkt haben, und wie wir noch schauderhafte Beweise davon sehen werden. In Europa ist es nicht ganz so; wenigstens mildern die Sitten die Härte der unbeschränkten Alleinherrschaft. Doch wir müssen dieses etwas näher auseinander setzen.

Ueberall wo Menschen zusammen leben, so dicht, als bei uns, zusammengerückt sind, wo die Natur allein sie zu nähren nicht vermag, wo die Kunst, die Arbeit den Mangel ersetzen, und jedes Bedürfniß mit Fleis erkauft werden muß, ist eine gewisse Ordnung schlechterdings nothwendig, denn die Menschen würden einander beständig stöhren, beunruhigen und plagen; Ruhe, Zufriedenheit, Glückseligkeit wären unmöglich, wenn jederman nach Willkühr und Laune handeln wollte. Daher sind Gesetze schlechterdings unentbehrlich. Wer aber soll diese Gesetze geben?

Man kann sich denken, daß es jedes Volk selbst für sich thut, was denn auch wohl am natürlichsten und billigsten seyn würde, wenn nur die Menschen vernünftig wären. Denn wer hat das

Recht, einem andern, und sogar einem ganzen Volke Gesetze vorzuschreiben, als jeder für sich selbst?

Eine Landeseinrichtung wo das Volk selbst die Gesetze macht, und die Staatbeamten ernennt, welche das Gesetz aufrecht erhalten, und die Staatsangelegenheiten besorgen, heißt eine Demokratie, eine Volksregierung, ein demokratischer Staat. Von dieser Art sind einige Cantone in der Schweitz, und Holland; und im Alterthume die Republiken von Athen und Sparta.

Es giebt andre Länder, wo einige Familien, eine Art von Adel, der an vielen Orten Patricier, heißt, sich die Gewalt, Gesetze zu geben, und die Staatsangelegenheiten zu entscheiden, angemaßt haben. Von der Art sind die mehresten Schweizercantone, Venedig, Genua, die mehresten Reichsstädte. Solche Regierungsform wird Aristokratie genannt; d. h. Regierung der Besseren oder Edleren; als wenn ein Mensch darum besser wäre, weil er von dieser oder jener Familie ist, und einen gewissen Namen mit einem Von führt. Reiche und Vornehme können zwar ihren Kindern eine bessere Erziehung geben lassen; verderben sie aber oftmahls um desto mehr, daß sie durch ihr Beispiel, ihre Unthätigkeit, ihren Luxus, ihre Leckerhaftigkeit, alle guten Lehren vernichten; und die jungen Herren verlassen sich nur allzuoft auf das Vermögen oder den Stand ihrer Eltern, wollen nicht arbeiten, und lernen nichts. So daß man wohl

nicht durchgehends sagen kann, die Edlen seyen auch die Besseren.

Beide vorhergehende Regierungsformen heißen Republiken.

Staaten, in welchen ein König oder Fürst Gesetze giebt und regiert, heißen Monarchien; d. h. Regierung eines Einzigen; weil man annimmt, daß der Monarch wirklich regiert und allein herrscht. Manche aber lassen sich beherrschen, und das Land von dem ersten dem besten regieren.

Polen ist eine Mischung von Monarchie und Aristokratie. Der König hat nur eine gewisse beschränkte Macht; der Adel hat an der Regierung Antheil. Nunmehr bekommen auch die Bürger, die man den dritten Stand nennt, Antheil an der Regierung; und also bekommt der Staat einen Zusatz von Demokratie.

So ist England. Dessen Regierung ist in den Händen des Königes und des Parlaments. Der König hat seine begränzte Macht, es kann aber ohne ihn kein Gesetz gemacht werden; das ist Monarchie. Das Parlament besteht aus der Ober- und Unterkammer. In der Oberkammer sitzen die Lords, d. h. die Großen, die Baronen, Grafen, Herzoge, Bischöfe, jeder für sich. Dies ist die Aristokratie. In der Unterkammer, die auch die Kammer der Gemeinen genannt wird, sitzen die Deputirten oder Representanten der Nation, für die Bürger. Dies ist die Demokratie. Alle diese drei Mächte müssen

sich vereinigen, wenn ein Gesetz rechtsträftig werden soll.

In der Lehre von der Staatsverfassung erkennt man drei Stände in einer Nation; die Geistlichkeit, den Adel und den dritten Stand. Zwischen dem Adel und der Geistlichkeit ist der Rang unentschieden geblieben, und hat oft gewechselt, deßwegen hat man keinen von beiden Ständen den ersten oder den zweyten genannt. Mit dem Namen des dritten, welchen man den Nichtgeistlichen und Nichtadelichen beygelegt hat, hat man nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß dieser Stand der niedrigste und unwichtigste in der bürgerlichen Gesellschaft ist; so daß einige tausend Priester und Edelleute sich in aller Bescheidenheit mehr achten, als einige Millionen Bürger und Ackerleute, von deren Fleiß sie doch Schutz, Sicherheit und ihr Wohlleben erhalten. Das ist nun freylich nicht zu bewundern, weil dieser dritte Stand ehemals gar kein Staatesstand, sondern bloß Sclave der beiden andern war.

Das Recht über Gesetze und Staatsangelegenheiten zu entscheiden, heißt die Souverenität. Diese wird in den Händen der Monarchen entweder durch Gesetze, oder durch die Stände, oder durch nichts beschränkt. Im letzteren Fall ist der Monarch absolut; auch nennt man ihn despotisch, besonders wenn er nach bloßem Eigenwillen regiert, ohne Vorstellungen anzunehmen, und ohne auf die Gründe der Vernunft zu hören. Wenn er

seine Gewalt bloß für sich, ohne Rücksicht auf das Wohl des Volkes, und wohl gar zum Druck der Nation misbraucht, ist er ein Tyrann. Um ein Tyrann zu werden, darf ein Monarch nicht eben böse seyn; schlaffe Weichherzigkeit, vermöge welcher er sich von den Taugenichtsen, die ihn umgeben, zu allem verleiten läßt, kann ihn schon zu einem gefährlichen Tyrannen machen. Und dies war wol der Fall bey den mehresten Fürsten, die diesen schändlichen Namen verdienten.

Anarchie nennt man den Zustand einer Nation, wo keine Macht die Ordnung erhält.

Von diesen verschiedenen Regierungsformen findet man Beyspiele in unserm Europa. Die Geistliche Regierung gehört theils zu der monarchischen, und theils zu der vermischten monarchischen und aristocratischen. Die Päbstliche Regierung in Rom möchte man fast, wie die Theologen die alte jüdische nannten, mit dem Namen der theogratischen belegen. Der Pabst leitet seine Rechte von der Macht her, die er als Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden besitzt.

Asien.

Wir haben nun schon bey dem Russischen Reiche den ganzen nördlichen Theil von Asien gesehen, bey dem Türkischen haben wir Klein-Asien und die Küsten des schwarzen und mittelländischen Meeres kennen gelernt. Nun bleiben uns noch Arabien, Persien,

Persien, Hindostan oder Indien, China und viele andre minder wichtige Länder zu kennen übrig.

Arabien.

Es ist ein großes Land, welches in viele besondre Landschaften eingetheilt ist; es gränzet im Nordost an den Persischen Meerbusen, gegen Osten und Süden an das große Weltmeer, gegen Abend an das sogenannte rothe Meer, welches Arabien und Asien von Africa trennt; gegen Nordwest gränzt es an Palästina. Den Ebnen fehlt es an Wasser, daher sie unfruchtbar sind. In den Bergen in Yemen regnet es ordentlich drey Monate im Jahr, ohngefähr von der Hälfte des Brachmonats bis gegen das Ende des Septembers; also grade in der Zeit der größten Hitze. Dieser Regen ist aber selten anhaltend, und noch seltner bleibt der Himmel ganze vier und zwanzig Stunden bedeckt. Die Seewinde bringen aber gemeiniglich eine Menge Thau mit, der zum Theil den Regen ersetzt. Die übrige Zeit sieht man kaum in einem Vierteljahre ein Wölkchen. In andern Gegenden ist es anders, was man sich, bey der Verschiedenheit der Berge und Ebnen, bey der Verschiedenheit der Land- und Seewinde, und bey der Größe des Landes, leicht denken kann; in einigen Gegenden soll es im Winter zuweilen frieren, da es in andern immer so heiß bleiben soll, wie an unsern heißesten Sommertagen. — Die Nordlichter sind hier nicht bekannt. Im Julius und

August steht die Sonne dem Einwohner fast gerade auf dem Kopf. und die Hitze ist so groß, daß niemand zwischen eilf und drey Uhr ohne die dringendste Nothwendigkeit ausgeht. Man pflegt in der Zeit zu schlafen, und zwar in unterirdischen Gewölben; und zuweilen fallen Menschen und Thiere, vor übergroßer Hitze, auf der Straße todt hin. Zuweilen wehet auch hier der Samum.

Die Araber wohnen entweder in Städten und Dörfern, oder in Zeltern in irrenden Lägern oder Horden; sie werden von einer Menge Fürsten beherrscht, die auf ihre Herkunft sehr stolz sind. Besonders aber werden die Nachkommen des Muhammed mit dem Titel Sherif, Emir, oder Sejid, ohngefähr so viel als Prinz, beehrt. Sie werden so sehr geehrt, daß sie, wie man sagt, mitten im Gefecht unter die Feinde treten können, ohne daß jemand die Hand gegen sie aufzuheben wagen sollte; daß sie vor Räubern sicher sind und keiner Schlösser oder Thüren bedürfen; daß der Sultan sie niemals zum Tode verdammt, und daß ihre größte Strafe darin besteht, daß sie nach Constantinopel gebracht und ins Gefängniß geworfen werden, wenn sie gar zu viel Unordnung machen. Dennoch gilt dies nicht für alle Nachkommen des Propheten. Uebrigens sind diese Sherifs nicht alle Fürsten, es gibt unter ihnen Soldaten und Kaufleute, und auch Bettler, die darum auf ihre Herkunft nicht minder stolz sind. Nicht alle stolze Edelleute haben einen so glänzenden Stammvater.

Die

Die Araber haben nicht so viele Titulaturen, als die Deutschen: — sie sind sehr glücklich! — Sie nennen Schech oder Sheik die Geistlichen, die Schulleute, selbst die niederen, die Nachkommen ihrer Heiligen, die Magistratspersonen in Städten und Dörfern, und eine Art Narren, die sich rühmen, Eingebungen zu haben.

Die Araber sind Muhamedaner, aber in eine große Menge Secten getheilt. Zu Mecca ist der Mittelpunkt der Heiligkeit und der Orthodoxie, d. h. der Rechtgläubigkeit. Kaaba oder Kiabba ist der Haupttempel des ganzen Mahumedismus. Um denselben leiden die Meccaner kein andres Bethaus als von den vier Secten, die sie für orthodox erkennen, also haben sie doch wenigstens vier verschiedene Wahrheiten; das ist viel! Eine fünfte Secte, welche auch gern um die Kaaba ein Bethaus haben möchte, baut sich, nemlich in ihrer Einbildung, eines in der Luft, das niemand sehen kann. Das können ihr nun die Rechtgläubigen zwar nicht verwehren; sie lassen sich aber dafür einen guten Grundzins von jedem andächtigen Pilger bezahlen. Einige Secten hassen einander so sehr, daß sie keine Moscheen der andern unter sich leiden, ob sie gleich jüdische Synagogen und christliche Kirchen dulden. Ueberall ist sich doch der Mensch gleich! Sie verfolgen und verbrennen einander nicht; und der Ketzer, wenn er ein Todesverbrechen begangen hat, kann sein Leben gemeiniglich dadurch retten, daß er zu den Rechtgläubigen übergeht. Die Gotteslästerer,

sie mögen Juden, Christen, Muhamedaner, Ketzer oder Rechtgläubige seyn, werden ohne Barmherzigkeit hingerichtet, und der Fall soll nicht selten seyn; obgleich die Gotteslästerung im Grunde ein unmögliches Verbrechen ist; denn wer Gott kennt, kann ihn nicht lästern; und wer Gott nicht kennt, dessen Lästerungen treffen Gott nicht; sondern unter dem Namen Gottes nur das Hirngespinnst, das der Unsinnige sich gemacht hat. Ein Janitschar zu Bagdad mahnte einen Bürger, der ihm etwas schuldig war; der Burger bat ihn jedesmal mit einer andächtigen Mine, sich Gottes und des Propheten zu erinnern und Geduld mit ihm zu haben, bis auf beßre Zeiten. Endlich ward der Janitschar des Mahnens müde und gerieth in Zorn; und es entfuhr ihm eine Lästerung. Nun nahm der Bürger Zeugen, der Janitschar wurde an demselben Tage kassirt, und den andern Tag gehenkt. So bezahlte der Bürger seine Schuld.

Die Araber suchen zwar nicht Proselyten zu machen; nehmen aber die an, die sich anbieten, und schützen sie. Daher manche Metrosen, besonders wenn sie etwas verbrochen haben, und Strafe befürchten, zu ihnen überlaufen, und Muhamedaner werden; wobei sie die Auslieferung nicht besorgen, und ein Gehalt bekommen. Das muß vortrefliche Proselyten geben.

Wenn ein Schech (ein Vornehmer) unter den Beduinen (den herumziehenden Arabern) zu einem andern Schech sagt: Eure Mütze steht schief; so hält dieser den Spott für eine Beleidigung, die sich

nur

nur durch das Blut des Beleidigers und dessen ganze männliche Familie tilgen läßt. Die Araber sind ja gar noch etwas unsinniger als wir Europäer.

Der Mord wird nicht in allen Gegenden Arabiens auf gleiche Weise gestraft. An einigen Orten ist der Tod darauf; an andern kommt es auf die Verwandten des Ermordeten an, sich mit dem Mörder auszusöhnen, oder sich denselben ausliefern zu lassen, oder sich durch einen Zweikampf mit dem Mörder, oder mit einem Verwandten desselben, zu rächen. Hier würde es schändlich seyn, sich die Rache mit Gelde abkaufen zu lassen; selten wird die Hinrichtung des Mörders verlangt, oder sein Tod sonst gesucht, aber aus Rache, weil man dadurch die Familie von einem unnützen Mitgliede befreien würde. Die Familie des Ermordeten behält sichs gemeiniglich vor, dem Mörder und dessen Familie die Fehde anzukündigen, und einen von den Seinigen zu tödten. Ein Araber, der die Ehre hat, sieht dabei auf die Gleichheit der Kräfte; ein junger starker Mann würde sich schämen einen Alten oder schwächlichen Mann anzugreifen; auch würden Mehrere nicht einen Einzelnen anfallen. Es ist ihnen erlaubt, das Haupt der Familie des Mörders zu tödten, weil sie der Meinung sind, daß dieser über die andern wachen soll, und daher für die Vergehen derselben verantwortlich ist. Unterdeß wird der Mörder von den Richtern in Verhaft genommen, sogleich aber wieder losgelassen, wenn er eine Strafe von zweihundert Thaler bezahlt hat. Jedes

Mit=

Mitglied beider Familien lebet in beständiger Furcht vor seinen Feinden, bis daß jemand von der Familie des Verbrechers getödtet worden ist. Man will Beispiele haben, daß solche Fehden fünfzig Jahre währten, denn sie fordern einander nicht heraus, warten die Gelegenheit ab, und vermeiden sie zuweilen. Wenn in solchem Kampfe noch einer von der beleidigten Familie das Leben einbüßt, so ist kein Friede zu hoffen, bis zwei von der andern Partei fallen, wenn nicht beide Familen sich gütlich vergleichen, und der Unruhe damit ein Ende machen. Diese Gebräuche herrschen troz dem Verbot des Korans, wie bei uns der Zweikampf troz der Bibel und dem Gesetze.

Die Araber gehen mit den Christen gut und bescheiden um; nicht so die Türken; der Name eines Europäers erregt bei ihren Kindern solches Schrecken, wie bei den unsrigen der Name eines Türken. In Persien können die Christen zu höhern Würden und Bedienungen gelangen, ohne Muhamedaner zu werden. Die Türken verlangen von den Christen, daß sie ein besonderes Abzeichen tragen, nehmen von ihnen besondere Kopfsteuer, und verlangen zuweilen in Konstantinopel, daß die vorbeigehenden Christen die Straße fegen, oder sich durch ein Lösegeld davon losmachen. Zu Kahira (Cairo) in Egypten, dürfen die Christen nie auf Pferden, sondern nur auf Esel reiten, die zwar sehr schön sind, um den vornehmsten Muhamedanern dienen. Sie müssen aber absteigen, wenn ihnen

nen ein vornehmer Moslem zu Pferde begegnet. Die Juden ebenfalls. Allein die Christen sind mehrentheils schuld daran, weil sie kriechend sind und den Muhamedanern Muth machen, sie zu beleidigen. Dies geht so weit, daß ein türkischer Bediente seinen Herrn, einen Christen, nicht anders, als den Ketzer, nannte; da der Herr ihn immer mit: Mein Herr, anredete. In Gegenwart der Türken nennen sie einander selbst Ketzer, (ein Schimpfwort, womit die Türken ihre Hunde und Pferde im Zorne belegen). Wenn sie aber unter einander sind, äußern sie den unerträglichsten Stolz, und belegen die Türken mit allerlei Schimpfnahmen. Das ist edel und zeigt Muth!

Von jeher hat man die Gastfreiheit der Araber gerühmt. Wenn jemand als Gesandter zu einem Scheik geschikt wird, hält man ihn frei, und beschenkt ihn noch bei seiner Abreise. Ein Reisender könnte sich von einem Scheik in der Wüste eine ähnliche Aufnahme versprechen. In den Städten sind Caravenserai, wo Reisende aufgenommen werden. Auch in einigen Dörfern sind Herbergen, wo Reisende einige Tage frei Unterkommen finden. Ich selbst, sagt Niebuhr, habe mich in einem solchen Hause zwei Stunden aufgehalten; meine Leute und meine Thiere wurden alle untergebracht. Der Scheik oder Herr des Dorfes, der dieses Gasthaus hielt, besuchte uns, ließ uns besseres Essen geben, und bat uns, die Nacht da zu bleiben.

Wenn die Araber zu Tische sitzen, laden sie al-

le dazukommende, groß und klein, Muhamedaner und Christen, zum essen ein. Oftmals habe ich bei den Caravanen mit Vergnügen die Maulthiertreiber den Leuten ihr Brodt und ihre Datteln anbieten gesehen; und sie schienen mit Freuden zu geben, wenn man ihr Anerbieten annahm. Daher befremdete es mich sehr, reiche Türken zu sehen, die ihre Mahlzeiten in Winkeln hielten, um niemanden etwas anbieten zu dürfen. Man sagt, daß man sich des Schutzes eines Scheiks in der Wüste versichert halten kann, wenn er von einem einen Bissen Brod angenommen hat.

Die Araber grüßen einander mit den Worten: Salam aleikum, (daher das Salamalek, statt Compliment,) das heißt, Friede sey mit euch; die Christen aber pflegen sie nur mit einem: Guten Tag; oder: Wie befinden Sie sich? zu begrüßen. Es scheint, als wenn die Christen selbst an diesem Unterschiede Schuld wären, weil sie jeden Mahumedanischen Gruß (ich weiß nicht warum) nicht gern hören, und nicht brauchen.

Wenn Bekannte einander begegnen, schlagen sie einander sechs oder zehnmal in die Hand; Jeder küßt jedesmal seine Hand und fragt: Wie befinden Sie sich? Andre thun, als wenn sie ihrem Freunde die Hand küssen wollten, welcher sie jedesmahl zurückzieht; um aber den Complimenten ein Ende zu machen, pflegt der Aelteste, oder der Vornehmere diese Ehrenbezeugung anzunehmen. Leute von Stande umarmen einander, und legen Wange an Wange.

Die Reichen haben ihre besondre Zimmer im Vordertheile des Hauses; die Weiber wohnen hinterwärts. Wenn ein Mann einen Fremden ins Haus bringt, bleibt dieser vor der Thür stehen, bis der Wirth seine Weiber entfernt hat. Ein Mann grüßt ein Frauenzimmer niemals öffentlich. Dieses scheint für die Männer eine große Ehrfurcht zu haben. Eine arabische Dame, sagt Niebuhr, begegnete uns bei dem Berge Sinai; sie stieg ab, gieng aus dem Wege, und gieng zu Fuß bis wir vorbei waren; eine andere in einem engen Wege gieng zu Fuß, setzte sich nieder und wandte uns den Rücken; welches wohl heißen kann: Ich wage es nicht, euch anzusehen. Die Weiber der Beduinen küßten sehr ehrfurchtsvoll die Arme des Scheiks, und diese küßten den Schleier der Weiber.

Die herumziehenden Araber machen Brodt von einer Art Hirse, die sie auf einem Steine klein reiben; die Mühlen jeder Art; selbst die Caffeemühle, sind ihnen unbekannt. Sie backen ihr Brodt auf einem Feuer von Kuh- oder Kameelmist, und essen es halb gahr, in Gestalt dünner Kuchen. Ihre übrigen Speisen sind Reis, Milch, Butter, Gemüse, wenig Fleisch, weil man es in warmen Ländern für ungesund hält. Die Morgenländer setzen sich zu Tisch auf die Erde, breiten ein großes Tischtuch aus, setzen in die Mitte einen kleinen Tisch einen Fuß hoch, worauf die Schüsseln gesetzt werden. Sie brauchen weder Gabel noch Messer, noch Löffel. Jeder nimmt mit der Hand aus der Schüssel, reißt das Fleisch mit

den

den Händen auseinander, und schöpft mit der Hand die Suppe. Das ist so sehr eckelhaft nicht, da alle Muhamedaner sich sehr oft waschen, und sich überhaupt sehr reinlich halten. Sie trinken Kaffee, und zwar ohne Milch und ohne Zucker, und rauchen eine Art Tobak, der sehr betäubend ist. Bei den Besuchen in vornehmen Häusern wird der Fremde, wenn er er weggeht, mit Rosenwasser besprengt, und mit Räucherwerk geräuchert. Wenn der Herr seine Gäste los seyn will, läßt er zu dieser Ceremonie Anstalt machen. Bei uns schweigt der Wirth still, oder sieht nach der Uhr.

Die Häuser der Araber sind weder von außen noch von innen glänzend. Eine Strohmatte dient statt Fußtapeten, und man tritt hinein, nachdem man vor der Thür die Schuh oder Stiefel ausgezogen hat. Die Zimmer der Damen sollen prächtiger seyn. Die Männer setzen ihre Pracht in den Waffen, Pferden und Bedienten.

Die Araber haben verschiedene Arten sich zu setzen. Die bequemste ist, daß sie die Beine unter den Leib über das Kreuz schlagen; sie brauchen niemals Stühle. Wohlerzogene Leute setzen sich in Gegenwart derer, denen sie Ehrerbietung schuldig sind, so, daß sie auf den Fersen sitzen, und die Knie berühren. Sie haben auch Sophas; sie setzen sich aber darauf wie auf die Erde, und lassen nie die Füße herunter hängen.

Sie tragen weite Hosen, ein blaues oder weißes Hembde darüber, mit sehr weiten Ermeln; einen

Gurt um den Leib, worinn sie ein Messer tragen. Das Oberkleid hängt eine Spanne weit unter das Knie hinunter; es hat keine Ermel. Sie tragen zehn bis fünfzehn Mützen über einander, theils von Linnen, theils von dickem Tuche, oder gestepptem baumwollenen Zeuge; die oberste ist öfters sehr reich in Gold gestickt, worauf ein Spruch aus dem Koran (ihrer Bibel), am öftern aber die Worte genähet sind: Es ist kein andrer Gott, als Gott; und Mahomed ist sein Gesandter. — Ueber alle diese Mützen tragen sie noch ein großes Stück nesseltuchenen Zeuges, mit Franzen von Seide oder Gold, die hinten im Nacken hängen. Bei Freunden und zu Hause, nehmen sie einige von diesen Mützen ab; vor Personen aber, denen sie Ehrfurcht bezeigen, niemals. Sie bedecken den Kopf aus Ehrerbietung, wie wir ihn entblößen; weil die mehresten den Kopf scheeren; nicht aber den Bart. Wenn sie für große Gelehrte gelten wollen, tragen sie eine außerordentlich dicke Mütze. Ihre Schuhe sind blose Sohlen, die sie mit Riemen an den Fuß binden. Ihre Leibbinde ist ihr Unterbett, und ihr Kopftuch ihre Decke; das ist ihr ganzes Lager; und sie liegen darinn ganz nackt. Selten sieht man an ihnen goldene oder kostbare Ringe; weil sie beim Gebete ihre Ringe ablegen müssen; sonst können sie nicht erhörlich beten.

Die Weiber pflegen Schleier zu tragen, die ihnen das ganze Gesicht bedecken. Sie haben eine Menge Ringe an den Fingern und Armen, zuweilen auch den Ohren und an der Nase; und Schnüre

unächter

unächter Perlen um den Hals. Sie mahlen ihre Nägel roth, ihre Hände und Füße gelbbraun, und ihre Augenlieder schwarz. Sie machen ihre Augenbraunen so groß als sie können, und bringen auf Hände und Gesicht allerlei schwarze Zierrathen an; in dieser Absicht sticheln sie sich die Haut, und reiben dann ein Pulver ein, das niemals ausgeht.

Die mehresten Männer tragen den Bart ungeschoren, es ist ein Ehrenzeichen, denn manche Sklaven müssen ihn putzen lassen. Wenn ein junger Mann, der sich bisher barbirt hat, seinen Bart wachsen lassen will, muß er ein gewisses Gebet verrichten, das als ein Gelübde, den Bart nimmermehr zu scheeren, angesehen wird. Sollte er sich nunmehr den Bart wieder abschneiden lassen, so würde er dafür hart, wenigstens mit dreihundert Stockprügeln, oder einer schweren Geldbuße, und mit dem Spott aller seiner Glaubensgenossen, gestraft werden; weil er sein Gelübde gebrochen hätte. Dort wird die Uebertretung eines Gelübdes bestraft; die preußischen Gesetze sagen, ein Gelübde verpflichte gar nicht, weil ein Versprechen nicht binden kann, ehe es acceptirt ist; ehe man weiß, ob der Andre das Versprochene haben will. Das Mosaische Gesetz hält die Gelübde der Weiber nur alsdenn für verpflichtend, wenn der Mann damit zufrieden ist.

Unter den arabischen Juden, wenn unter mehreren Brüdern der älteste eine Wittwe ohne Kinder hinterlaßt, so muß sein nächstfolgender Bruder, wenn er auch schon verheirathet ist, auf ihr Verlan-

gen, die Wittwe heirathen. — Ein Jude hatte von seiner Frau zwei Kinder, aber seit acht Jahren keine mehr: nun nahm er noch eine Frau. Seitdem war er, wie er selbst sagte, nicht mehr so ruhig und so glüklich als vorher; die Weiber wollten sich nicht vertragen, er mußte sie trennen und zwei Haushaltungen besorgen, und dennoch plagten sie ihn beständig.

Die Araber haben einige Kenntnisse von der Sternkunde, und können ziemlich die Finsternisse vorhersagen, doch aber nicht mit Bestimmtheit, da sie gar keine Uhren kennen. Der Pöbel glaubt, daß die Sonnen- und Mondfinsternisse daher kommen, daß ein großer Fisch diese Himmelskörper angreift, und machen mit Kesseln, auf welche sie schlagen, einen entsetzlichen Lerm. Die Gelehrten geben sich mit Wahrsagen aus den Planeten mehr, als mit der Verbesserung der Sternenkunde ab; weil ersteres viel, und letzteres gar nichts einbringt. Die Araber sind überhaupt abergläubisch; viele unternehmen nichts wichtiges, ohne erst wenigstens ihre Knöpfe abzuzählen. Ein Persischer Statthalter unternahm auch keinen Krieg, keine Schlacht, ohne vorher die Sterndeuter um Rath zu fragen; er ließ aber jedesmahl erst den vornehmsten unter ihnen heimlich sagen, welchen Ausspruch sie thun sollten.

Die Araber haben verschiedene geheime Wissenschaften, die aber niemand ohne Erlaubniß der Meister in denselben treiben darf. Die vornehmste ist die Wissenschaft des göttlichen Namens. Gott, sagen sie, ist das Schloß dieser Wissenschaft, und

Muhamed der Schlüssel dazu. Mit derselben thun sie allerlei Wunder, entdecken Geheimnisse und verborgene Schätze, wissen was in der Ferne geschieht, stehen mit den Geistern in Verbindung, und herrschen über dieselben; machen Wind und Wetter, heilen den Schlangenbiß, Lahme, Blinde, und verrichten ihr Gebett alltäglich in der Kaaba zu Mekka, ohne aus ihrem Zimmer zu gehen. Durch diese Kunst rettete ein Kaufmann auf der See sein Leben; der Sturm drohte dem Schiffe den Untergang; er heftete nur einen Zettel an den Mastbaum, sogleich waren Wind und Meer stille. Manche Muhamedaner verschließen sich in dunkle Winkel, hungern und dursten lange Zeit, und beten bis sie in Ohnmacht sinken, und geben dann vor, sie haben eine Menge Geister und Teufel und Gott selbst gesehen. Ihre Bücher in dieser Wissenschaft lassen sie keinen Ungeweihten sehen. — Sonderbar ist es doch, daß die Eingeweihten so große Dinge wissen, die kein Andrer entdeken kann! Der erste, der diese Geheimnisse entdekte und den Eingeweihten mittheilte, konnte doch kein Eingeweihter seyn, und sie von Andern erfahren haben. Und auf die Art dieser Erste dazu kam, könnte ja wohl ein Andrer ebenfalls, selbst ein Ungeweihter, auch dazu kommen. Uebrigens haben wir in Europa auch solche Geheimnisse und heimliche Wissenschaften, Einweihungen und Eingeweihte, die grose Wunder thun, die aber niemand zu sehen bekommt.

Eine andre geheime Wissenschaft ist eine Art von Taschenspieler=Kunst; am besten wird man sie in Halle's und Wigleb's natürlicher Magie kennen lernen können.

Eine dritte lehrt die Kunst, Amulete zu machen. Amulete sind gewisse vermeinte Heiligthümer, welche den Ort, oder die Person, an welchen sie sich befinden, vor gewissen Uebeln, und wohl gar vor allem Schaden, bewahren sollen. Bei den Arabern bestehen sie in gewissen geheimen Sprüchen oder Gebetsformeln, die man in einem ledernen Beutelchen, an der Mütze, am Arm ꝛc. trägt. Sie werden in Beuteln verwahrt, denn sie können sich nicht selbst durch eigne Kraft verwahren, ob sie gleich für jedes Andre eine unverletzliche Schutzwehr sind. So wie unsre Hexen und Zauberer alle Thore und Schlösser aufhexen, die Menschen lahm oder weg zaubern konnten, sich selbst aber ins Gefängniß werfen, foltern und verbrennen lassen mußten. Solche Beutelchen werden Menschen und Vieh angehängt, auch wohl an Bäume, um sie alle vor Zauberei zu bewahren; und dagegen sind sie in der That ein bewahrtes Mittel. Zu Diarbekir hatte man eines in der Festung angehängt, um das Gequäcke der Frösche zu hemmen; auch durften seitdem die Frösche dort nicht mehr quäken. Man hängt sie auch in den Stuben an, um die Fliegen und Mücken zu vertreiben. Nach diesen vortreflichen Verwahrungsmitteln ist starke Nachfrage, und sie werden gut

be=

bezahlt. — Man hat auch noch eine Wahrsagerkunst. Die Araber haben glückliche und unglückliche Tage. — Unbesonnene, die unglücklich wurden, schieben die Schuld auf den Tag, um sich davon loszusprechen.

Die herumziehenden Araber, die man Beduinen nennt, impfen ihren Kindern die Blattern ein. Die Araber suchen auch die Kunst, Gold zu machen, und bringen sich dadurch, in der Hoffnung große Schätze zu erlangen, wie unsre Alchymisten, an den Bettelstab. Arabien soll vor Alters reich an Gold und Weihrauch, und ohne Eisen gewesen seyn; jezt ist kein Gold darin zu finden; man hat wenig Weihrauch und ziemlich viel Eisen.

Arabien ist das Vaterland des Kaffee's, des Manna's, welches zum Abführen in der Arzeney gebraucht wird, und wie ein Mehlthau auf den Blättern gewisser Bäume und Sträuche liegt. Man glaubt, es sey dieses das Manna, welches die Israeliten am Berge Sinai aßen; schwerlich sollte man jetzt sechsmal hundert tausend Familien damit satt machen; besonders da es nur ein paar Monate lang zu finden ist. Man braucht es statt des Zuckers, obgleich auch Zuckerrohr in Arabien wächst.

Die Araber haben zweierlei Pferde: die gemeinen, welche sie zu allerlei Arbeit brauchen; und die edeln, deren Stammregister seit mehr als zweitausend Jahr gehalten worden seyn soll. Sie sollen ursprünglich aus den Stutereien des Königs

Salomo

Salomo herstammen, und man hält sie deswegen sehr hoch im Preise. Die Herkunft aller übrigen Pferde muß doch eben so alt seyn; und was thut das zur Sache; daß ein Pferd in Salomons Stall gewesen ist? Man rühmt diese edlen, oder adelichen Pferde, daß sie große Strapazen aushalten, ganze Tage ohne Nahrung gehen können, muthig in die Schlacht gehen, und wenn sie ihren Herrn nicht mehr trägen können, ihn erst an einen sichern Ort bringen, ehe sie sich niederlegen. Wenn ihr Reuter gefallen ist, bleiben sie bei ihm stehen, sagt man, bis er Hülfe bekommt, und wiehern, gleichsam um Hülfe zu rufen. — Sie sind weder groß noch schön, aber sehr flüchtig; auch schätzen sie die Araber nicht um ihre Schönheit, sondern nur um ihrer Geburt willen. Sie dienen nur zum Reiten. Obgleich die gemeinen Pferde oftmals besser als die edeln sind, werden diese doch höher geschätzt. Es wird bei der Geburt des Pferdes edlen Stammes, immer ein gerichtliches Attestat seiner Geburt ausgefertiget. — Besser wäre es, wenn man ihm seine Geburt an seiner Schönheit und an seinen Eigenschaften ansehen könnte. Ein Werth, der nur auf einem geschriebenen Attestate beruht, will wenig sagen.

Es gibt in Arabien eine große Menge Affen, wovon die Araber gewisse Arten essen. Es finden sich hier auch Sträuße; aber nicht sonderlich viele.

Die Heuschrecken richten hier in großen Zügen große Verwüstungen an. Ein gewisser Vo-

gel,

gel, Samarmog, etwas größer als ein Sperling, soll die Heuschrecken verzehren und vertreiben. Da sich aber dieser Vogel in der Gegend von Mosul in Armenien nicht aufhält, so lockt man ihn auf folgende Art hieher. Sobald die Heuschrecken überhand nehmen, schickt die Regierung sichere Leute nach einem Persischen Dorfe an eine Quelle, deren Wasser vermuthlich der Vogel Samarmog sehr liebt. Die Boten füllen mit dem Wasser der Quelle einen wohlverpichten Kasten. Von jener Quelle an bis an den Ort seiner Bestimmung muß das Wasser oder der Kasten immer zwischen Himmel und Erde bleiben; man darf den Kasten also nie auf die Erde setzen, oder unter einen Schuppen bringen, sonst wäre die Kraft des Wassers verlohren. In Mosul darf es nicht durch das Thor, weil es verdeckt ist, man hebt es also über die Mauer, und setzt den Kasten auf eine Moschee. So lange nun noch ein Tropfen von diesem wundervollen Wasser in dem Kasten vorhanden ist, zieht der Vogel Samarmog darnach, und befreit die Gegend von den Heuschrecken.

Arabien wird von einigen Reisenden weiter ausgedehnt, und es wird ein Theil von Armenien dazu gerechnet.

Die Araber theilen sich in zwei große Völkerschaften, die einander vielfältig durchkreuzen; diejenigen nemlich, die in Städten und Dörfern feste Wohnsitze haben; und diejenigen, welche wie ehedem Abraham, Isaac und ihre ganze Familie, in

Hütten

Hütten und Zelten leben, keinen Acker bauen, Vieh weiden, und nach dem Bedürfnisse ihres Viehes, von einem Orte zum andern ziehn, wenn sie die Weide verzehrt haben. Letztere sind bloße Hirten; in Arabien nennt man sie Beduinen; und sie treiben neben der Viehzucht auch Räuberei. Sie ziehn niemals allein, sondern halten sich zu großen Haufen von mehreren hundert Familien zusammen, die man Horden nennt, und eine Art von Lager bewohnen, in welchem ein Führer, ein Scheik, eine Art von Fürsten vorstellt. Es sind solcher Horden eine große Menge, die alle von einander, und von jeder andern Oberherrschaft, unabhängig sind.

Die in den Städten haben auch ihre Fürsten, wovon einige unabhängig, andre aber von größeren, und einige von dem türkischen Kaiser einigermaßen unabhängig sind.

Der lange Strich Landes an der Küste des rothen Meeres heißt Yemen; oder auch, das glückliche Arabien. Die Seeküste selbst ist wüste, hat gar keinen Fluß und wird Tehema genannt. Der Fürst, oder Emir, heißt auch Imam; d. h. Priester; weil er wirklich einige priesterliche Verrichtungen, z. B. das öffentliche Gebet besorgt. Einer von diesen Imam's wird bei den Arabern für einen Heiligen gehalten; nicht weil er viel gebetet, oder eine Menge Ungläubiger bekehrt, oder viel fromme Bettler von den Schätzen des Staates gemästet hatte; sondern weil er, ob er gleich ein Fürst war, um sein Brod zu verdienen, und nicht auf Kosten

des

des Volkes und des öffentlichen Schatzes zu leben, Mützen machte und verkaufte; weil er nur ein Weib nahm, und einen einzigen Bedienten brauchte. Sehr gut! es würde ihm aber gewiß jeder Bürger die Kost nicht allein, sondern dazu noch Bequemlichkeit und Pracht gegönnt haben, wenn er sein Land mit Aufmerksamkeit, Güte, Treue und Gerechtigke i regiert hätte. Ein Fürst, der seine Pflicht erfüllt, verdient das Leben und jeden möglichen Genuß zu genießen; nur der verdient nichts, der nichts thut, der Untergebenen alle Macht in die Hände gibt, der nichts selber sehen, hören oder thun will. Und wenn er dazu noch in Ueppigkeit, zwischen Buhlerinnen, Schmeichlern und Schauspielen lebt; das Vermögen des Staates, das nur zu den Bedürfnissen des Staates bestimmt ist, das er, der Müßiggänger, von seinen Unterthanen erpreßt; wenn er diese Schätze zur Sättigung seiner Wollüste in Spielen, an Buhlerinnen und Vergnügungen verschwendet, oder zur Befriedigung der Habsucht unnützer Schmeichler wegwirft, denn ist er der Verachtungswürdigste im ganzen Reiche. — Es gibt viele Muhamedaner, die wie jener Imam denken. Viele würden sich ein Gewissen daraus machen, mit einem Andern zu essen, wenn sie glaubten, daß er die Mahlzeit mit ungerecht erworbenem Gelde bezahlt hätte. Einige trennen in ihrer Haushaltung dasjenige Geld, über dessen Erwerb sie Zweifel haben, von dem übrigen, und geben es den Armen, wenn sie es nicht dem rechtmäßigen Besitzer zustel-

len

len können. Ein Kaliph zu Bagdad genoß, wie jener Imam, nichts, als was er mit seiner Hände Arbeit verdient hatte. Sein Handwerk war, Matten zu flechten, die er verkaufte. Man muß aber bekennen, daß es schwer ist, mäßig zu seyn, und sein Brod mit eigner Hände Arbeit zu verdienen, wenn man ohne Mühe von den Schätzen des Staates im Ueberfluß leben kann.

In der Schlacht haben die Araber eine sonderbare Art, ihre Tapferkeit und ihren Eifer für ihren Fürsten zu beweisen. Sie binden sich — nicht alle, sondern der, der seinen Eifer zeigen will, — das eine Bein ganz krumm, so daß sie nur auf dem einen stehen, und gar nicht aus der Stelle weichen können. In diesem Zustande feuert der Held bis daß die Feinde weichen, oder bis seine Kameraden die Flucht nehmen, und er vom Feind getödtet wird. Im Felde haben die Araber keine Kanonen, wohl aber in den Festungen.

Moka oder Mohka ist eine wichtige Handelsstadt am arabischen Meerbusen oder rothem Meere.

Aden liegt an der Küste des Weltmeeres, und treibt auch Handlung.

Gegen Osten von Aden soll das alte Saba gelegen gewesen seyn, woher die Königin von Saba kam, die den Salomo besuchte, um ihm Räthsel aufzugeben.

Aus Beit-el-Fakib kommt die größte Menge Caffee.

Auf der östlichen Spitze Arabiens zwischen dem

Ocean

Ocean und dem persischen Meerbusen liegt in einem sehr bergichten Lande Maskät, eine ziemliche Handelsstadt. Das Land ist so reich an Fischen, daß man nicht allein die Kühe, Esel und andre Thiere damit füttert, sondern auch die Felder damit düngt. — Wir glauben, daß jene Thiere nur Gras und Gewächse fressen; und wir sehen hier, daß die Gewöhnung das zuwege bringt, was in der Natur nicht zu liegen scheint. Hier herrschte ein Imam, der anders als jener in Yemen gesonnen war. Er hatte eine Menge Weiber in seinem Harem; demohnerachtet waren die Töchter seiner Unterthanen vor ihm nicht sicher. Er trank Kaffee, rauchte Taback, was doch in seiner Religionspartey verboten ist. Ferner trank er Wein und andre starke Getränke, die kein Muhamedaner trinken soll; er bekümmerte sich um die Staatsgeschäfte wenig; hielt die Armee nicht in gutem Stande, bezahlte seine Soldaten schlecht, ließ ihnen aber dafür die Freyheit, seine Unterthanen zu drücken und zu beunruhigen, und sogar in die Häuser derselben einzudringen. Endlich wurden es die Unterthanen müde, und er mußte flüchtig werden.

Dieses ist ohngefehr, was man das glückliche Arabien nennt; denn man pflegt Arabien in drey Theile, in jenes und in das wüste und das peträische Arabien einzutheilen. Das wüste gränzt an Syrien, an den Euphrat. Das peträische Arabien gränzt an Palästina, Egypten und das rothe Meer.

Obgleich nur die Halbinsel zwischen dem persischen und arabischen Meerbusen Arabien heißt, so

erstrecken sich doch die Araber viel weiter; in Armenien streifen viele ihrer Horden herum; in Persien, am östlichen Ufer des persischen Meerbusens, haben sie auch viele Stämme und kleine unabhängige Herrschaften. Hier leben sie mehrentheils von der Fischerey, von einigem Seehandel und von dem Perlenfange. Ihr weniges Vieh füttern sie mehrentheils mit Fischen. Fast jede kleine Ortschaft hat ihren unabhängigen Fürsten oder Schech, dem sie aber fast nichts geben, und der sich und sein Haus von seinem eignen Vermögen, oder seiner Hände Arbeit erhalten muß. Sie haben untereinander fast beständig Krieg. Selbst der mächtige persische König kann sie nicht bändigen; denn wenn er eine Armee anrükken läßt, verlassen sie das feste Land, wo sie nichts zu verlieren hinterlassen, und flüchten in eine Insel, bis daß der Feind weg ist. Ihre Häuser sind so schlecht, daß es die Mühe nicht lohnt, sie zu zerstören, und die Araber wissen wol, daß die Perser sich auf der Küste nicht niederlassen werden, wo dieselben von ihnen beständig beunruhigt werden könnten. Man darf in der Welt nur Muth haben und nichts besitzen, um furchtbar zu werden, und niemanden zu fürchten. Kurz, diese Araber haben, sagt Niebuhr, mit den alten Griechen viel Aehnlichkeit; nur fehlet es ihnen an Dichtern und Geschichtschreibern, und deßwegen sind sie nicht berühmt.

Gambron oder Bender Abbas, ehemals eine blühende Handelstadt, ist jetzt, da sie in die Hände der Araber gerathen, sehr in Verfall gekommen.

Nicht

Nicht weit von dem nordlichen Grunde des Meerbusens ist eine Stadt, Namens Bender Rigk. Der Schech, der dort vielleicht noch jetzt herrscht, da er 1765 erst dreißig Jahr alt war, hat sich durch seine Grausamkeiten in der ganzen Gegend berühmt gemacht. Da der Vater einst den ältesten Bruder nach der Insel Baharein, die gegenüber an der westlichen Seite des Meerbusens liegt, geschickt hatte, machte dieser Bösewicht, Mir Mahenna, den Anschlag, seinen blinden Vater zu ermorden. Schon hatte er das Messer aufgehoben, schauderte aber zurück; und ein anderer Bösewicht riß ihm dasselbe aus der Hand, und stieß den Alten nieder. Seine Mutter, die ihm den Vatermord vorwarf, schlug Mir Mahenna todt; dann ermordete er seinen älteren Bruder nebst sechszehn Blutsverwandten. Durch diese Schandthaten versicherte er sich der Herrschaft in Bender Rigk, und setzte sich in den Stand, die Karavanen, die nach Schiras gehen, mehrmals zu plündern. 1764 ließ ihm der Persische Gouverneur den Schoß abfodern und drohte ihm, im Weigerungsfalle, den Krieg. Mir spottete des Gesandten, und ließ ihm den Bart abscheeren; welches eine große Beleidigung ist. Der Statthalter kam mit einer Armee; Mir flüchtete mit allen Truppen und den meisten Einwohnern auf eine benachbarte Insel, und sobald ein Theil der Feinde sich zurückgezogen hatte, griff er den andern an, und schlug ihn; denn ob er gleich sich dem Trunk ergeben hatte, und mit seinen Truppen so tyrannisch verfuhr, daß er, selbst

den vornehmsten Offizieren, Nase und Ohren abschneiden ließ, so blieben sie ihm doch getreu. Gegen seine Schwestern und Kinder war er nicht minder grausam: da das erste Kind, welches seine Frau ihm gebahr, ein Mädchen war, ließ er es ans Ufer in die Sonne bringen, wo es umkam. Zwei von seinen Schwestern ließ er ins Meer werfen.

Ormus oder Hormus, eine von den Inseln an der Mündung des Meerbusens, ist durch die Perlenfischerei ehemals sehr berühmt gewesen; jetzt aber ist sie von geringem Belang. Die Perle ist, wie bekannt, in dem Körper gewisser Seemuscheln, die die Gestalt der Austern haben, zu finden; und einige Naturgelehrten glauben, sie seien eine Krankheit des Thieres, etwa wie bei dem Menschen der Nierenstein, oder verhärtete Drüsen. Sie werden mit großer Gefahr tief aus dem Meere heraus geholt. Die Beschreibung dieser Fischerei findet man fast in allen Büchern. Die Perlen sind so theuer, als die Diamanten, nicht wegen ihres Nutzens; denn sie haben keinen; nicht ihrer Schönheit wegen, dann Pfaufedern oder eine Rose sind wohl eben so schön; auch nicht wegen der Lebensgefahr, die sie kosten; denn Menschenleben wird im Kriege, in den Bergwerken ꝛc. sehr wohlfeil verkauft; nein, sie sind theuer, weil sie selten sind. Manches einzelne Stük gilt einige tausend Thaler. — Und man rühmts in allen Zeitungen, Blumenlesen und Almanachen, wenn ein vornehmer Herr seinen Beutel mit einem Dutzend Louisd'or anbietet, um einen Menschen zu

retten,

retten, der ins Wasser gefallen ist. Wenn er noch selbst Hand anlegte! — denn seine Börse hätte er denn doch wohl den Abend auf ein paar Karten gesetzt.

Zu Baharein, es sind mehrere Inseln, ist der Perlenfang noch beträchtlich. Was aber noch merkwürdiger ist, hier ist die theologische Universität einer ganzen Secte der Muhamedanischen Araber. —

Nun kehren wir wieder auf die Halbinsel zurük, an die westliche Ufer des Meerbusens, in das wüste Arabien.

Es ist in der That eine Wüste, aber doch nicht unbewohnt. Nicht allein Hirten sind hier zu finden, sondern auch Städte und andere feste Wohnorte.

Katif, al Katif, oder Elkatif, am Ufer, den Inseln Baharein gegenüber. Es werden hier Perlen gefischt. Die Portugiesen haben hier noch ein kleines Castell; die Holländer haben ehedessen jene Insel jenseits besessen; die Europäer nisten sich überall ein, wo sie können, werden aber auch zuweilen vertrieben, oder vertreiben einander selbst. Ueberall, wo sie sich eindringen, drücken sie die Besitzer des Landes, wenn sie mächtig genug sind.

Tadmor, Tatmor, vor Alters Palmyra, einige zwanzig Meilen von Haleb gegen Südosten, war ehedessen berühmt; jetzt ist sie verwüstet. Salomo soll sie erbauet haben; hier hat die berühmte Königin Zenobia regiert.

Nun kommen wir ins Peträische Arabien, welcher der merkwürdigste Theil ist.

Der türkische Kaiser macht auf die Oberherrschaft dieses Theils, so wie mancher andrer Theile, Anspruch. Er hat auch sonst vieles darinn besessen; hat aber auch einen großen Theil gegen die Einwohner verlohren. — Die Menschen können doch einen Oberherrn unter keiner andern Bedingung angenommen haben, als daß ein solcher sie regieren und gegen auswärtige Feinde schützen sollte. Man kann nicht sagen, daß irgend ein Fürst oder König der Eigenthümer eines Landes wäre; denn woher hätte ers bekommen? Das Land gehört dem, der es baut und bewohnt, und ein König ist doch nur ein Mensch, wie ein andrer. Er kann also keine Rechte haben, als diejenigen, welche die Menschen ihm gegeben haben. Er will Land und Leute schützen und regieren. Er müßte aber wohl warten, bis man ihn darum ersuchte; denn was würde mein Nachbar sagen, wenn ich ihm ins Haus fiele, und sagte: Was du hast, ist mein; und bei schwerer Strafe sollst du mir geben, was ich dir abfordere; dafür aber will ich dich regieren und schützen; — ? Und dann, der Schutz? Schützt der König die Nation? oder die Nation den König? Seine Macht, sind die Einwohner; diese müssen Leib und Leben wagen: die Soldaten, sind Einwohner; diese und fremde werden besoldet; und wer besoldet sie? die Nation. — Der Fürst regiert — ja, zuweilen, und dann und wann gut. Zuweilen aber auch thut er nichts; und dafür läßt er sich Abgaben bezahlen. Der Sultan zu Constantinopel sagt nicht: Ich bin

der erste Diener des Staates, sondern: das Reich ist mein; ich habe ein Recht auf Arabien ꝛc. ja es heißt: Alles, Land und Leute, Vermögen, Leib und Leben der Menschen ist mein. Was die Unterthanen haben ist mein Eigenthum. So sagten zu Ludwig dem vierzehnten der Beichtvater Le Tellier und die Sorbonne: Die Haabe Euer Unterthanen ist Euer Eigenthum; und wenn Ihr ihnen auch das letzte abfodert, so fodert Ihr nur das Eurige zurück.— Ist es nicht klar, daß ohne Ludwig oder den Großsultan die Völker nichts hätten? Denn sie baueten das Land; sie trieben Handlung und Handwerke: sie erzeugten die Reichthümer! Die Sorbonne hat es ja gesagt.

Die Araber haben sich die Freyheit genommen, dem Großherrn wenig Herrschaft über sich zu lassen; und das wenige, was sie ihm zugestehen, ist eine Folge ihrer Politik; denn es kommen jährlich große Summen von der Türkei nach Mekka, und zu der Zeit, daß die Pilger in Mekka sind, wird auf Kosten des Sultans in dieser Stadt so viel Wasser verspendet, als zwei tausend Kameele tragen können.

Mekka ist die vornehmste und merkwürdigste Stadt in ganz Arabien. Sie liegt fünf oder sechs Meilen vom rothen Meere, in einem dürren und unfruchtbaren Lande. Die Hitze ist unausstehlich, deßwegen machen die Einwohner Fenster und Thüren zu, und besprengen die Straßen. Man hat Beispiele, daß Menschen vor Hitze erstickt oder vom Samum

getödtet worden sind. Diese Stadt ist der heilige Ort der Mahumedaner.

Die Kaaba ist zweierlei; erstlich ein gewisser schwarzer Stein, welcher von den Pilgern andächtig geküßt wird, und an der Thür des Tempels, oder vielmehr der kleinen Kapelle, die auch Kaaba heißt, gesetzt ist. Beides ist älter als Muhamed; die Kapelle soll Abraham gebaut haben, und hier ist der Brunnen, welchen der Engel der Hagar zeigte, als Ismael, der Stammvater der Araber, verschmachten wollte. Das Wasser daraus ist schlecht, wird aber, als ein Heiligthum, den Pilgern zugetheilt und auch in Flaschen, wie bei uns das Selterwasser verschickt. Die Kaaba wird das Haus Gottes genannt; alle Muhamedaner, die den Aufwand zur Reise bestreiten können, müssen es wenigstens einmal in ihrem Leben besuchen; viele aber schicken andre sich für hin. Man kann sich vorstellen, daß, bei dem großen Zulauf und den häufigen Opfern, Mekka eine der schönsten Städte im Orient seyn muß. Allein die Christen können sie nicht kennen lernen, denn sie dürfen nicht allein nicht hineingehen, sondern gar nicht einmal ihr näher als eine Tagreise kommen. — Die Kaaba selbst ist ein schlechtes Gebäude; die Thür ist sieben oder acht Fuß von der Erde, und man steigt, nicht auf einer Treppe, sondern auf einer Leiter hinein. Außerordentliche Fälle ausgenommen, wird die Kaaba nur zweimal jährlich geöffnet. — Den schwarzen Stein hat der Engel Gabriel zum Bau der Kaaba hierher gebracht. Anfänglich

lich war er so weiß und so glänzend, daß man ihn vier Tagereisen weit glänzen sah; er hat aber den Glanz verlohren, und ist schwarz geworden, weil er so sehr über die Sünden der Menschen geweint hat. Er ist in Silber eingefaßt, und der ganze Obertheil der Kaaba ist mit einem seidnen Zeuge behangen, worauf Sprüche aus dem Koran in Gold gestickt sind, und alle Jahr wird ein neues auf Kosten des Sultans umgehängt. Mekka ist der Geburtsort des Muhameds.

Medina ist die zweyte in der Muhamedanischen Religion berühmte Stadt; Muhamed liegt hier begraben, und sein Grab wird von den Gläubigen und Frommen fleißig besucht. Hierher flüchtete Muhamed, als er 622 aus Mekka vertrieben wurde; hier gründete er seine Religion, und sein Reich! das Kaliphat.

Gegen Nordwesten wohnten ehemals die Edomiten, Moabiten ꝛc. an den Gränzen von Palästina. Ueberhaupt ist dieser Theil von Arabien in der Bibel sehr berühmt. Merkwürdig sind die Hirten-Araber oder Beduinen. Die Einwohner der Städte, besonders derer, die Handlung treiben, haben nach und nach ihre Sitten mit den Sitten fremder Völker, mit welchen sie handeln, theils vermischt, theils vertauscht; so daß sie den Arabern des Alterthums nicht mehr ähnlich sind. Die Beduinen hingegen, die immer ihre Freyheit den Reichthümern vorgezogen haben, und in getrennten Stämmen unter tragbaren Hütten wohnen, haben noch die Sit-

ten, die Regierungsform und Gebräuche ihrer Urel-
tern bis auf den jetzigen Tag behalten. Wenn man
nun die feineren Sitten der neuern Zeit für eine Ver-
besserung ansehen kann; so folgt daraus, daß die
Handlung und die Gemeinschaft unter den Menschen
auf die Sitten einen wohlthätigen Einfluß haben,
die Sitten bilden und den Menschen vervollkommnen
und daß die Eingezogenheit und Absonderung den
Menschen in seiner Rohheit erhält. — Es ist aber
die Frage, ob feinere Sitten bessere Sitten sind?
Bey ungebildeten Völkern findet man Rohheit, Här-
te, Barbarey, Wuth, Grobheit; aber auch Ehrlich-
keit, Gradheit, Treue; ihre Laster sind anstößig,
aber offenbar, und deßwegen reizen sie nicht leicht
zur Nachahmung. Gebildete Menschen sind sanft,
gefällig; aber versteckt, listig, üppig; und ihre Laster,
die sie mit einem Anstrich von Anständigkeit zu ver-
schleyern wissen, werden durch ihre Anmuth gefähr-
liche Muster. Man sollte beynah sagen, es gäbe im
Ganzen genommen fast keine Besserung des mensch-
lichen Geschlechts, und daß jede Bildung nur ein
Tausch von gröberen Lastern gegen feinere ist.

Bey den Beduinen regiert der Vater, den sie
auch Schech nennen, die ganze Familie, Herren
und Knechte. Wenn eine solche Familie nicht mäch-
tig genug ist, um sich gegen ihre Feinde zu verthei-
digen, so verbinden sich mehrere zusammen, die dann
einen obern Schech wählen, und als ein kleiner
Staatskörper nach der Familie der Obern benannt
werden. Die Oberschechs großer Gesellschaften ha-

ben eine Menge Kameele, theils zum Gebrauch bey der Handlung, oder im Kriege, und theils als Waare, die sie verkaufen. Kleinere abhängige Stämme halten nur Schaafe. Die Schechs wohnen in Zelten, und überlassen den Ackerbau und andre schwere Arbeit ihren Unterthanen, die in elenden Hütten wohnen. — Also auch ein Unterschied, eine Art von Vorrechten und Bedrückungen in den arabischen Wüsten! — Die Oberherrschaft bleibt in der Familie des erwählten Oberschechs; allein in dieser Familie wählen die Väter den Fähigsten unter den Söhnen des verstorbenen Schechs. Diese Obern bekommen von ihren Unterthanen wenig oder gar nichts. — Aber sie haben doch vorzugsweise Kameele; und dann macht ihnen die Oberherrschaft wenig Mühe. Allenfalls mögen sie einige Streitigkeiten schlichten, und die Mannschaft im Kriege anführen. Jeder kleine Schech ist der Representant seiner Familie und führt bei der Regierung für dieselbe das Wort. Daher muß der Oberschech sie nicht als Unterthanen, sondern vielmehr als eine Art von Bundesgenossen ansehen und behandeln; denn, wenn seine Regierung ihnen misfällt, so trennen sie sich von der Horde, und gehen zu einer andern über, die sie mit Freuden als einen Zuwachs an Macht aufnimmt. Auch die kleinen Schechs müssen sich vorsehen, denn sonst werden sie von der Familie abgesetzt, oder verlassen. — Niemals haben fremde Mächte diese Araber unterjochen können, wie sie sich der Städte

bemei-

bemeistert haben; weil es unmöglich ist, Menschen zu halten, die immer von einem Ort zum andern ziehn können, weil sie nichts festes haben. Kostbare Häuser, Ländereien, Pensionen, Gelegenheiten zu Vergnügungen, die man nicht wegtragen kann, fesseln den Menschen an den Ort, und machen ihn zum Sclaven.

Die Araber, die keine feste Wohnungen gebaut, und besonders sich durch die Bequemlichkeit, ihre Butter und Käse leichter und theurer zu verkaufen; nicht haben reizen lassen, in der Nachbarschaft der großen Städte zu wohnen, haben ihre Freiheit ganz unversehrt behalten. — Sie haben zuweilen unter einander Krieg; ihre Fehden sind aber weder dauerhaft noch blutig. Jeder Schech glaubt sich in seinem Bezirk völlig Souverain, und berechtigt, eben sowohl, wie andre Monarchen, von Reisenden Geschenke, Zoll und Abgaben zu fodern. In der That, der Unterschied wäre schwer anzugeben. In so fern der Fremde von dem Lande, durch welches er reiset, Nutzen hat, oder demselben Beschwerde macht, ist es billig, daß er etwas giebt; aber, wie man blos dafür, daß er den Boden betritt, etwas ihm abfordern kann, ist nicht leicht zu denken, da doch der Weg einmal da ist, und er demselben keinen Schaden thut. — Die Türken, welche die Karavanen begleiten, sind zu stolz, als daß sie die Schechs wie Souveraine behandeln sollten; sie achten dieselben für Räuber, versagen ihnen den Zoll. Dagegen aber fallen auch die Araber die Karavanen an;

kann

kann man ihnen ganz Unrecht geben? — Die Araber rauben, tödten aber nicht, wenn man ihnen nicht widersteht; sie sind sogar gegen die Beraubten dienstfertig, geben ihnen einige Kleidungsstücke und Eßwaaren wieder zurück, begleiten sie auch wohl, damit sie in der Wüste nicht umkommen. Ein Europäer, der zwischen Haleb und Basra geplündert worden war, und von der Pest befallen wurde, ward von seinen Räubern bewirthet, bis daß er genas, und dann nach Basra gebracht. — Ein Engländer reisete mit zweien Arabern, ward angegriffen, schoß nach den Räubern, mußte sich aber ergeben. Die Araber prügelten ihn dermaßen, daß er nicht gehen oder stehen konnte, weil er auf sie gefeuert hatte; darauf, als sie ihn so schwach sahen, trugen sie ihn in ihre Zelter, verpflegten ihn, bis er wieder gesund war, und brachten ihn nach Basra. Ein Gefährte von Niebuhr mußte sich auch ausziehen, (denn die Araber ziehen keinen Wandrer selbst aus, aus Furcht indeß überfallen und getödtet zu werden.) Man ließ ihm seinen Esel und alle seine Papiere, gab ihm seine Hosen und eine Decke wieder, und erlaubte ihm, so viel Proviant zu nehmen, als er wollte.

Das sogenannte rothe Meer, oder auch in der Bibel das Schilfmeer, ist der Meerbusen, welcher Arabien gegen Südwesten begränzt, Die Erdzunge, welche dieses in Nordwesten von dem mittelländischen Meere trennt, heißt die Erdzunge Suez.

Diese

Diese verbindet Asien mit Afrika, und ist die Ursach, warum man vor dem sechzehnten Jahrhundert so oft versuchte, einen andern Weg nach Ostindien zu eröffnen. Die Handlung von Ostindien mußte durch die Hände der Morgenländer gehen, weil kein Schiff von dem mittelländischen Meer ins rothe segeln konnte. Allein sobald Vasco de Gama, gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, den Weg um Afrika entdekt hatte, trieben die Europäer die Handlung mit Ostindien unmittelbar, und der Flor der Handlung in der Levante und auf dem mittelländischen Meere verfiel; Genua, Venedig, Haleb, Kahira, verlohren ihr Ansehen und ihren Reichthum.

Die Meerenge, wodurch das rothe Meer in Südosten mit dem Ocean verbunden ist, heißt die Meerenge von Babelmandel. Auf dem rothen Meere, und durch diese Meerenge, sollen die Schiffe des Königs Salomo nach Ophir gesegelt seyn, und eine Menge Gold daher geholt haben. Man weiß nicht mehr, wo das Land Ophir gewesen seyn mag.

Südwestwärts von dem rothen Meere, folglich Arabien gegenüger, ist Egypten, ein Land in Afrika, wo die Juden, oder Kinder Israels, die Joseph dahin gezogen hatte, in der Sclaverei gehalten wurden, woraus Moses sie rettete. Er führte sie einen Umweg, durch das rothe Meer, welches sich ihnen öffnete, nicht in das gelobte

Land,

Land, sondern in die Wüste Arabiens, um den Berg Sinai. Diese Wüste ist eine der schrecklichsten in der ganzen Gegend.

Der Berg Sinai selbst ist ein hoher Gipfel auf einer Bergmasse, deren Umfang mehrere Tagereisen beträgt; daher es schwer zu begreifen ist, wie das Volk Israels, welches sechsmalhundert tausend streitbare Männer, ohne die Weiber und Kinder, zählte, auf dem untern Berg lagern, oder wie es die Stimmen vom Sinai hören konnte, wenn es auf der Ebne, zwei oder drei Meilen weit von dem Gipfel, war. Man zeigt hier die Felsen, die Moses mit seinem Stabe schlug, und die Wasser gaben; den Stein, worauf Aaron das goldne Kalb verfertigte, und andre Seltenheiten mehr.

Man weiß nicht, ob Sinai und Horeb einer und derselbe, oder zwei verschiedene Berge sind. Es sind Klöster von christlichen Mönchen und auch Moscheen auf diesen Bergen.

Persien.

Es ist das große Land, wohl drei oder viermal so groß als Deutschland, welches Arabien gegen Nordosten, zwischen dem Persischen Meerbusen, dem Persischen Meere und dem Caspischen See, Armenien und Hindostan, liegt.

Schon in dem höchsten Alterthum ist es als eine große und volkreiche Monarchie bekannt. Cyrus,

ein König von Persien, machte große Eroberungen, und ward berühmt. Er erstreckte seine Herrschaft bis an das Mittelländische Meer über Palästina, Egypten und Kleinasien. Seine Nachfolger aber, wie die Geschichte meldet, ließen sich bald ihren Reichthum und ihre Macht blenden, wurden weibisch und träge. Die Griechen nannten den Persischen Monarchen den großen König, nicht weil er ein großer Mann, sondern weil er reich und mächtig war. Diese großen Könige, die Herren von einem Gebiete, so groß als gantz Erropa, wurden von ohngefähr zehn oder zwanzig tausend Griechen mehrmals geschlagen; und konnten das kleine Griechenland, das sie so gern gehabt hätten, niemals überwinden. Man kan sich von ihren Sitten dadurch einen Begriff machen, daß einer ihrer Prinzen, der die Achtung der Lacedämonier zu gewinnen suchte, sich unter andern rühmte, er könne noch besser trinken, als sein Bruder, der König. Endlich machte Alexander, König von Macedonien, mit weniger als fünfzig tausend Mann, wie die Geschichte erzählt, in drey Schlachten dem großen Reiche ein Ende, und ganz Persien kam unter die Herrschaft griechischer Fürsten, die dem Alexander gedient hatten, und sich in das große Reich theilten.

In jenen alten Zeiten hatten die Perser Wissenschaften, die sonst, alle zusamengenommen Philosophie genannt wurden. Jetzt ist die Philosophie nur die Sammlung der ersten Grundsätze des menschlichen Denckens; weil die Wissenschaften alle so weit-

läufig

läufig geworden sind, daß man sie unter mehrere Abtheilungen bringen mußte; zu jenen Zeiten aber rechnete man alle Wissenschaften zu der Philosophie.

Sie erkannten einen Gott, ersten Urheber aller Dinge, der mächtig, ewig, weise, gütig war, und den sie Oromasdes nannten.

Sie sahen in der Welt manches Uebel; dies konnte ein gütiger Schöpfer nicht gemacht haben; also ersannen sie einen andern Gott, Arimanius genannt, der böse war, und, zufolge seiner Bosheit, alles Böse that, alles verderbte, was jener Gutes hervorgebracht hatte.

Andre lehrten bei den Persern, es seyen drei Götter, beide vorhergenannte, und Mithras, der jene beiden erzeugt oder erschaffen habe. Es ist merkwürdig, daß alle Völker, die mehrere Götter, und einen vornehmsten, obersten Gott anerkannten, dem Ersten jederzeit vollkommne Güte und Weisheit zuschrieben, wenn sie böse Götter glaubten, und das glaubten alle Völker, und glauben auch noch alle heidnische Nationen; so war der böse niemals der erste, sondern nur höchstens dem guten Gotte gleich, mehrentheils aber ihm untergeordnet. Sie konnten die Bosheit mit der Einsicht und Weisheit nicht vereinbaren, welche zur Schöpfung der Welt nothwendig ist.

Allein, damit konnten sie doch keine hinreichende Erklärung von dem Uebel in der Welt geben, und ihre Lehre hatte immer sehr schwache Seiten. Wenn Einsicht und Weisheit mit der Bosheit nicht harmonirt.

nirt, wie es denn auch wirklich so ist, wie konnten sie ihrem bösen Gotte, oder Dämon, Klugheit genug zutrauen, um den Schöpfer der Welt zu überlisten, und ihm, wider seinen Willen, seine Welt zu verderben? Wußte das der Schöpfer nicht, oder konnte er den bösen Dämon nicht abhalten? Und wenn er nun gar den Ariman selbst geschaffen hat, hat er ihn nicht so geschaffen, wie er ist? Konnte er ihn nicht einschränken, und allenfalls vertilgen? Ist Ariman ein Gott, so muß er so mächtig seyn, ja noch mächtiger als Dromasdes, weil er seinen Zweck erreicht; und so fehlt es lezterem an Macht. Hat Dromasdes gar den Ariman erschaffen, noch ärger; dann fällt die ganze Schuld auf ihn.

Zoroaster wird derjenige genannt, von dem es heißt, daß er die Religion der Perser gestiftet und ihnen Gesetze gegeben habe. Seine Nachfolger, die Priester, hießen Magier; welches gar nicht so viel als Zauberer bedeuten soll, ob gleich der Name der Magie oder Zauberei von ihnen herkommt. Ihr Religionsbuch heißt Zend-Avesta, und noch ein anders Sadder; wovon zu unsern Zeiten großes Aufheben gemacht wird, als wenn große Schätze geheimer Weisheit darinn verborgen lägen. Es wird damit wohl wie mit den Versprechungen der Schazgräber beschaffen seyn.

Die Magier beten das Feuer an, oder vielmehr, sie brauchen es als ein Bild der erleuchtenden, thätigen und mächtigen Gottheit, in ihren Tempeln, um sich dadurch an das höchste Wesen

zu erinnern. Von diesen Feueranbetern findet man noch einige wenige in Persien, besonders in Caramanien, unter dem Namen der Parsen oder Gueber. Sie werden dort, wie bei uns die Juden, gedrückt.

Der Monarch, unter welchem ehemals, doch aber in neueren Zeiten, das ganze weitläufige Gebiet stand, war, wie alle asiatische Monarchen, despotisch, und hieß Schach, (wovon der Name des Schachspiels, welches hier erfunden worden seyn soll, herkommt,) oder auch Sophi. In den neuern Zeiten ist dieser Staat durch innerliche Unruhen und Spaltungen, durch bürgerliche Kriege und Empörungen sehr zerrüttet, und in viele kleinere Staaten zerrissen worden.

Es ist das Vaterland der Seide; hier spinnen die Seidenraupen, wie bey uns die gemeinen Raupen, wild und ohne Pflege. Durch seine Pferde ist Persien schon von undenklichen Zeiten her berühmt. Unsre Kaufleute holen daher Seide und seidne Zeuge Tapeten, Pferde, Perlen, Assa foetida, (ein sehr stinkendes Gummi, welches in der Arzeney und auch als Gewürz an Speisen gebraucht wird,) und andre Waaren mehr.

Man kann denken, daß eine so weitläuftige Monarchie in viele Provinzen eingetheilt ist, deren Bekanntschaft aber uns gar nicht interessiren kan. Man lieset zuweilen die Namen folgender Provinzen.

Khorasan in der Gegend des Caspischen Meeres; Kandahar, an der Gränze von Hindostan;

Kerman oder Karamanien, an der Mündung des Persischen Meerbusens; Kurdistan, höher hinauf am Meerbusen.

Die vornehmsten Städte sind: Ispahan, die Residenz und gröste Stadt im ganzen Reiche; sie soll sehr prächtig seyn. Sie liegt ohngefehr mitten im Lande.

Gambron, oder Bender-Abas, auch Bender-Abassy, an der Mündung des Meerbusens, ist wegen ihres Handels mit Indien sehr berühmt. (S. Arabien.)

Schiras, am Meerbusen, treibt gleichfalls eine große Handlung.

Das Gebürge Ararat, im Persischen Armenien, oder Inar, am Caspischem Meere, muß bemerkt werden weil hier die Arche Noe nach der Sündfluth stehen geblieben seyn soll.

Von den Sitten des Volkes haben wir nichts zu sagen; es sind ohngefehr die nemlichen als die Sitten in Türkey. Die Perser sind wie die Türken, Asiaten und Muhamedaner.

Ostindien.

Unter dem Namen Indien pflegt man die ganze Strecke Landes zwischen Persien und China zu begreifen, nebst den beiden Landspitzen oder Halbinseln, die sich von Hindostan ins Meer erstrecken. Dazu gehören noch alle Inseln in dem nächsten Meere. Ostindien heißt es deswegen, um es nicht mit Amerika

rika zu verwechseln, welches man Westindien nennt.

Man schäzt die Größe von dem festen Theile, oder Hindostan, ohngefähr auf siebenzig tausend Quadratmeilen, d. h. etwa sechsmal größer als ganz Deutschland.

Seinen Namen Indien hat das Land von dem Flusse Indus, welcher an der westlichen Gränze gegen Persien fließt und in der Gegend ins Meer fällt. Noch berühmter als dieser Fluß ist der Ganges, der von Norden nach Süden herunter durch die Mitte von Hindostan fließt, und sich in den Meerbusen von Bengalen ergießt. Dieser Fluß ward von jeher und wird jezt noch von den heidnischen Bewohnern des Landes heilig gehalten; sein Wasser wird so geschäzt, wie bei gewissen Völkern das Weihwasser; es beschützt vor allem Uebel, und reiniget die Seele von allen Sünden. Wer es haben kann, badet fleißig darin. Die Kaufleute wissen noch besser; wozu der Fluß gut ist; nemlich zur Schiffarth.

Hier waren vor Alters eine Art von Gelehrten, oder vielmehr von Religiosen oder Einsiedlern, sehr berühmt; man nannte sie Bramanen, Braminen, Brachmanen. Die andächtigsten unter ihnen giengen halb oder ganz nackt, und hießen deßwegen Gymnosophisten, das heißt, nackte Weisen. Durch ihre harte Lebensart erregten sie Bewunderung, und erwarben sich Ansehen, welches vermuthlich ihre Absicht war. Denn man ist selten

so auffallend andächtig, ohne seine Absichten dabei zu haben.

Einige von den Gymnosophisten bewiesen dadurch ihre große Frömmigkeit, daß sie oftmals vom Morgen bis in den Abend auf einem Fleck unbewegt, wechselweise auf einem Fuß und auf dem andern, standen, und die Sonne unverwandt anguckten. Eine sehr nüzliche, und daher Gott sehr gefällige Beschäftigung? Es war aber doch eine Uebung der Gedult und Selbstüberwindung, die allerdings eine edle Tugend ist, so bald sie dazu dient, Pflichten zu erfüllen. Nur Schade, daß sie, die Gymnosophisten, wie manche andre, bei dem Mittel stehen blieben, ohne diese Mittel zur Erreichung eines Zweckes anzuwenden. Sie machten es so wie die Gelehrten, die viele Sprachen und keine Wissenschaften studieren.

Die Braminen haben ihren Namen von einem Brama, den sie als den Stifter ihrer Religion, und dann auch als einen Gott verehren. Dieser Brama soll der Verfasser eines bei ihnen heilig geachteten Buches, des Vedams, seyn. Es ist in einer, jedem andern als den Braminen, oder Priestern, unbekannten Sprache, die sie Hanskrita nennen, geschrieben. Fast überall sind Grundbücher der Religion, die doch jedermann lesen und kennen müßte, weil er die Religion, beim Verluste der Seligkeit beobachten, und deren Lehren glauben soll; fast überall, sage ich, sind diese Bücher in einer dem Volke unbekannten Sprache geschrieben.

Der

Der Bramin hat seine Hanskrita, der Jude sein Hebräisch, viele Christen das Latein. Die Priester haben es beinah wie manche Regierungen gemacht, welche ihre Gesetze, besonders in Finanzsachen, geheim halten. Es giebt dabei gewisse Bequemlichkeiten; man kann nemlich Religion und Gesetze reden lassen, wie man will.

Sie verehren auch einen gewissen Butta oder Budda, der zu Siam besonders unter dem Namen Sammona-Codom, oder Sommona-Rhodom, verehrt wird. Dieser ist fünfhundert fünfzig Verwandlungen durchgegangen, und so vielmahl unter einer neuen Gestalt gebohren worden. Oftmals hat er für die Menschen sein Leben hingegeben; und in der einen Verwandlung, als Affe, hat er sein Reich von einem wüthenden Ungeheuer befreit.

Die Gymnosophisten lehrten den Uebergang der Seelen in verschiedene Körper; eine Lehre, die unter dem Namen der Seelenwanderung, oder der Metempsychose, bekannt ist. Nach derselben gehet die Seele des Menschen, nach dem Tode des Körpers, in einen andern; spätere Philosophen haben gesagt; diese Wanderung geschehe, je nachdem der Mensch in seinem ersten Leben sich betragen hat. Die guten giengen entweder in neue Menschen, oder in unschuldige Thiere, als Tauben oder Schaafe, zur Belohnung über; die bösen aber in Wölfe, in Löwen und dergleichen, zur Strafe ihres vorherigen Frevels. Zur Strafe reißen diese, und jene werden zum Lohne ihrer Tugend aufgefressen. Ist das nicht billig?

Zu unsern Zeiten ist man nicht abgeneigt, eine andre Art, nemlich eine aufsteigende Seelenwanderung zu glauben. Es ist nicht unmöglich, daß die menschlichen Seelen, ehe sie ihren jetzigen menschlichen Körper bewohnen, andre Körper belebt, und einigermaßen von unten auf in der Reihe der lebendigen Wesen gedient haben, und sich nach dem Tode immer höher hinauf schwingen.

Die Gymnosophisten lehrten auch manches Gute; z. B. man müsse den Körper durch Arbeit abhärten, um ihn der Vernunft gehorsam zu machen, und die Seele zu stärken.

Allein einer Lehre werden die Damen schwerlich ihren Beifall geben: man muß, sagten sie, mit den Weibern nicht philosophiren; mit den bösen nicht, weil sie die Geheimnisse der Wissenschaften ausplaudern mochten; mit den guten aber auch nicht, damit diese nicht aus großer Lust zu den Wissenschaften ihr Hauswesen, ihre Männer und Kinder vernachläßigen.

Die Damen können sich nun freilich, wegen ihrer Geschäfte, eben so wenig ganz auf die Wissenschaften legen, als der Kaufmann, der Geschäftsmann, der Soldat, die ihre wichtigen Verrichtungen haben. Uebrigens kann man ihnen wohl die Wissenschaften gönnen, und es sey ihnen erlaubt, lieber zu studiren, als ihre Tage beim Putztische und in leeren Besuchen zuzubringen.

Man sieht aus jener Lehre, daß die Gymnosopstisten ihre Wissenschaften geheim hielten. Das

war

war dem den alten Zeiten durchgehends Brauch. Die Magier in Persien behielten ihre Wissenschaften für sich; dies thaten die egyptischen Priester auch; Pythagoras, der die Philosophie in Italien zuerst brachte, hielt sie geheim, und vertraute sie nur solchen unter seinen Schülern, deren Verschwiegenheit er sich durch ein fünf Jahre langes Stillschweigen versichert hatte. Zu unsern Zeiten frägt man: ob es gut sey, das Volk aufzuklären? Viele behaupten, man müsse das Volk nicht zu klug machen; man müsse es durch Wahn täuschen. Wozu doch diese Geheimnisse? Ist es nicht vielleicht aus eben dem Grunde, warum der Kaufmann geheime Zeichen an seine Waaren macht; der Käufer kann die Zeichen nicht lesen, weiß also nicht, wie theuer der Kaufmann die Waare verlassen kann; und dieser versucht also so viel als möglich zu übersetzen. Wenn der Mensch unwissend ist, seine Rechte und Pflichten nicht kennt, so kann man ihn gar leicht überlisten, ihm mehr abnehmen und weniger zugestehen, als billig ist.

Die Gymnosophysten verachteten den Tod, und verbrannten sich nicht selten lebendig.

Dieses thaten auch die Weiber der Indianer; viele verbrannten sich mit dem Leichname ihres Mannes, und es gab nicht selten unter den verschiedenen Gemahlinnen des Verstorbenen Streit, welche die Ehre haben würde, den Mann in die Ewigkeit zu begleiten. Dieser Gebrauch hat bis ohngefehr zu unsern Zeiten gewährt, wo die euro-

päischen Missionare und Kaufleute nach und nach das Volk von dieser Sitte abgemahnt haben.

Es wird erzählt, daß die heutigen Indianer noch einen sonderbaren Glauben haben, nemlich, daß es für die Seligkeit und das Heil der Seele in jenem Leben sehr zuträglich sey, mit einem Kuhschwanze in der Hand zu sterben. Das ist doch eben so gut für die Seele, als ein Bad in dem Ganges. (S. nachher.)

Aus der Metempsychose zogen die Braminen und Gymnosophisten den Schluß, daß man kein Thier schlachten, und folglich kein Fleisch essen müsse, weil man nicht wissen könne, ob nicht die Seele eines Menschen, vielleicht eines Verwandten, und wohl gar eines eignen Vaters darin ist. Deßwegen haben bei den Braminen die Thiere immer gute Zeit gehabt.

Ehe wir zu der Beschreibung der heutigen Sitten der Indianer übergehen, wollen wir uns mit dem Lande selbst, das bei uns sehr berühmt ist, bekannt machen.

Indien wird gemeinigleich in drei große Haupttheile eingetheilt; in das feste Land, oder Hindostan, oder Indostan, oder auch das Reich des Moguls, oder Grosmoguls; in beide Halbinseln, wovon die westliche die Halbinsel diesseits des Ganges, und die östliche die Halbinsel jenseits des Ganges genannt wird. Die politische Eintheilung ist etwas anders. Zu jenen drei Theilen kommen noch die Inseln.

Hindostan.

Der sogenannte Großmogul, ehedem wegen seiner Macht und seiner Reichthümer so sehr berühmt, ist jetzt nur ein kleiner Fürst, dessen ganzes Gebiet auf einen geringen District um seine Hauptstadt, Agra, zusammengeschmolzen, und zwar steht er nur unter der Oberherrschaft der Engländer, d. h. der englischen Ostindischen Compagnie; also ist ein mächtiger Monarch nunmehr der Vasall einer Gesellschaft Kaufleute.

In dem Hindostan sind folgende Städte mit ihren Landschaften zu bemerken.

1) Agra, mitten im Lande, eine ungeheure große Stadt; ein Reuter brauchte einen ganzen Tag, um rund herum zu kommen, welches etwa zehn Meilen betragen möchte. Uebrigens ist es die Frage, was für ein Pferd dazu gehörte, wie lang man den Tag rechnet, und ob man es gehörig versucht hat. Denn die Reisebeschreibungen pflegten selten sehr zuverlässig zu seyn, weil die Reisenden alles ihnen Unbekannte und Neue anstaunen, die Sprache des Landes schlecht oder gar nicht verstehen, nicht selten etwas vergessen, ehe sie ihre Beobachtungen niederschreiben, und zuweilen auch gern unerhörte Dinge erzählen. Agra, heißt es, hat fast ein ländliches Ansehen, weil alle Vornehmen große Bäume um ihre Wohnungen herum pflanzen, was in dießem heißen Clima sehr erwünscht ist. Die Stadt ist mit ei-

ner Mauer und einem breiten Graben umgeben. Auf einem Platze in der Stadt üben sich die Großen nach der Scheibe zu schießen; was eben nicht polizeymäßig ist. Man sieht in großen breiten Straßen Gewölbe, wo allerlei Krambuden sind. Die häufigen Moscheen in der Stadt dienen den Verbrechern zu Zufluchtsorten, woraus der Mogul selbst sie nicht ziehen lassen dürfte: mehr als achthundert öffentliche Bäder werden stark besucht, weil es eine fromme Handlung ist, sich zu baden. — Alle Morgen bringt der Monarch der aufgehenden Sonne seinen Gruß, welches zwar manchem Prinzen beschwerlich seyn möchte, wenn die Sonne das Compliment genau beim Aufgehen verlangte, dem Mogul aber nicht so sehr beschwerlich seyn kann, weil die Sonne dort niemals vor fünf Uhr aufgehet. Alle Morgen machen die Großen dem Monarchen den Hof. An dem Schlosse ist ein Thor, wodurch nur die Großen, Geringere aber nie, gehen dürfen. Der Thron des Fürsten ist von gediegenem Golde, mit Perlen und Edelgesteinen besetzt. Täglich halt der Mogul Gericht; an dem Throne hängen goldne Glökchen (sie mögen schlecht klingen); wer eine Klage hat, zieht an dem einen; wer aber keine gehörige Beweise anzubringen weiß, darf es bey Lebensstrafe nicht thun. Das ist hart! denn jeder Kläger und Beklagter glaubt Recht zu haben.

Der Mogul unterhielt ehemals mehr als 200000 Mann Truppen, selbst in Friedenszeiten; er gab seinen Säbeln prächtige Namen, z. B. dem einen:

Ueberwinder der Welt; dem andern: Eroberer der Erde; er hatte in seinen Ställen etwa zwölftausend Pferde, und fünfhundert Elephanten. Der vornehmste Elephant heißt der Hauptmann der Elephanten, hat ein prächtiges Gefolge, und geht nie ohne ein Geleite von Pauken, Trompeten und Fahnen.

Der Souverain erbt die Nachlassenschaft derer, die in seinem Dienst sterben. Man sollte glauben, daß er vielmehr der Witwe und den Kindern für die Verdienste des Verstorbenen zulegen sollte. Den Ministern darf man ohne Geschenke sich nicht zeigen. Jeder Stadtmagistrat muß dem Monarchen von allem dem, was in der Stadt, in den Häusern vorgeht, von den häuslichen Zänkereyen, von den nächtlichen Zusammenkünften ꝛc. Nachricht geben; deßwegen haben diese eine große Menge Kundschafter, worunter die furchtbarsten eine Art von Policeyknechten sind. Diese dringen jeden Morgen in die Häuser der Bürger, fegen das Haus und bringen das Hausgeräth in seine Ordnung, holen dabey die Bedienten aus, und erforschen die Geheimnisse, welche sie dem Magistrat überbringen. Wenn das wahr ist!

Alle Großen sollen Mohamedaner seyn; ein großer Theil des Volkes in Indien ist heidnisch.

2) Deli oder Delhi, die zweyte Haupt- und Residenzstadt des ehemaligen großen Reichs.

3) Kaschmir, und viele andre Städte und Provinzen mehr.

4) Die Patanen oder Pattanen, ein altes kriegerisches Volk in den Gebirgen zwischen Persien und Hindostan.

5) Guzarate oder Camboja, am Ufer am persischen Meere, ist in der Handlung berühmt.

Bengalen.

Dies war noch vor kurzem das reichste Land in Indien, gegenwärtig ist es durch schlechte Staatsverwaltung verarmt und öde. Es liegt an dem Ausflusse des Ganges, ostwärts.

Die Hauptstadt ist Calcutta, die einen ausgebreiteten Handel treibt, einen englischen Gouverneur, 600000 Einwohner hat, und der die indianischen Hähne ihren Namen verdanken. Es ist zu bemerken, daß die europäischen handelnden Nationen den Handel hier mit einer Art von Gewalt treiben. Die Engländer, Holländer ꝛc. haben hier grosse Niederlassungen, Festungen, Truppen, welche ihre Handlung beschützen, mit den Indianern und untereinander oftmals Krieg haben. Unser Pfeffer, unser Zimmet, Gold, Edelgesteine, Pfauen haben viel Blut gekostet. Aus diesem Grunde haben auch die Franzosen hier eine Festung, Thandernagor genannt. In dieser Gegend und in dem übrigen Indien heißen die kleinen Fürsten Raja's und Nabob's.

Die Halbinsel disseits des Ganges.

Die westliche Küste der Halbinsel heißt die malabarische Küste; die östliche aber, die Küste Coromandel; die südliche Spitze heißt das Cap Comorin.

Auf der westlichen Küste sind die Landschaften Decan, Visapur, Canara, Cananor, Calicut, Cranganor, Cochin; alle durch Krieg und Handlung berühmt. Eben so auf der Küste Coromandel, Tanjore, Madura, Carnatic; Golconda. Jetzt sind am merkwürdigsten 1) das Marattenland; 2) der Staat Mysore, oder das Reich des Tippo Saib, Thronfolgers des berühmten Hyder-Allys.

Die Maratten, ehemals eine bloße Räuberhorde, haben sich durch ihre Eroberungen, furchtbar und berühmt gemacht, und beherrschen einen großen Theil von Hindostan und von der Halbinsel. Sie werden von einem Oberregenten und von Vasallen desselben beherrscht.

Golconda, am nordöstlichen Theile der Halbinsel, wird durch den Subah (Vicekönig) von Decan regiert. Die Hauptstadt des Landes heißt ebenfalls Golconda.

In dem Königreiche sind

Siringapatnam, die Hauptstadt und Residenz, Mysore, oder Bangalör.

Dazu gehört das ehemalige Reich Calicut oder das Reich des Samorins, eines ehemals mächtigen Fürsten, mit dem die Portugiesen im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert blutige Kriege gehabt

habt haben. Calicut, die Hauptstadt, treibt einen sehr ansehnlichen Handel, und hat Niederlassungen und Comptoire von verschiedenen europäischen Nationen. Sie liegt am Ufer auf der Küste Malabar.

Cochin, eine unabhängige Landschaft, unter ihrem eignen Fürsten; der aber von den Holländern einigermaßen Vasall ist, welche hier verschiedene Festungen und Comptoire haben.

Die Europäer besitzen hier folgendes:

Die Engländer Madras, unweit der Spitze der Halbinsel, eine Stadt mit einem ansehnlichen Gebiete und 30000 Einwohnern, und andre Städte mehr auf der Küste Coromandel.

Auf der Malabarischen Küste, Bombay, eine große, befestigte Stadt, mit 140000 Einwohnern, auf der Insel Bombay. Zu diesem Gebiete gehört:

Surate, auf der Küste selbst, an der Gränze von Hindostan. Diese ist eine der wichtigsten Handelsstädte in Indien, und enthält 600000 Einwohner.

Die Portugiesen: Goa, auf der Küste Malabar. Diu auf einer Insel.

Die Dänen: Tranquebar, wo sie eine lutherische Mission errichtet haben, um die Indianer zum Christenthum zu bekehren. Es liegt auf der Küste Coromandel.

Andre Europäische Nationen haben minder merkwürdige Besitzungen.

Die Halbinsel jenseits des Ganges.

Man schätzt deren Größe 46000 Quadratmeilen; viermal so groß als Deutschland.

Zwi-

Zwischen beiden Halbinseln ist der große Bengalische Meerbusen, der ungleich größer als das Baltische Meer ist, denn von der westlichen Spitze der einen Halbinsel zur andern sind ungefähr vierhundert deutsche Meilen, und wenigstens 300 von dem Cap Comorin bis nach Bengalen; beides in gerader Linie gerechnet.

Hier ist:

Das Königreich Asham, welches reich an Metallen, und besonders edlen Metallen ist.

Das Königreich Pegu, auf der westlichen Küste; wo Pegu und Marteban.

Das Königreich Siam, wo Siam, an einem Meerbusen dazu gehört.

Malacca, oder Malaya, eine lange Halbinsel, mit der Stadt Malacca an der südlichen Spitze, die den Holländern gehört. Die Einwohner werden Malayen genannt, und haben ihre eigne besondre Sprache.

Das Königreich Tunquin oder Tungkin, an der Gränze von China.

Das Königreich Cochinchina, westliches China, ist zwischen Tunquin und Siam.

Das Königreich Camboja, oder Cambodia, an der südlichen Küste.

Die Inseln.

Deren sind eine überaus große Menge. Wir fangen von Westen an, und bemerken nur die vornehmsten.

Süd=

Südwestwärts von Cap Comorin, sind die Maldivischen Inseln, welche einen Archipelagus, d. h. Inselreiches Meer, oder eine Sammlung von Inseln, von ohngefähr zwölftausend kleinen Inseln, ausmachen, und eine Strecke von beinahe dreihundert Meilen erfüllen. Viele sind unbewohnt. Sie bringen hauptsächlich Cocosnüsse, die hier wild wachsen.

Die Insel Ceylon, oder Celion, die von dem Cap Comorin nur durch eine, zwar sehr breite, Meerenge getrennt ist; sie ist so groß, daß man sie zu 1730 Quadratmeilen schätzt. Sie ist dadurch besonders merkwürdig, daß sie, wie einige sagen, den besten Zimmet, und wie andre behaupten, einzig und allein, den Zimmet erzeugt. Dieses Gewürz ist die innre Rinde eines gewissen Baumes; und um sich den Alleinhandel damit zu versichern, haben die Besitzer der Insel, die Holländer, den Zimmet allenthalben außer Ceylon zerstöret, wie man sagt.

Die andre Merkwürdigkeit dieser Insel, sind die größten Elephanten auf der ganzen Erde. Hier sollen sie bis zu einer Höhe von achtzehn Schuhen heranwachsen; da sie in den übrigen Ländern, wo sie sich aufhalten, nur vierzehn oder funfzehn Fuß erreichen. Die Gestalt, die Kraft, die Lebensart, die Dienste und Geschicklichkeit des Elephanten sind so oft beschrieben worden, daß ich dieses größte unter den Landthieren, hier füglich übergehen kann.

Man

Man findet hier noch Ebenholz, Reis, Pfeffer, Zucker, Manna, Edelgesteine, welche, ob man sie gleich auch in andern Wel gegenden findet, hier am vorzüglichsten sind. Am südlichen Theile ist eine Bergkette, deren höchster Gipfel Pico de Adam genannt wird und berühmt ist.

Es sind mehrere Königreiche auf der Insel ohne die an ehnlichen Besitzungen der Holländer Trinconomale ist der bekandieste Handelsplatz.

Die Sundischen Inseln sind drey große Inseln, Sumatra, Java, und Borneo, nebst vielen kleinen Inseln, um die Halbinsel Malacca.

Sumatra ist die über zweyhundert Meilen lange Insel, welche von dem westlichen Ufer von Malacca nur durch die Meerenge von Malacca, und von der Insel Java, gegen Süden, durch die Meerenge Sunda getrennt wird. Man schätzt ihre größe auf 8000 Quadratmeilen; sie enthält hohe Berge von 13000 Fuß, und selbst einen Volcan von solcher Höhe, unter vielen andern geringeren; woraus man abnehmen kann, daß sie von starken Erdbeben nicht frey ist; auch finden sich hier viele Seen. Man holt daher Pfeffer, Baumwolle, Brodfrucht, Kakao, Ananas, Betel, Indig, Koffee, indianische Vogelnester, Gold, Kupfer, Eisen, Steinkohlen.

Auf dieser Insel sind mehrere Staaten, deren die meisten unter Engländischer und Holländischer Oberherrschaft stehen das Königreich Achem an der nördlichen Spitze, ist das wichtigste. Das Fort Marlborough gehört den Engländern.

Java die südlichste jener drey Inseln ist 2400 Quadratmeilen groß, hat viele Volcane und mithin Erdbeben; Affen, Rhinocerosse, Tiger, Crocodille und Schlangen; dennoch ist die Insel sehr bewohnt, und die holländische ostindische Compagnie hat hier ihren Hauptsitz und beherrscht fast die ganze Insel, die größer, als alle vereinigte Niederlande ist.

Bantam und Jaccatra sind zwey ansehnliche Landschaften; in letzterer ist Batavia, vielleicht der größte Handelsplatz in Indien; es enthält 14000 Einwohner und gehört den Holländern. Auf der gantzen Insel zählt man nach einer ungefähren Schätzung zwischen fünf und sechsmalhunderttausend Seelen.

Borneo, gegen Norden von Java, ist die größte ostindische Insel, über 14000 Quadratmeilen groß; größer also als gantz Deutschland. Sie erzeugt Diamanten. Es sind auch hier mehrere Königreiche, und die Holländer haben einige Niederlassungen.

Celebes, ist eine Insel, über 4000 Quadratmeilen groß, Borneo gegenüber in Osten. Die Hauptstadt Macassar gehört den Holländern, auf dem südlichen Ufer.

Die Moluckischen Inseln liegen nun die Insel Celebes gegen Osten und Süden. Sie heißen auch die Gewürzinseln; weil Sago, Muscatennüsse und Gewürznägelein ihre Hauptproducte sind. Sie sind sehr ungesund, haben feuerspeiende Berge und Erdbeben. Ternate ist die bekandteste. Amboina ist wegen der Coffeepflanzungen, noch mehr aber deßwegen merkwürdig, weil seit 1683 die Gewürznägelein nur

noch hier gefunden werden. Sie gehört den Holländern.

Schilolo, oder Gilolo, macht die Gränzscheidung zwischen dem ostindischen Meere westwärts, und der großen Südsee ostwärts.

Die Bandainseln sind die einzigen, welche Muscatnüsse und Muscatenblüthe liefern. Auch diese gehören der holländischen ostindischen Compagnie.

Zwischen der östlichen Seite der Insel Borneo und der westlichen der Insel Mindanao sind die Sulah- oder Jolo-Inseln. Hier handeln die Spanier nnd wachsen die sogenannten spanischen Röhre.

Nordwärts von den Moluckischen Inseln, sind die Philippinischen oder Manilischen Inseln. Die vornehmsten sind Mindanao, und Manilla oder Luzon.

Mindanao, oder Magindanao, ist die südlichste und größte; steht unter verschiedenen Fürsten. Die übrigen Phillippinischen Inseln gehören dem Könige von Spanien.

Manilla ist die bekandteste. In der Stadt Manilla ist eine Festung, ein Erzbischof, eine Inquistion, und zwey große Schulen.

Die Marianischen, oder Ladronischen, oder Diebes-Inseln, sind eine Menge kleiner Inseln, ostwärts von den Manilischen; sie gehören Spanien zu.

Religion und Sitten der Indianer.

Die Einwohner von Indien sind entweder Europäer oder Einheimische. Unter letzteren sind Christen, Muhamedaner und Heiden; worunter die Braminen und Calaponien merkwürdig sind. Man kann wol denken, daß unter dem unwissenden Volke viele nicht wissen, was sie glauben, und sich nur dem Namen und den äusserlichen Gebräuchen nach zu irgend einer Religionspartey bekennen.

Von jeher sind die Christen bemüht gewesen, ihren Glauben überall hinzuverpflanzen, wohin sie nur gekommen sind. Die armen Indianer, die durch keinen Unterricht vorbereitet sind, und die Missionare, welche die Landessprache kaum verstehen, sind eben nicht im Stande, der christlichen Kirche gute Proselyten zu geben; die Bekehrungen bestehen daher fast einzig und allein in der Annahme eines Namens und der Taufe, und bey den Catholiken in dem Gebrauch, das Kreutz zu machen.

„Zu Calaminham, in der Gegend von Pegu, sagt ein Reisender, „sahen wir eine Menge Waag„schaalen an metallenen Stangen hängen. Auf „diesen ließen die Andächtigen, zur Tilgung ihrer „Sünden, sich mit allerlei Dingen aufwägen, wel„che mit ihren Vergehungen in Verhältniß stehen. „Die Leckermäuler, oder die, welche ihre Fasten „gebrochen, wogen sich mit Honig, Butter, Eyern „oder Zucker auf. Eine ziemlich theure Buße; denn „es versteht sich, daß das Gewicht für die Bon-

„zen war. Die Hochmüthigen, mit gedörrtem „Fisch, oder mit Kuhmist. Wenn letzteres sie etwa „beschämte, dadurch, daß es die stolzen Menschen „mit Mist in Vergleichung setzte, so kostete es we„nigstens nicht viel. Diese Opfer waren so häufig, „daß sie Klumpenweise da lagen, und selbst die Ar„men, die nichts anders hatten, gaben ihre Haare „hin; und mehr denn hundert Priester, mit Scheeren „in der Hand, waren geschäftig, Köpfe zu scheeren. „Von diesen Haaren machten mehr als tausend an„dre Priester Schnüre, Flechten, Ringe, Armbän„der, die von den Andächtigen begierig gekauft wur„den. Von da giegen wir zu den Wohnungen der „Eremiten, die nichts als Felsenhöhlen waren; Die „Einsiedler lebten, wie man uns sagte, blos von „Kräutern und Früchten; andre aßen nichts als „Fliegen, Spinnen, Skorpionen und Ameisen, die „sie mit dem Safte gewisser Kräuter würzten. An„dre thun den ganzen Tag nichts, als den Namen „ihres Stifters ausrufen, und hören nur mit dem „Tode auf. Ein sehr nützliches Geschäfft! Andre „noch sperren sich in Klüfte ein; und wenn sie genug „gebüßt zu haben glauben, erstickeu sie sich mit dem „Dampfe grüner Disteln. Alles sehr heilsam und „Gotte sehr gefällig!

„Besonders bewunderten wir ein Hospital, „Manicaforam, d. h. Gefängniß der Götter, „genannt, welches mehr als eine halbe Meile im „Umfang hatte, und blos zur Aufnahme der Pilger „bestimmt war. Der Tempel darin war außer-

„ordentlich groß, und in drey Theile abgetheilt. „In der Mitte war eine Capelle, mit einem drey„fachen messingenen Gatterwerke umgeben, worin „achtzig Götzenbilder, männlichen und weiblichen Ge„schlechts, standen, und eine Menge kleinerer Gö„tzen, die vor jenen auf der Erde hingestreckt la„gen. Erstere waren mit Ketten, Halsbändern „und Armschellen gefesselt. Um das Gatter her„um hielten zweihundert und vierzig bewaffnete me„tallne Bildsäulen Schildwache; eine Menge Kerzen „und Lampen erleuchteten den Tempel. Jene Götzen „waren die Götter feindlicher Völker, und wurden hier „als Kriegsgefangene verwahrt. Die Sieger verehr„ten aber die gefangenen Götter, und erlaubten den „Anbetern derselben hierher zu kommen, und ihre Göt„ter zu besuchen. Die Indianer haben einen Kriegs„gott, bei welchem sie in den wichtigsten Angelegen„heiten, wie die Götter der Griechen beim Styx, „unverbrüchlich schwören."

Benares, eine Stadt am Ganges, in einer angenehmen Gegend, ist der Hauptsitz und die Universität der Braminen, der Nachfolger jener alten Brachmanen. Hier haben sie nicht, wie wir, gewisse Schulen in Classen abgetheilt; sondern jeder Lehrer unterrichtet seine Schüler zu Hause oder in seinem Garten. Die Studien währen zehn oder zwölf Jahre. Aristoteles hörte den Plato zwanzig Jahre lang, bis in sein sieben und dreisigstes Jahr. Hier studieren die Indianer ihre heilige Sprache.

die Samskrita, Philosophie, Arneykunde; denn die Braminen sind alles. Ihre medizinischen Grundsätze sind, daß ein Fieberkranker keiner Nahrung bedarf; daß die beste Arzenei das Fasten ist, und daß man dem Kranken nichts schädlicheres, als Brühe, geben kann: Blut muß man nur im äussersten Nothfall lassen, wenn man eine gefährliche Entzündung oder Raserei besorgt. — Dies sind gerade die Grundsätze unsrer besten Aerzte. Anatomie verstehen sie gar nicht, weil sie sich scheuen würden, einen menschlichen Körper zu öffnen. Es war doch nur durch diese würdige Operation, daß man sich des Sitzes und der Art verschiedener Krankheiten versicherten, und sie in der Folge heilen konnte.

Sie glauben, die Erde sey flach und dreieckig habe sieben Geschoß übereinander, deren jedes sein Meer hat, das eine von Zucker, das andre von Butter ꝛc. Ist das wohl richtig? die Reisenden sagen es.

Wir haben, sagten die Braminen zu dem reisenden Bernier, wir haben zwar eine Menge Bilder in unsern Tempeln, die uns die Götter vorstellen, und denen wir große Ehre bezeigen; wir fallen vor ihnen nieder, bringen ihnen, mit vielen Ceremonien, Blumen, Früchte und andre Opfer. Demohngeachtet glauben wir nicht, daß diese Bilder unsre Götter sind; sondern nur, daß sie uns dieselben vorstellen, und wir verehren an ihnen nicht das Bild, sondern den Gott, den es vorstellt. Wir setzen sie in unsre Tempel, weil wir glauben, der

Betende müsse etwas in den Augen haben, das seine Aufmerksamkeit zu fesseln und seine Andacht zu erwecken im Stande ist. Uebrigens sind wir überzeugt, daß Gott allein, und nicht Brama und andre, der Herrscher aller Dinge und allmächtig ist; und wir nennen ihn beständig den Unwandelbaren.

Sie lehren, Gott habe ihnen ihr Religionsbuch gegeben, welches alle Wissenschaften enthält. Nach diesem Buche ist die Nation in vier Casten oder Stände getheilt; der erste ist der Stand der Braminen, der Gelehrten, der Priester, der Rechtsgelehrten; der andre, der Kriegesleute; der dritte, der Kaufleute, welche sie Banianeu nennen; der vierte, der Handwerker und Ackerleute. Diese Stände können sich mit einander durch keine Ehe mischen. — Ueberall Stolz, Unterschied der Stände; und überall werden diejenigen, ohne welche die andern nie bestehen könnten, die zahlreichsten von den wenigen und entbehrlicheren unterdrückt.

Sie dürfen kein Thier schlachten und kein Fleisch essen, nur die Soldaten ausgenommen, die doch aber von der Kuh und dem Pfau sich enthalten müssen. Ihre Ehrfurcht für die Kuh kommt daher; daß sie glauben, sie müssen in jenem Leben durch einen Fluß schwimmen, wobei sie eine Kuh beim Schwanze halten werden, die sie hinüber ziehen wird.

Es finden sich auch hier Parsen, Nachfolger der alten persischen Magier, und Anbeter des

Feuers.

Feuers, welches sie als das vollkommenste und heiligste Bild der Gottheit ansehen. Sie unterhalten es sorgfältig in ihren Häusern, würden niemals ein Licht austhun, und nicht einmal eine Feuersbrunst mit Wasser, sondern nur mit Erde, löschen, wenn auch ihre Häuser in Asche verwandelt werden sollten. Das gröste Unglück, das sie befürchten, ist, daß das Feuer in ihren Häusern so ganz ausgehe, daß sie bei dem Nachbar Feuer holen müssen.

Sie glauben einen Gott, Schöpfer und Erhalter der Welt, welcher unmittelbar durch seine Allmacht wirkt; darnrben glauben sie sieben Diener desselben, für welche sie eine tiefe Verehrung hegen, die aber nur eine abhängige Macht haben, und von ihren Verfügungen Rechenschaft geben. Unter diesen sind sechsundzwanzig andre, deren jeder sein bestimmtes Geschäfft zum Wohl der Menschen betriebt. Diese rufen die Parsis in ihren Nöthen an, weil sie zuversichtlich glauben, Gott versage denselben keine Fürbitte. Sie haben weder Tempel noch Festtage; und ihre Priester zeichnen sich durch keine Kleidung aus.

Die Parsis leben dort ungefähr wie bei uns die Juden, doch bauen sie das Land und treiben die Gewerbe, wozu kein Feuer nöthig ist. – Wenn einer von ihnen in den lezten Zügen ist, trägt man ihn von seinem Bette auf eine Rasenbank, wo man ihn den Geist aufgeben läßt; dann nehmen ihn fünf oder sechs Mann, schlagen ihn in ein Laken, legen ihn auf eine eiserne Roste und tragen ihn auf den Todten-

tenacker, wo sie ihn über eine Gruft legen, so daß die Vögel ihn verzehren und die Gebeine durch die Roste in die Gruft fallen. Sechs Wochen nachher trägt man die Erde, worauf der Mensch gestorben ist, in die Gruft, und bedeckt damit die Ueberbleibsel seines Leichnams. Diese Erde wird für so unrein gehalten, daß niemand sie berühren möchte. Ueberhaupt scheuen sich die Parsen vor allen todten Körpern so sehr, daß, wenn sie nur von ungefähr die Gebeine eines Thieres berühren, sie sogleich ihre Kleider wegwerfen, ihren ganzen Leib waschen, und neun Tage büßen müssen, während welchen weder Frau noch Kind ihnen nahe kommen darf. — Und wenn unterdessen der arme Mann krank würde? Wenn jemandes Gebeine ins Wasser fallen sollten, düchten sie, daß der Mensch in jenem Leben ewig und und unwiederbringlich dafür gestraft werden würde. Die Trunkenheit ist bei ihnen ein großes Verbrechen. — Ueberall ist sie wenigstens Schande.

Die Talapoinen sind eine Art von heidnischen Mönchen in Indien. Es gibt auch weibliche, die aber nur im Alter angenommen werden. Sie leben in einer Art von Klöstern, halten Schule wo sie die Jugend und besonders ihre Novizen unterrichten. Diese haben ihre angewiesene Geschäffte, besonders das Gras aus dem Klosterhofe zu jäten, was ein Talapoin ohne Sünde nicht verrichten könnte. Das ist braf; wenn man nicht arbeiten mag, muß man die Arbeit für Sünde erklären; so wird die Faulheit

zur

zur Frömmigkeit und Tugend, Der Säufer möchte das Wassertrinken gern zur Sünde machen.

Die Absicht ihrer Stiftung ist, durch Bußübungen die Sünden der Gläubigen, die sie dafür bezahlen, zu tilgen, und also von den Sünden der Andächtigen zu leben. Sie essen nicht zusammen, und ob sie gleich gegen Fremde, selbst gegen Christen, sehr gastfrey sind, so dürfen sie doch einander ihre Almosen, nur in dem äußersten Nothfalle, mittheilen; vermuthlich, damit sie nicht träge werden, und jeder sich sein Brod durch Betteln (bei unsern Mönchen heißt es terminiren) suchen.

Es gibt der Talapoinen zweierlei; die Einen leben in den Städten, und die Andern in Wäldern. Letztere führen besonders ein sehr strenges und mühseliges Leben. Beide aber können es verlassen. Damit diese unthätigen Menschen sich nicht zu sehr vermehren, dürfen sie nicht heirathen, und der König von Siam läßt sie dann und wann in den Wissenschaften prüfen, und reducirt die Unwissenden. Zuweilen versagen es die wohlwürdigen Herren, sich vor eine weltliche Obrigkeit zu stellen, und wollen nur durch ihre Obern examinirt werden; von denen sie sich, um der Ehre des Ordens zu schonen, mehr Nachsicht versprechen.

Sie lehren das Volk die Religion; zu gewissen Jahrszeiten lehren sie von sechs Uhr Morgens bis Mittag, und Nachmittags von eins bis fünf. Der Lehrer bekommt jedesmal von dem Zuhörer ein Allmosen, und wer oft predigt, kann reich werden.

Nach

Nach der Erndte schlagen sie ihre Hütten auf den Feldern auf, wo sie zu Nacht wachen und beten; bei Tage kehren sie zum Schlafen in ihre Zelten zurück. Niemals zünden sie im Freien Feuer an, um sich vor den wilden Thieren zu verwahren, was jeder andre Siameser thut. Das Volk glaubt daher, daß kein Talapoin von wilden Thier angegriffen werde, hält es für ein Wunder, und seine Priester für unverletzliche Heilige. Es rühmt, daß die Tiger, Löwen, Elephanten und Rhinocerosse ihnen die Füße lecken. Wenn man ja einen zerrissenen Körper finden sollte, würde man ihn nicht für einen Talapoin halten, oder sich damit aushelfen, daß man ihn für einen lasterhaften, unwürdigen, und folglich unächten Talapoin ausgäbe.

Ihre Religionsbücher sind in einer alten, nur wenigen von ihren Gelehrten bekannten Sprache geschrieben; hier ist, was man von den Glaubenslehrer der Siameser herausgebracht hat.

Sie glauben einen Gott, stellen sich aber unter dieser erhabenen Benennung ein Wesen mit Leib und Seele, also eine Art von Menschen vor, deren Haupteigenschaft in der Neigung, den Menschen zu helfen, besteht, welches er vornehmlich dardurch thut, daß er ihnen Gesetze giebt, sie die wahre Religion, die besten Mittel zur Glückseligkeit, und die dazu nöthigen Wissenschaften lehrt. Seine Vollkommenheiten sind die höchsten moralischen Tugenden, welche er den beständigen Tugendübungen verdankt, deren er sich in seinen vielfachen Verwandlungen be-

flissen

flissen hat. Ohne Leidenschaft, ohne alle Gemüthsregung, die seine Seligkeit stöhren könnte; es hat ihn aber so viel gekostet, seine Leidenschaften zu besiegen, daß sein Blut über die äusserste Anstrengung, weiß geworden ist. Er besitzt das Vermögen, sich den Menschen, nach Belieben, sichtbar oder unsichtbar zu machen. Seine Bewegung ist so schnell, daß er in einem Nu, durch die bloße Kraft seines Willens, von einem Ende der Welt zum andern sich begiebt. Er weiß alles, und zwar nicht so wie wir durch Schlüsse, sondern durch Anschauen, indem er mit einem Blick alles übersieht. Endlich stirbt er, und ein andrer tritt an seine Stelle; doch ist es kein Tod, keine Vernichtung, sondern eine ewige Ruhe, die er erfährt. Auch die Menschen können Götter werden, allein nur nachdem sie, durch viele Prüfungen, eine vollkommene Tugend erreicht haben. Dazu reichen aber guter Menge guter Thaten, in jedem Körper, den sie bewohnt haben oder bewohnen werden, nicht zu, sondern sie müssen jede That in der Absicht gethan haben, sich der Gottheit würdig zu machen, und dabei die Engel, welche über die vier Völker der Welt wachen, zu Zeugen nehmen; sie müssen Wasser ausgegossen und dabei die Hülfe des weiblichen Schutzengels der Erde angerufen haben. Selbst um nur heilig zu werden, muß man in seinem Thun und Lassen jederzeit die Heiligkeit zur Absicht und zum Zweck haben. Das ist richtig; eine That ist dann nur gut zu nennen, wenn sie aus einer guten Absicht gethan worden ist.

Die Siameser erkennen Belohnungen der Tugend und Strafen des Lasters; glauben einen Himmel und eine Hölle; beide aber nicht ewig; auch haben beide verschiedene Grade; im Himmel giebt es verschiedene Völker, die von Königen regiert werden; hier lebt man wie auf der Erde, führt Krieg, genießt sinnliche Vergnügungen ꝛc. Nur in dem höchsten Himmel genießen Götter und Heilige eine ungestörte Seligkeit.

Sie behaupten, alles Glück und Unglück in der Welt sey eine Folge des Verhaltens des Menschen; und daß Unschuld und Tugend niemals unglücklich seyn können. Reichthum, Ehre, Gesundheit, sind der Lohn der Tugend des gegenwärtigen oder des vorhergehenden Lebens; Schmach, Armuth und Krankheit hingegen, Strafen; und selbst die natürlichen Fähigkeiten, Anlagen und Gebrechen des Körpers und der Seele, sind Folgen der Tugenden oder Laster des vorherigen Lebens.

Die Seelen der Neugebohrnen sind aus dem Himmel, der Hölle, oder aus Thieren gekommen. Erstere haben alle gewisse Vorzüge, Tugend, Gesundheit, Schönheit, Reichthum, sie beleben die Fürsten und die verdienten Männer. Daher verehren die Siameser die Großen so sehr, und glauben, diese seyn bestimmt, Götter zu werden. Sie müssen wol auf das Betragen ihrer Könige, Fürsten und Großen nicht sehr aufmerksam seyn. Die Seelen, die aus der Hölle kommen, geben die Unglücklichen und Böſewichter.

Sie erkennen Geister, Engel, männliche und weibliche, die über die Menschen wachen. Jeder Theil der Welt, die Gestirne, die Erde, die Städte, die Berge, die Wälder, der Wind, der Regen, jedes hat seinen Schutzengel. Ihre Teufel sind die Seelen der Bösen, die zuweilen der Hölle entspringen, um die Menschen zu quälen.

Von gewissen Anachoreten erzählen die Siameser Wunderdinger. Sie sollen in sehr abgelegenen Wüsteneien ein äußerst strenges Leben führen, die verborgensten Geheimnisse der Natur, die Kunst, Gold zu machen, allerlei Gestalten anzunehmen, durch die Luft zu fliegen, und andre Wunder mehr zu thun, besitzen. Sie könnten sich unsterblich machen, weil sie das Geheimnis haben das Leben zu verlängern; allein sie sind mit tausend Jahren zufrieden, und opfern dann Gott ihre Leben, durch einen freiwilligen Tod auf einem Scheiterhaufen; nur einer bleibt am Leben, um die andern wieder erwecken zu können. Es soll schwer und gefährlich seyn, diese mächtigen Heiligen zu finden. Das wollen wir wohl glauben.

Bey uns sagt man, die Welt ist mit einem Brett vernagelt; die Siameser bauen aber eine Mauer darum. Auf dieser Mauer stehen alle Geheimnisse der Natur geschrieben und erklärt. Vermuthlich aber wird nicht jedermann die Schrift lesen können. In den andern drey Theilen der Welt sind die Menschen anders gestaltet: in dem ersten haben sie ein viereckigtes Gesicht, in dem zweyten ein rundes, und

in dem dritten ein dreyeckigtes. Dort ist alles in Ueberfluß, ohne das geringste Uebel; die Speisen nehmen jeden Geschmack an, den man wünscht, dagegen aber können auch die Einwohner weder Barmherzigkeit, noch irgend eine Tugend üben; kein Verdienst erwerbee, keine Belohnung verdienen, noch zur Heiligkeit gelangen; und deßwegen wünschen auch die Siameser sehnlich auf unserm Weltheil wieder gebohren zu werden. — Dies ist ein schöner gründlicher Gedanke: Ohne Müh, ohne Leiden und Beschwerden, findet keine Tugend statt. Wenn also die Tugend die höchste Glückseligkeit des Menschen ausmacht, so sind Leiden und Beschwerden zu seiner Glückseligkeit nothwendig.

Die Erde ruht auf dem Wasser, und ein ewiger Wind, der unter dem Wasser weht, hält das Wasser in der Höhe. Dereinst wird das Feuer vom Himmel, alles auf der Erde verzehren, und die Erde erneuern. Ehemals waren die Menschen Riesen, lebten Jahrhunderte lang in vollkommner Gesundheit, wußten alle Wissenschaften, und waren vollkommen unschuldig. Nach und nach wurden sie verderbt, klein und schwach, und sie werden endlich so zusammenschrumpfen, daß sie kaum ein Fuß hoch seyn werden. Auch wird die Dauer ihres Lebens immer geringer seyn, dabei aber werden sie an Bosheit so zunehmen, daß sie sich den schändlichsten Lastern und Verbrechen ergeben, und keinen richtigen Begriff von Gesetzen und Wissenschaften haben werden. Die Welt neigt sich schon zu ihrem

Ende,

Ende, weil die Menschen sehr böse sind. Mit den Thieren gehts nichts viel besser; ehedessen hatten sie eine Sprache; die sie aber nunmehr, vermuthlich ihrer Vergehen halber, verlohren haben. Diese Verwandlungen der Erde werden mehrmahl geschehen.

Sammono-khodom, ihr Gott, ihr Religionsstifter, ward, durch seine eigne Kraft, ein Gott gebohren, und erhielt, in dem ersten Augenblicke seiner Geburt, durch einen bloßen Wink seines Geistes, eine vollkommene Wissenschaft; von Himmel und Erde, von der Natur und allen ihren Geheimnissen; sogleich erinnerte er sich auch alles des, was er in seinem vorhergehenden Leben gethan hatte, und was ihm begegnet war.

Einstens, als er nun Gott war, wünschte er den Menschen, durch irgend ein bloßes Wunder, seine göttliche Herrlichkeit zu zeigen; er saß eben unter einem gewissen Baume, den die Siameser deßwegen hoch verehren. Plötzlich ward er in die Luft auf einem von Gold und Edelsteinen funkelnden Thron gehoben; die himmlischen Geister kamen herab, und brachten ihm die gebührende Anbetung. Sein Bruder aber, und dessen Partey waren neidisch, und verschworen sich mit allen Thieren gegen ihn. Sammono-khodom überwand sie; der Bruder sitzt in der untersten Hölle, mit grossen Nägeln an ein Kreutz geheftet, um den Kopf eine Dornenkrone, den Leib mit Wunden bedeckt, und unter ihm ein heftiges Feuer, das ihn unaufhörlich brennt, ohne ihn zu verzehren.

Von den Christen in Indien ists nicht nöthig zu sprechen; von den Muhamedanern ein Wort. Sie sind wie die Perser, von der Secte Alis.

Die Hindostaner feiern das Neuejahr (neun Tage hindurch), das Opfer Isaacs, und ein Fest zum Andenken Ismaels; dann opfern sie viele Böcke; ein Beweis, daß ihr Muhamedismus nicht rein ist, denn die Muhamedaner haben keine Opfer. Sie feiern auch das Andenken der beiden Brüder Hassan und Hussein, Söhne des Ali's, welche aus Eifer zur Verbreitung des Glaubens nach der Küste Coromandel giengen, und dort von den Heiden umgebracht wurden. Sie beweinen deren Tod, tragen, bei einem andächtigen Umgange, zwei Särge, mit Bogen, Pfeilen, Säbeln und Turbanen geziert. Einige Andächtige tanzen und springen um die Särge; andre schlagen um sich mit bloßen Degen, schreien und machen einen fürchterlichen Lärm. Noch andre verwunden sich mit Messern an Gesicht und Händen, oder stechen sich mit eisernen Spitzen, daß das Blut herabfließt. Je toller sie wüthen, desto andächtiger sind sie. Abends auf dem Markt werden Puppen von Papier oder von Stroh aufgestellt, die die Mörder der Heiligen seyn sollen; man sticht mit Messern, schießt mit Pfeilen nach ihnen, und verbrennt sie endlich. Dieses unsinnige Fest reizt den Haß und die Rache des gläubigen Pöbels so sehr, daß alle Heiden wohl thun, sich an dem Tage in ihren Häusern zu halten.

Wenn

Wenn der Groß Mogul, Freitags, welches der Sonntag der Muhamedaner ist, nach der Moschee geht, werden vorher die Straßen sorgfältig besprengt, um den Staub zu löschen und die Hitze zu dämpfen. Man pflegt gern den großen Herren alle Beschwerden zu ersparen, um sie ja vor der Tugend zu bewahren. Zwei oder dreihundert Mann Wache erwarten ihn, und eben so viele stellen sich an beide Seiten der Straße, die nach der Moschee führt. Fünf oder sechs Reuter jagen voraus, aber weit vor dem Fürsten, um ihm keinen Staub zu machen, und jagen das Volk aus dem Wege. Wenn die Anstalten alle fertig sind, kommt der Monarch aus seinem Pallast, auf einem prächtig ausgezierten Elephanten. Ueber ihm trägt man einen schön gemahlten und vergoldeten Baldachin. Wenn er nicht reitet, wird er von acht Mann, auf einem Throne, oder einem Trageseffel, auf den Schultern getragen. Ihm folgen eine Menge Großen, theils zu Pferde, theils in Sänften. Das ist ganz anders, als die sechs oder acht Pferde vor dem Wagen unsrer Fürsten. Je prächtiger aber der Monarch, desto elender das Volk; weil der Monarch von dem Volk nehmen muß, was zu seiner Pracht nöthig ist.

Nicht alle Monarchen in Indien sind so groß und prächtig. Mancher hat nur ein paar elende Dörfer, und was seine Bedürfnisse erfordern. Ein einziges europäisches Kaperschiff setzt Könige ein und ab.

Die Indianer werden nicht für die muthigsten Krieger gehalten. Mehrmals haben einige hundert Europäer viele tausend Indianer aus dem Felde geschlagen. Zu unsern Zeiten haben sich die Maratten und Hyder Ali durch ihre Tapferkeit berühmt gemacht; also daß es den Indianern nur an Kriegskunst und guter Anführung fehlt. Sie sind aber grausam bei ihren Expeditionen, sie tödten, plündern, rauben, verheeren und brennen; ihre Gefangenen verkaufen sie, oder machen sie zu Sclaven, oder metzeln sie nieder; selbst Weiber und Kinder verschonen sie nicht.

Die Audienz der Gesandten wird überall mit vieler Pracht gehalten; in Indien, wie man wohl denken kann, wird nichts gespart. Hier ist eine Beschreibung davon.

„Als wir an die Hauptstadt des Calaminham „gelangten, kam uns ein Bote des Premierminis„ters entgegen; der uns bat, neun Tage hier zu „verweilen, weil man so lange Zeit brauchte, die „Anstalten zur Aufnahme des Gesandten zu ma„chen; indeß verschaffte man uns allerley Lustbar„keiten, Jagd, Fischerei, Musik, Gastmähler, „Comödien. Nach Verlauf dieser Zeit, führt man „den Gesandten zum Pallast. Wir giengen durch „einen schönen Garten und prächtige Säle. Die „Alleen im Garten waren mit silbernen Gelen„dern versehen. Schöne junge und reichgekleidete „Weiber tanzten um einen Brunnen, oder spielten „ein Instrument, oder arbeiteten an Stickereyen.

„In einem weitläuftigen Vorzimmer saßen die Gro=
„ßen des Reichs. Sechs Häscher, mit silbernen
„Stäben, öffneten uns eine vergoldete Thür, die
„zu einer Art von Tempel führte.

„Dies war das Zimmer des Fürsten. Er saß
„auf einem glänzenden Thron, von drei goldenen
„Gittern umgeben. Zwölf schöne Weiber saßen an
„den Stuffen des Thrones und spielten Instrumen=
„te, und sangen dabei; auf der höchsten Stuffe
„knieten zwölf andre und hielten einen goldnen Zep=
„ter in der Hand; eine andre stand, und kühlte den
„Fürsten mit einem Fächer. Auf dem Fußboden
„standen fünfzig oder sechzig Greise, mit goldenen
„Mützen, an der Wand; und hin und wieder saßen
„noch etwa ein paar hundert Weiber. Nach den
„Complimenten, wurde die übrige Zeit der Audienz
„mit Tänzen, Concerten und Comödien zugebracht;
„wonach der Fürst sich mit seinen Weibern ent=
„fernte.

Der Hof des Calaminhams ist prächtig; der Adel, der reich und gesittet ist, macht sich eine Ehre daraus, durch einen großen Aufwand den Glanz des Fürsten zu erheben. Er hat um seine Person beständig sechzigtausend Pferde und zehntausend Elephanten. Das ist sehr viel; doch wäre es schon genug, wenn wir nur den zehnten Theil annähmen. Uebrigens hat es sich dort auch sehr geändert; der Calaminham ist ein sehr kleiner und armer Fürst geworden, eben so wie der Groß Mogul.

In Indien findet sich noch ein Volk, oder eine bloße Volksklasse, die Parier, oder auch die Theers, genannt. Sie dienen nur zu den niedrigsten und schmutzigsten Geschäfften, Brunnen zu reinigen, Mistpfützen auszuleeren, Cloaken auszutragen, Aeser abzuziehn, die Verbrecher zum Richtplatz zu führen, und manchmal auch, hinzurichten. Sie werden verabscheut, und ein Indianer, der sie angerührt haben würde, müßte sich vom Kopf bis zu den Füßen waschen; sie müssen die Menschen meiden, und in abgelegenen Winkeln der Städte wohnen. So wie bei uns die Henkersknechte. Wer verdient Abscheu? derjenige, der der Gesellschaft eckelhafte, aber nothwendige Dienste leistet; oder der Faulenzer, der sich auf Kosten anderer mästet? Man sollte glauben, ersterer verdient um so mehr Dank, je eckelhafter sein Geschäfft wäre.

Die Indianer spielen gern Schach, und auch mit einer Art Karten, wobei sie öfters ihr ganzes Glück untergraben. Die Spielsucht herrscht doch allenthalben unter den Menschen. Man will lieber von einem Einfall des Glücks seinen Wohlstand erwarten, als ihn mit Industrie verdienen, und mit kluger Haushaltung befestigen. Daher manches Unglück.

Die reichen und vornehmen Weiber tragen an den Armen goldne Ringe oder Reife. Gemeine haben silberne, elfenbeinerne, gläserne und lackirte; sie bedecken damit den ganzen Arm, welches sehr

beschwerlich seyn muß und den Arm nicht schmükt, sondern versteckt. Zierrathen sollen ja nur die Schönheit der Person heben, und nicht einen Klumpen reicher Waaren zeigen. Einige behängen auch die Beine damit. Die mehresten tragen goldene, mit Perlen besezte, Ringe an der Nase; von den Ohren hängen große Ringe bis auf die Brust herab; Hals und Finger sind damit nicht verschont.

Weiber von Stande lassen ihr Gesicht vor Fremden niemals sehen, sondern bedecken sich mit einem Schleyer; welches mehr aus Stolz, als aus Schamhaftigkeit geschehen soll; denn sie halten es für pöbelhaft, sich mit freiem Gesicht zu zeigen.

Die Häuser sind groß und geräumig, in mehrere Zimmer und Säle abgetheilt, mit platten Dächern und Terrassen, Gärten, Lustwäldern, Blumenstücken und Lauben, mit Teichen und Bädern. Dennoch sollen sie so schön, so prächtig, wie unsre Palläste nicht seyn; die Mauern sind von Leim, an der Sonne getrocknet; werden mit einem Gemengsel von Kalk und Kuhmist überzogen, um sie vor den Würmern zu schützen; darüber kommt ein Anstrich von Kräutersaft, Milch, Gummi und Zucker, der ihnen einen angenehmen Glanz gibt. In den Gegenden, wo Steinbrüche sind, giebt es auch steinerne Häuser. Das Volk baut mit Leim und Stroh, und deckt mit Schilf, ohne Schornstein, ohne Keller, ohne Geschoß und Treppen, ohne Fenster in den Oeffnungen, mit

ren ohne Riegel und Schloß. Dennoch wird selten gestohlen. Das glaub' ich, es ist wenig zu stehlen da.

In den Häusern der Reichen findet man die prächtigsten Tapeten, Verguldungen und Meubles. Hier mag man wohl Schloß und Riegel brauchen. Die Weiber haben ihre Zimmer hinterwärts nach dem Garten. Die Reichen halten eine Menge Bedienten und Sclaven.

Ihre Equipage ist eine Art von Kutschen mit Ochsen bespannt; noch häufiger aber ein Palanquin, oder Tragesessel, die so bequem sind, daß man ein ganzes Bett mit Behängen darauf setzen kann, und von sechs oder acht Mann getragen werden. Auf den Reisen pflegen nebenher Wache, Bedienten, Musikanten nebst dem Vorrath zu gehen, und der Herr kann indessen in seinem Bette schlafen, oder sich mit einem paar Freunde oder Weiber die Zeit vertreiben. So genießt er alle Bequemlichkeiten, indeß die Andern alle Beschwerlichkeiten auszustehen haben. So sind die Güter und Bequemlichkeiten des Lebens unter den Menschen vertheilt, die doch von Natur gleich sind. Die armen Träger sind mit ihren Schultern und ihrem Schweiß so wohlfeil, daß ihr stärkstes Taglohn ohngefähr zwei Groschen beträgt. (Mancher Herr, der nichts thut, hat mehr als hundert Thaler täglich zu verzehren, und macht noch wohl Schulden dazu.) Im ganzen Hindostan leben die gemeinen Leute von Reiß, in Wasser gekocht; so wie bei uns von Kartoffel und Mehlbrey,

womit

womit sie sich den Magen verderben, und wovon sie keine Kräfte, weder des Leibes, noch der Seele, erhalten. Für die unnützen Müßiggänger sind alle Leckerbissen und nahrhafte Speisen; womit sie sich den Magen überladen und das Blut verderben. Also stirbt ein Zehntheil der Menschen an Ueberladung; die neun Zehntheile an Mangel; indeß bei einer billigeren Vertheilung alle Menschen glücklich seyn könnten.

Die Reichen schicken ihre Kinder in die Schulen. Die Armen lassen sie werden was sie können, Handwerker, Soldaten, Sclaven. Bei uns ist es doch besser; auch arme Kinder können Unterricht bekommen; und man hält ihnen Freischulen.

Die Eltern verloben ihre Kinder schon im sechsten oder achten Jahre. Das kann selten gut thun, weil die Kinder nicht wissen können, was sie thun, und ob ihnen dereinst ihr Gemahl gefallen wird. Wenn sich unsre Jünglinge schon in den Studenten- oder Schülerjahren verloben, ob es gleich denn ihre eigne Wahl und freier Wille ist, so pflegen sie selten Wort zu halten, und ändern den Sinn, ehe sie so weit kommen, daß sie heurathen könuen. Die Kinder der Indianer heurathen, ihrer frühen Verlobung ohnerachtet, doch nicht vor der Zeit, und ehe es die Eltern erlauben. So bald dies ist, führt man das Mädchen an einen Fluß, mit großem Gepränge, vermuthlich um es zu baden, und bestreut es mit Blumen und Räucherwerk. Bei Heirathsanträgen wird lange capitulirt. Nach dem Faworte

zieht der Bräutigam in großem Gefolge nach dem Hause der Braut; der Priester spricht das Paar, in Gegenwart der Obrigkeit, zusammen, sobald der Bräutigam geschworen hat, daß er die Mitgabe treulich herausgeben will, wenn er je dereinst seine Frau wegjagt. Solche Trauung würde unsern lieben Bräuten wohl behagen! Der Mann hat das Recht sein untreues Weib zu tödten. Der Gebrauch bei den Mogolen ist, sie mit dem Säbel entzwei zu spalten. Ist der Mann untreu, so muß die Frau ihr Leiden in Geduld tragen. Schlägt er sie aber, oder läßt es ihr an Nothdurft fehlen, so kann sie klagen und auf Ehescheidung dringen.

Die Siameser, sagt ein Reisender, verschwenden nicht selten all ihr Vermögen bei der Beerdigung ihrer Todten; weil sie glauben, daß, je mehr Pracht an das Begräbnis gewendet wird, desto glücklicher werde die Seele des Verstorbenen, die dann in ein edles Thier oder in einen erhabenen Prinzen fährt. Ohne dieses zu glauben, machen wir uns mit unsern Leichenbegängnissen und Trauern, wie mit unsern Hochzeiten und Kindtaufen einen beschwerlichen Aufwand, den man noch lange nachher fühlt. Die Siameser verbrennen die Todten.

Zu Siam ist der weise Elephant berühmt, und man verehrt ihn fast als eine Gottheit; Mandarinen, d. h. vornehme Herren, bedienen ihn; es wird ihm nichts anders als in goldnen Gefäßen vorgesetzt; seine Wohnung ist prächtig, und das Gesimse seines Zimmers ist vergoldet. Es

kommt

kommt vermuthlich daher, weil die Siameser glauben, die Seele ihres verstorbenen Königs fahre in einen weißen Elephanten. Die weißen Elephanten sind höchst selten, und das macht vermuthlich ihren Werth und ihr Glück.

Vor dem Könige fallen die Großen auf die Erde nieder, und legen die Stirn auf die Erde; andre, selbst Europäer, legen sich auf die Knie, und stützen sich auf die Ellenbogen. Es ist eine große Gnade, vor den Großen auf seinen Füßen stehen zu dürfen.

Die große Ehrfurcht der Siameser für ihren König erhellet aus folgender Anecdote. Ein reisender Europäer fragte einige Herren von Siam, wie ihr König sich befände: darauf sahen die Indianer einander mit Erstaunen an, und niemand wagte es zu antworten. Der Europäer glaubte, er habe sich nicht deutlich genug, oder nicht in der Sprache des Hofes ausgedrückt, und ließ dieselbe Frage durch seinen Dolmetscher wiederholen. Allein, kein Wort. Kaum wagten es die Indianer, den Namen ihres Königes unter sich mit leiser Stimme auszusprechen. Hierauf fragte er einen Europäer, der an dem Hof in großer Gunst stand, woher dieses sonderbare Betragen kommen möchte? Dieser antwortete ihm: Sie haben mit ihrer Frage alle diese Leute in Erstaunen gesetzt, weil solche Frage bey den Siamesern ganz unerhört ist. Es ist ihnen nicht erlaubt, sich nach dem Befinden des Königes, ihres Souverains, zu erkundigen. Die mehresten wissen den Namen desselben nicht, und

wer

wer ihn weiß, wagt es nicht ihn auszusprechen. Nur die Großen vom ersten Range dürfen sichs unterstehen einen Namen zu nennen, den sie als ein heiliges Geheimniß verehren. Alles, was im Innern des Pallastes vorgeht, ist für alle außer dem Pallaste ein undurchdringliches Geheimniß, von dem niemand bey schwerer Strafe reden darf. Hätten Sie eine Antwort haben wollen, so hätten Sie fragen müssen: Ob der Hof noch immer derselbe, und ob nichts außerordentliches am Hofe oder im Reiche vorgefallen wäre? Hätte man Ihnen gesagt: Es ist nichts vorgefallen; so wußten Sie, was Sie wissen wollten. Wär aber der König todt, so würde man ohne Umschweif alles gesagt haben; denn alsdenn kan jedermann den Namen des Königs erfahren und aussprechen. — Das ist freylich ein Mittel, bey einem unwissenden und abergläubischen Volke verehrt zu werden. — Uebrigens auch bey uns, wenn man mit einem Großen spricht, fragt man ihn nicht nach seinem Wohlbefinden; vermuthlich aus dem Grunde, daß überhaupt die Ehrerbietung es nicht erlaubt, jemanden, dem man Ehrerbietung schuldig ist, mit Fragen zu beschweren.

Die Indianer haben Schmieden und Eisenbergwerke. Wenn aber alle ihre Anstalten nicht besser sind als ihre Blasebälge, so sind sie in den Künsten noch ziemlich zurück. Sie bestehen aus zwey hölzernen Cylindern, wie Brunnenröhren; nun fährt ein Mensch mit einem von Lappen bewickelten Stem-

pel in jeder Röhre auf und ab. Damit sollte man schwerlich das Feuer unsrer Schmelzöfen anfachen, und unsre großen Orgelwerke zum Ansprechen bringen. Man sieht aber daraus, daß unsre Kunstwerke nicht die einzigen sind, den Zweck zu erreichen, sondern die besseren, und daß man sich allenfalls mit andern behelfen kann. Hier findet man ganze Felsen von Magnet.

In dem Innern des Landes ist nicht gut reisen. Die Ufer der Flüsse sind bevölkert und angenehm, eine Meile davon aber ist alles Wüsteney; und wenn man ein Dorf antrift, so ist nichts darin zu finden, und man muß sich sogar eine Hütte banen, wenn man darin übernachten will. Ueberall um sein Lager muß man sich mit Feuer vor den Tigern und andern reißenden Thieren verwahren.

Hier ist ein Stück von einer Verordnung des Königes von Siam.

„Wir schenken dem N. N. hundert Mann zu „seiner Bedienung, nebst deren Weibern, Kindern „und Nachkommenschaft, in Ewigkeit. Untersagen „jedemmänniglich, weß Standes und Ranges er „seyn mag, diese hundert Mann und deren Nachkommen dem Dienste, worin wir sie geben, zu entziehn. Und wenn jemand sich solches untersteht, „so erklären wir ihn für einen Verfluchten von Gott „und von Uns, und zu einer ewigen Quaal in der „Hölle verdammt, ohne alle Hofnung irgend durch „menschliche oder göttliche Hülfe davon errettet zu „werden.„

Der König hat große Schätze, weil sich jeder Siameser Monarch eine Ehre daraus macht, Schätze aufzuhäufen. Aber das Land ist arm: freilich, und eben deßwegen. Ein reisender traf in dem Pallaste die Mandarinen, d. h. die vornehmen Herren, auf Matten um eine einzige Lampe sitzen; wenn einer etwas lesen oder schreiben wollte, zog er ein Endchen gelben Wachslichtes aus der Tasche, und pflanzte es auf ein Stück Holzes.

Die Strafen sind grausam. Der König von vierhundert Henkern, die seine Leibwache sind, umgeben, läßt sie selbst vollziehn. Seine Brüder und Söhne sind davon so wenig, als jeder andrer, frey. Das ist recht; denn warum soll ein Prinz ungestraft Verbrechen und Tollheiten begehen? Die gemeinsten Strafen, für die, die zu wenig sprechen, ist, daß man ihnen den Mund bis an die Ohren aufschlitzt; den Plauderern näht man ihn zu. Geringe Vergehen bestraft man mit Abhauen der Beine mit Abbrennen der Arme, mit Säbelhieben in den Kopf, oder mit Ausschlagen der Zähne. Stockprügel kann man mit einer Kleinigkeit verdienen. Wenige Menschen kommen durch, ohne daß man sie einigemal in ihrem Leben an den Stock geschlossen, oder ihnen Rohrspitzen unter die Nägel bis an die Wurzel gesteckt habe.

Dem Könige gehört alles; und wer einige Thaler gesammelt hat, muß sie wohl verwahren, sonst läßt sie ihm der gnädige Landesherr wegnehmen. Deßwegen werden die Felder schlecht bestellt.

Einige Indianer, nachdem sie sich Löcher in die Ohren gemacht haben, erweitern diese Löcher so sehr, daß man eine Faust durchstecken kann. In Siam schminken und färben die Weiber sich nicht; wol aber die Männer. Sie malen sich blau an, und zwar zum Zeichen ihrer Würde mehr oder minder; der Pöbel gar nicht, die Vornehmen einige Theile des Leibes, der König von den Fußsolen bis an den Magen. Sie tragen keine andre Kleidung, als einen breiten Gürtel oder eine Art von Weiberrock, und beide Geschlechter legen auch zum Schlafen diese ihre Kleidung nicht ab. Ihre Zähne schwärzen sie durch den Gebrauch des Betels, einer Art Nüsse, die sie in Blättern gewickelt und in Kalklauge gebeizt, so kauen, wie die Matrosen den Tabak. Schwarze Zähne sind ihre Schönheit. Sie haben von Natur wenig Bart, und zupfen ihn sich vollends aus; schneiden aber die Nägel niemals ab. Das ist fast das Wiederspiel von unserm Geschmack. Wer hat Recht?

Die Siameser bauen kleine schlechte Häuser, deren Fußböden, Wände und Decken, aus Bambuszweigen in Gestalt der Horden geflochten sind. Sie stehen auf vier oder sechs Pfählen zwölf bis dreyzehn Schuh über der Erde, um vor Ueberschwemmungen sicher zu seyn: außerhalb hängt eine Leiter, wie an den Windmühlen. Selbst die Viehställe sind hoch, mit einer Auffahrt von Horden. Der Feuerheerd ist ein Korb mit Erde, der auf drey Stäben wie ein Dreyfuß steht. Die Reichen tapezi-

ziren ihre Wände mit Matten, mit Cattun und Nesseltuch. Um den Hof ist ein Zaun von Bambusstäben. Die Häuser, die alle nur ein einziges Geschoß haben, sind je nach der Würde des Bewohners höher oder niedriger. Das Haus des Königes ist das höchste. Seine Treppe hat aber kaum zwey Fuß Breite; und die Großen, die vor ihn kommen, kriechen auf den Knieen und ganz langsam hinauf.

Die Sitze sind Matten; niemand darf Fußtapeten haben, wenn er sie nicht vom Könige bekommt. Man braucht weder Tisch, noch Tischtuch oder Serviette, weder Gabel, noch Messer, noch Löffel; das meiste Geschirr ist von Holz, selbst die Töpfe, worin der Pöbel seinen Reiß kocht; der Topf verbrennt, und dient nur einmal. Man nimmt dazu hohles Holz.

Die Siameser essen wenig; ein Pfund Reiß ist genug für den ganzen Tag; sie kennen das Brodt nicht, und leben sehr wohlfeil und sehr vergnügt. Man sagt, sie essen gern faulende Fisch, angebrütete Eyer, Heuschrecken, Ratten, Eidexen, und anderes Gewürme, das ganz gebraten auf den Märkten feil steht. Sie essen Milch, machen wenig Butter und gar keinen Käse: ihr Land bringt kein andres Oel, als Cocosöl, das vortrefflich ist. Sie essen äußerst wenig Fleisch, welches auch bey ihnen unschmackhaft seyn soll, und in allen heißen Ländern ungesund ist. Man kann eine Kuh für einen Thaler bekommen, und ein Schwein für einige Groschen.

Die Indianer haben fast alle unsre Krankheiten, nur selten Entzündungen, Schlagfluß, Gicht, Podagra, fallende Sucht, Gliederlähmung, Kolikschmerzen und Wassersucht; desto häufiger aber Geschwüre, Krebsschaden und Fistel. Die Blattern sind wüthend.

Die Siameser sind Freye und Sclaven; über letztere gebietet der Herr nach Belieben, nur nicht über Leben und Tod. Die Unterthanen müssen dem Könige jedes Jahr sechs Monate lang dienen, so daß er gerade so viel von der Arbeit der ganzen Nation hat, als die gesammte Nation selbst. Der Adel haftet nur an den Bedienungen, und diese haben nur durch die Menge der Diener und Untergebenen, die dazu gehören, einigen Werth, weil sie keinen andern Lohn abwerfen.

Ihre vornehmste Einnahme (der Staatsbedienten) besteht in den Bedrückungen des Volks; sie lassen sich öffentlich bestechen, und werden dafür nie bestraft, wenn man sie nicht offenbarer Ungerechtigkeiten überführen kann.

In einem kleinen Lande wählen die Einwohner jedesmal zur Monarchin eine bejahrte Wittwe: sie wählen sie alt, damit sie keinen Mann nehme.

Ihre Rechtshändel führen die Siameser schriftlich; was man bey ihnen nicht erwarten sollte. Bey uns ists eben so, und mancher ist damit unzufrieden, weil es die Arbeit und Kosten vermehrt, und den Proceß verzögert. Allein, dadurch werden die Par-

teyen mehr vor Ungerechtigkeiten gesichert; der Richter, der alle Gründe und Gegengründe schriftlich vor Augen hat, kann bey dem Schluß und der Sentenz keinen übersehen; und jeder kann alle Verhandlungen der Rechtssache sehen, und ein Oberrichter revidirt leicht den ganzen Handel.

Der Gouverneur ist der eigentliche Richter in Siam. Der Kläger kommt schriftlich ein, und übergiebt das Klagelibell dem Schöppen; dieser dem Rath, und dieser dem Gouverneur. Von da geht es an einen Rath zurück, nachdem der Gouverneur die Zeilen des Memorials hat zählen und das Siegel des Gouvernements aufdrücken lassen, damit niemand die Bittschrift verfälschen kann. Der Rath überläßt sie seinem Schreiber, der die Klage in der Gerichtsstube vorträgt, wobey aber der Gouverneur nicht zugegen ist, und sich nicht im mindesten um den ganzen Handel bekümmert. Die Parteyen werden vorgeladen, und man schlägt ihnen dreymal einen gütlichen Vergleich vor. Auf ihre Verweigerung, hört der Secretair des Gerichshofes die Zeugen ab, und referirt ihr Zeugniß in der Versammlung der Räthe, wobey wieder der Gouverneur nicht zugegen ist; nun sammelt man die Stimmen schriftlich, und fängt von unten, d. h. bey dem jüngsten Rath, an. Diese Stimmen gelten blos als Meinungen, nicht als entscheidende Aussprüche, und nun wird der Proceß für gehörig instruirt geachtet. Zuletzt versammeln sich die Räthe in Beyseyn des Gouverneurs, dem der Secretair

fair den ganzen Handel und die Stimmen der Räthe vorlieset, und der zuletzt in allgemeinen Ausdrücken den Ausspruch thut, daß das Gesetz den N. N. verdammt. — Das Gesetz, was hierher gehört, wird vorgelesen; allein man ist auch hier nicht immer über den Sinn des Gesetzes einig. Man erklärt und dreht daran nach den Umständen; so daß es selten befolgt wird, und es dabey immer auf die Meinung des Richters ankömmt.

In wichtigen Criminalfällen wird die Tortur, oder peinliche Frage, gebraucht; die Siameser haben deren mehrerlei. Die gewöhnlichste ist die des Feuers. Man zündet in einer sechs Klafter langen und eine Klafter breiten Grube Feuer an, so daß das Holz bis an den Rand der Grube reicht; Kläger und Beklagter müssen baarfuß die Länge lang durchgehen; wer sich die Füße nicht verbrennt, hat gewonnen. (s. die Ordalien in Deutschland, 1. Th. S. 113. 114.) Die Reisenden meynen, die Siameser kommen mehrentheils gut durch, weil sie immer baarfuß gehen, und folglich sehr harte Fußsolen haben, so daß sie nur den Muth, dreist auf die Kohlen zu treten, haben dürfen, um ohne Schaden davon zu kommen. Sie haben auch die Proben mit dem heissen und kalten Wasser, und sogar mit geschmolzenem Metall, worein sie die Hände tauchen. Auch braucht man gewisse, von den Talapoinen vorbereitete und eingesegnete, oder vielmehr verfluchte, Pillen; wer sie bey sich behält,

hat recht. Bestehn beide Theile die Probe, so wird eine neue angestellt.

Der König selbst braucht diese Beweismittel bey seinem Gerichtshofe: besonders aber dieses, daß er beide Parteyen den Tigern vorwerfen läßt. Kommen beide um, so müssen sie beide für schuldig gelten, damit man sich den Tod eines Unschuldigen nicht vorzuwerfen habe. Der Muth dieser Elenden ist dabey um so mehr zu bewundern, da sie im Kriege sehr feige sind.

Der Diebstahl wird, außer der Restitution, noch mit dem doppelten oder dreyfachen Werth bestraft. Nur das schlimmste dabey ist, daß die Siameser jeden ungegründeten Besitz für einen Diebstahl erklären. Wer also durch einen Proceß eine streitige Sache herausgiebt, muß noch oben drein den Werth der Sache, theils seinem Gegner, und theils an den Richter erlegen. Vermuthlich wird es deßwegen mit dem Diebstahl so strenge gehalten, weil der Richter einen Theil der Strafe einkassirt.

Die Art, Krieg zu führen, ist sonderbar und wenig blutig. Von Kriegeskunst, Mannszucht, Tactik, (d. h. Kunst der militairischen Bewegungen) wissen sie nichts. Ein einziger bloßer Degen jagt hundert Mann in die Flucht. Ihre Lehre von der Seelenwanderung, die sie vom Blutvergießen abhält, macht sie vollends feige. Wenn sie ja Krig führen müssen, so sind sie nur darauf bedacht, Sclaven zu machen. Gesetzt, die Peguaner fallen

ihnen

ihnen feindlich ins Land, so fallen die Siameser den Peguanern ins Gebiet von einer andern Seite, wobey sich beide wohl vorsehen, nicht auf einander zu stoßen; und beiderseits nehmen sie ganze Dorfschaften gefangen. Gesetzt aber, daß das Unglück sie zusammengeführt, so feuern sie nicht auf einander, sondern in die Luft, und der erste Theil der Kugeln fallen fühlt, nimmt die Flucht. Dennoch machen sie zuweilen Eroberungen, weil ihre Nachbaren nicht tapfrer sind, als sie.

Sie sind schlechte Handwerker, weil sie sich fürchten geschickt zu werden, damit sie nicht zeitlebens als Sclaven für den König arbeiten müssen, ohne Lohn zu bekommen. Mit Metallen wissen sie wenig umzugehen. Der König allein treibt den auswärtigen Handel, das Volk hat nur die Krämerey. Der Fischfang ist der Hauptnahrungszweig der Nation.

Ihre Münzen sind in Gestalt kleiner Cylinder von Metall, die beynahe wie ein Ring gebogen sind, und führen ein doppeltes Gepräge, eines in dem Bogen, das andre außerhalb. Ihre kleine Münzen sind gewisse Muscheln, die vermuthlich selten sind, oder nur vom Staate gefischt werden.

Es ist den Mädchen nicht erlaubt, mit den Knaben zu sprechen; die Mütter sehen fleißig darauf, und bestrafen die ungehorsamen. Bey der Verheirathung werden Wahrsager zu Rath gezogen. Der Mann ist unumschränkter Herr über seine Familie; er kann seine Weiber und Kinder verkaufen. Nur

die Hauptgemahlin ist davon ausgenommen, und der Mann kann sie nur wegjagen.

Das Alter wird hoch geehrt, und die Rangordnung des Standes steht ihm nach, wenn der Stand nicht sehr verschieden ist.

Die Siameser geben nicht zu, daß einer von ihren Verwandten bettle; die Betteley beschimpft den Bettelnden und dessen ganze Familie; nur die heiligen Talapoinen nicht. Auch sieht man wenige Bettler.

Der Diebstahl ist bey ihnen ehrlos; dennoch unterbleibt er nicht.

Sie halten es für schimpflich, eine gefundene Sache sich zuzueignen, und mit so wenig Mühe etwas an sich zu bringen. Man erzählt doch aber folgende merkwürdige Anecdote von ihrer Raubsucht.

Ein Bedienter bey den Magazinen hatte dem Könige einiges Geld gestohlen; der Fürst befahl, daß man ihm zur Strafe drey oder vier Unzen geschmolzenes Silber in den Hals gösse. Derjenige ab.., der das Silber aus dem Halse des Verstorbenen herausholen mußte, konnte der Versuchung nicht widerstehn, und entwandte einen Theil davon. Er ward, wie der erste, bestraft. Ein Dritter, der diesen öffnete, um das Metall heraus zu holen, stahl wieder. Der König schenkte ihm das Leben; denn, sagte er, ich müßte alle meine Unterthanen nach einander hinrichten lassen, wenn ich nicht endlich einmal vergeben wollte.

Das

Das Band einer ewigen Freundschaft ist, mit einander, aus derselben Schaale, von demselben Arack zu trinken. Wollen sie sich noch enger verbinden, so kosten sie wechselsweise von ihrem Blute. Ein Gebrauch, den ehemals die alten Scythen gehabt haben, und noch jetzt die Chineser und andre Völker haben sollen; dem ohnerachtet betriegen sich die Freunde doch, wenn sie können.

Unter die Vergnügungen und Schauspiele gehören nebst Tanz und Musik, Klopffechterey, die aber nicht gefährlich zu seyn scheint, weil nur Fäuste und Ellenbogen dazu gebraucht werden; dann ein gewisses Wettrennen von Ochsen, das seltsam genug aussehen mag. Die Zuschauer stellen dabey Wetten an.

Die Siameser spielen Schach und Trictrac, und Hazardspiele, wobey sie ihr Vermögen, ihre und ihrer Kinder Freyheit wagen.

Männer uud Weiber rauchen Tabak. Den Männern sind diese Zeitvertreibe um so mehr nöthig, da sie nach ihrer sechsmonatlichen Dienstzeit nicht wissen, was sie anfangen wollen. Sie treiben wenig Handwerke, und ihre Nahrung bekommen sie von ihren Weibern, Müttern oder Töchtern, welche den Acker bauen, den Handel treiben und alle häusliche Geschäfte verrichten. Nach dem Berichte eines Reisenden, weckt die Frau ihren Mann um sieben Uhr, setzt ihm Reiß und Fisch vor, und nachdem er gefrühstückt hat, legt er sich

wieder auf das Ohr und schläft. Nach der Mittagsmahlzeit schläft er wieder einige Stunden.

Der König hat den Alleinhandel mit baumwollnen Zeugen, und um seine Waaren los zu werden, befiehlt er zuweilen, daß die Väter ihre Kinder vor der bestimmten Zeit kleiden. (Die junge Kinder gehen ganz nackt.) Alles Elfenbein gehört ihm, so wie das Bley, der Salpeter und das Zinn, das man im Lande findet.

Die Begräbnisse der Siameser zeugen von ihrer Eitelkeit. Der Leichnam wird in einen Sarg gelegt, den man lackirt oder wol gar vergoldet, um den unangenehmen Geruch zu vermeiden, sucht man die Eingeweide des Todten mit Queckfilber, das man ihm in den Mund giesst, auszudorren. Die Reichsten brauchen bleyerne Särge. So wird die Leiche auf ein hohes Gerüste unterdessen gesetzt, bis man die Anstalten zum Scheiterhaufen gemacht hat. Indessen brennen Kerzen und Wohlgerüche, und wachen Talapoinen um die Leiche, wobey sie moralische Gesänge singen, die die Seele des Verstorbenen den Weg zum Himmel lehren. Es ist sehr spät, den Weg zu lernen, wenn man ihn schon angetreten hat.

Der Scheiterhaufen wird auf freyem Felde, gewöhnlich in der Nähe eines Tempels, errichtet, und ein Zaun mit vielen Verzierungen darum gezogen. An dem Zaune hängen Stücke bunten oder vergoldeten Papieres, die Hausgeräth, Häuser, Thiere und auch Menschen vorstellen; die man vermuthlich

dem

dem Verstorbenen, wenigstens im Bilde mitgiebt, weil man es in der That nicht thun kann. Je höher der Scheiterhaufen, desto grösser die Ehre. Der Körper wird mit vieler Feierlichkeit in Begleitung der Familie dahin, wo möglich zu Wasser, gebracht, und nackt, ohne den Sarg, auf den Scheiterhaufen gelegt. Auch dabey sind Talapoinen, nicht um der Frömmigkeit, sondern um der Eitelkeit willen. So wie bey uns; man bittet Priester zum Leichenbegängniß, und spricht unterweges mit ihnen vom Wetter, oder von Stadtneuigkeiten. Man will aber Priester dabey haben.

Die Ueberbleibsel des Körpers, der öfters kaum gebraten ist, werden in den Sarg gelegt. Wer keinen Scheiterhaufen bezahlen kann, begräbt seine Todten, auch ohne Talapoinen, die ohne Geld so wenig, wie Holz und Bley, zu haben sind. Kann man die Leichname nicht begraben, so bringt man sie an einen freyen Ort, und läßt sie von Vögeln und wilden Thieren verzehren.

Es steht jedermann frey zu trauern, oder nicht zu trauern: und man sagt, daß man öfter Eltern um ihre Kinder, als Kinder um ihre Eltern, trauern sieht. Die Siameser glauben, daß ihre verstorbenen Verwandten sie oftmals mit ihren Spukereyen qäulen. Um sie zu beruhigen, bringen sie ihnen Speise auf ihre Gräber, oder geben den Talapoinen Almosen, weil diese versichern, daß milde Gaben die Sünden der Lebendigen und der Todten tilgen.

Natur=

Naturgeschichte.

Die Indianer kennen nur drey Jahreszeiten, den Winter, den großen und den kleinen Sommer. Der Winter ist im December und Januar, darauf folgt der kleine Sommer. Ihr Winter sagt man, ist beynah so heiß, wie unser Sommer, und in der That die Sonne ist ihnen näher, dennoch scheint es ihnen unangenehm kalt. Im Sommer rückt ihnen die Sonne bis über den Kopf, und ohne den häufigen Regen und den beständigen Wind würde die Hitze unerträglich seyn. Ihre Tage sind das ganze Jahr hindurch fast gleich; nur einige Minuten mehr oder weniger als zwölf Stunden lang. Sie haben den Tag sechs Stunden eher, als wir, und folglich auch die Nacht.

Seide und Flachs sind in Siam unbekandt; die Baumwolle aber in großer Menge und vortrefflich. Es wächst viel Zucker, und die verschiedenen Früchte sind sehr aromatisch. Der Wein will nicht gedeihen; Aepfel und Birnen sind, sowol als unsre Salatgewächse, dort unbekandt.

Ob sie gleich Eisen haben, fehlt es den Siamesern doch an Nähe- und Stecknadeln, an Scheeren, Nägeln und Schlössern. Ihre Stecknadeln sind von Bambusholz, ihre Anker von Holz, und ihre Hangschlösser lassen sie aus Japan kommen: das alles, weil sie das Eisen zu schmieden nicht verstehen.

Der Elephant.

Es ist bekandt, daß man auf dem Elephanten reitet. Der Führer sitzt auf dem Nacken des Thieres. Dieses legt sich auf die Seite, wenn man darauf steigen will, man tritt auf sein Bein, dann auf seinen Bauch, und dann auf seinen Rücken, indem er sich langsam aufrichtet. Man braucht auch Leitern hinaufzusteigen. Man setzt sich auf Stühle, die auf dem Rücken des Thieres befestigt sind.

Zu einer Elephanten-Jagd, ward ein Cordon von ohngefähr sechsundvier igtausend Mann um ein Viereck Landes von zehn Meilen Länge und drey Meilen Breite gezogen. Rund um waren zwey Reihen Feuer, um die Elephanten ab- und das Gehege zuzuhalten; dabey wurden dann und wann einige Kanonen abgefeuert, um die Elephanten abzuschrecken. Wie hat es der kleine Mensch wagen dürfen, sich an dem Elephanten, diesem großen und mächtigen Thiere, zu vergreifen, es zu fangen, zu zähmen und zu brauchen? Wie haben es Könige gewagt, zu ihrem Vergnügen sechsundvierzigtausend Mann von ihrem Geschäffte abzureißen und in augenscheinliche Lebensgefahr zu schicken? Die Könige haben es mit den Menschen, wie die Menschen mit den Elephanten, gemacht. Beide sind sehr gutmuthig gewesen. So bald ein Elephant gefangen ist, braucht er nur etwa vierzehn Tage zwischen zahmen Elephanten zu seyn, um selbst zahm zu werden; gerade wie die Menschen.

Die-

Dieses nüzliche Thier ist am häufigsten hier anzutreffen.

Das Rhinoceros.

Es ist nach dem Elephanten das mächtigste unter den vierfüßigen Thieren, und findet sich in ganz Indien und besonders in Siam häufig. Es hat wenigstens zwölf Fuß Länge und sieben Fuß Höhe, kurze dicke Füße, ein dickes, schmutzig graues, weites Fell, das sich über den Leib in Falten legt; auf der Nase hat es ein Horn, daher es den Namen Nasehorn bekommen hat. Auf der Haut hat es kein Haar, aber eine Art von Schaalen, und ist gefühllos und fast der Büchse undurchdringlich. Dabey ist es wild und furchtbar, frißt aber nur Gras und Gewächse. Tiger und Löwe können ihm nichts anhaben. Seine Gestalt hat mit der Gestalt des Schweines viel Aehnlichkeit. Einige Rhinocerosse haben zwey Hörner, eines vor dem andern. Das Horn hat ohngefähr vier Schuh Länge und sechs oder sieben Zoll im Durchmesser an der Wurzel. Dieses Thier schlägt sich oft mit dem Elephanten. Die Indianer essen sein Fleisch und es verdirbt ihnen manches Reisfeld. Seine Haut und sein Horn, das beste Elfenbein, muß es bezahlen. Sein Huf, sein Blut, sein Urin, sein Mist sollen vortreffliche mediciniſche Kräfte haben, vermuthlich wie der Huf des Elendthiers; Einbildung und Aberglauben.

Es finden sich hier große Schlangen, zwanzig Fuß lang und anderthalb Fuß dick, die aber nicht

giftig

giftig sind. Andre sehr kleine sind gefährlich, und schleichen sich überall durch.

Es giebt welche, die zwar sehr giftig seyn sollen, die aber die Indianer abzurichten wissen, so daß sie ihr Spiel damit treiben. Sie reizen das Thier, es hebt sich, als wenn es stünde, zicht, bewegt sich hin und her; das nennen sie tanzen, und lassen es für Geld sehen. Um sich vor Schaden zu verwahren, lassen sie das Thier auf ein Stück Zeug beißen, wo es sein Gift verliert, so daß sein Biß keinen Schaden mehr thun würde.

Hier in Indien wächst das Adlerholz; es ist grau, hart, schwer, harzig und wohlriechend. Es ist eine Herzstärkung und ein Präservativ gegen ansteckende Krankheiten; es ist auch zu Drechsler- und Tischlerarbeiten sehr brauchbar.

Die Aloe wächst hier wild, sie dient in der Medicin, und riecht sehr stark.

Die Ananas, eine bloße Pflanze mit Stacheln; deren Frucht bekandt ist.

Der Bambus ist ein dickes grosses Rohr, dessen Saft als Arzney dient.

Der Campher ist das Harz aus einem Baume, der auch Campher heißt, und hier häufig zu finden ist.

Der Banan, oder indianische Feigenbaum, hat so große und starke Blätter, daß die Einwohner selbige als Schüsseln und Teller brauchen; sie ersparen dabey das Aufwachsen, denn sie nehmen jedesmal neue; diese Blätter dienen ihnen auch statt

des

des Papieres zum Schreiben. Es ist eigentlich nur ein Rohr, denn es trägt nur einmal Früchte, und zwar sechzig bis hundert Stück; denn schneidet man den Stamm ab, und es sproßt ein neuer aus der Wurzel. Der Stamm hat die Dicke einer Lende, die Frucht die Gestalt einer großen Gurke, ist sehr angenehm und nahrhaft.

Der Ingwer ist die Wurzel einer Art Rohrs; die Indianer brauchen ihn als Speise, wenn er in Essig oder Salz eingemacht ist; auch essen sie ihn grün, statt des Salates.

Der Indig wächst auch hier wild.

Sina.

Nordostwärts von Indien, liegt das große Kaiserthum Sina oder Tschina. Es ist eins der schönsten und größten Länder der Erde. Seine Fruchtbarkeit ist außerordentlich; selbst die Berge sind bis zu ihrem Gipfel gebaut; der Boden trägt in den mehresten Gegenden zweymal des Jahres Reis und andere Kornfrüchte; man findet hier eine grosse Menge mannigfaltiger Bäume, Pflanzen Früchte und Vögel. Rindvieh, Hammel, Pferde und Wild sind hier in Ueberfluß. Das Land ist mit großen fischreichen Seen und schiffbaren Flüssen bewässert; die Gebirge bringen fast alle Arten der Metalle; Steinkohlen sind häufig. Das Land ist seit undenklichen Zeiten cultivirt; Künste Wissenschaften und Geseze blühen darin. Tschina ist also nicht

in

in dem Falle der meisten andern Länder, die in jenen Welttheilen den Europäern bekandt geworden sind; diese haben von den Europäern Cultur und Bedürfnisse kennen gelernt, dir Europäer haben dahin die Arbeiten ihrer Industrie geführt, und dafür die Reichthümer der Länder gezogen. Die Chinesen hingegen nehmen sehr wenig von den Europäern, und verkaufen ihnen ihre Producte meistens für baares Geld; auch gestatten sie den Europäern keinen weitläuftigen Handel und kein Etablissement in ihrem Lande.

Die erstaunliche Ausdehnung des Landes nach Norden und Süden macht, daß einige Theile desselben ein heißes, und die entgegengesetzten ein kaltes Clima haben; überhaupt genommen ist Luft und Witterung gemäßigt und vortrefflich.

Das eigentliche Tschina (die große Tschinesische Tartarey und die übrigen zum Reiche gehörigen Länder nicht mitgerechnet,) hat an 400 Meilen in der größten Länge von Süden nach Norden, und über 200 Meilen in der größten Breite; man rechnet seine Größe auf 69000 Quadratmeilen. Es besteht aus sechzehn Provinzen, die als eben so viel europäische Königreiche anzusehen sind; sie führen auch ursprünglich diesen Namen, und einige sogar enthielten mehrere kleine Monarchien.

Auf der Abend- und Nordseite ist das Land mit einer ungeheuren Mauer eingeschlossen, die eins der größten Denkmäler des menschlichen Fleisses ist. Sie wurde vor beynahe zweytausend Jahren gegen die

Einfälle der Tartaren erbaut. Sie erstreckt sich vom Tschinesischen Meerbusen an tief ins Land hinein; ihre Länge ist dreihundert Meilen, dabey ist sie zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß hoch, und so breit, daß fünf oder sechs Pferde neben einander darauf gehen können. Vor der Eroberung des Reiches durch die Tartaren, war sie mit einer Million Soldaten besetzt. Ungeheure Anstalten, die wenig genutzt haben, und nur solche Feinde abhalten können, die gar keine Künste kennen.

Tschina hat überhaupt 1838 Städte; von diesen sind 173 Hauptstädte, alle innerhalb der großen Mauer; 278 von der zweyten, und 1388 von der dritten Ordnung; eine unzählige Menge Flecken und Dörfer ungerechnet, von denen einige so groß sind, daß sie mehr Menschen enthalten, als Paris oder Amsterdam. (Dies möchte wol etwas übertrieben seyn, wie manche andre Nachrichten der Herren Reisenden.) 2800 befestigte Plätze; 3000 Schlösser auf beiden Seiten der großen Mauer, und 3000 Wachthürme. Außerdem zählt man 32 Königliche Palläste, 13647 Palläste obrigkeitlicher Personen; 1145 bürgerliche Wohnungen, welche Post- oder königliche Herbergen genannt werden; 788 berühmte Grabmäler von vortrefflicher Baukunst; (Wenn sie alle berühmt seyn sollen, so müssen die Sinesen ein ungeheures Gedächtniß haben.) 709 zum Andenken berühmter Männer erbaute Säle; (Auch die Denkmäler dürften wegen der Menge, ihren Zweck schwerlich erreichen.) 272 berühmte

Bibliotheken; 1159 dem Könige oder andern hohen Personen zu Ehren errichtete Triumphbogen; 331 durch ihre Schönheit merkwürdige Brücken. Schiffbare Flüsse, mit etlichen großen Seen, zählt man 1472; große Berge 2099, große und berühmte Tempel 480; christliche Kirchen fast 260. Ueberhaupt giebt es kein Land, welches durch die öffentliche Werke und Denkmäler so berühmt ist, als Tschina. Zu den merkwürdigsten Stücken dieser Art gehört, ausser der großen Mauer, ein großer Canal, der in einer Länge von 180 Meilen von Canton bis Peking durch das Reich geht, und beständig mit einer unzähligen Menge von Schiffsgefäßen bedeckt ist; er ist 470 Jahr alt. Das ist wol das beste Stück unter allen diesen berühmten Meisterwerken, die niemand kennt.

Die meisten Städte in Tschina sind einander sehr ähnlich. Ihre Gestalt ist viereckt; sie sind mit hohen Mauern umgeben, und haben ringsum Thürme in abgemessenen Entfernungen; viele sind ausserdem noch mit einem Graben umzogen. Inwendig sieht man runde, sechseckige oder achteckige Thürme, die acht bis neun Stockwerk hoch sind; Triumphbogen zur Zierde der Straßen; schöne Tempel, die theils zum Gottesdienste bestimmt, theils Helden und verdienstvollen Männern zu Ehren erbaut sind. Die öffentlichen Gebäude zeichnen sich mehr durch ihren Umfang, als durch ihre Pracht aus. Man sieht eine große Menge Plätze und langer Straßen, wovon einige sehr breit, andere aber

enger sind. Die Häuser sind mehrentheils nur ein, aufs höchste zwey Stockwerk hoch. Vor jeder Thür steht auf einem Fußgestell ein sieben bis acht Fuß hohes Brett mit drey großen goldenen oder gemalten Buchstaben, die das Schild vorstellen; es stehen oft die Namen von zwey oder drey Arten von Waaren darauf, der Name des Kaufmanns darunter, nebst den beiden Worten; Pu-hu: d. h. Er betriegt dich nicht. Diese doppelte Reihe Pfeiler, die in gleicher Entfernung von einander abstehen, macht eine Art von Colonnade vor den Häusern, die sich nicht übel ausnehmen muß.

Peking ist jetzt die gewöhnliche Residenz der Kaiser und die Hauptstadt des ganzen Reichs; ehedem war es Nanking. Peking bedeutet Hofstadt gegen Norden, und Nanking, Hofstadt gegen Süden. Die Hauptstadt Peking liegt in der Provinz Petcheli, ohngefähr zwölf Meilen von der großen Mauer, und zwanzig Meilen vom Meere. Sie besteht aus zwey Theilen; nemlich aus der Stadt der Tartaren, gegen Norden, und der Stadt der Chinesen, gegen Süden. Erstere hat ihren Namen von den Tartaren erhalten, welchen der Kaiser, nachdem sie Tschina erobert hatten, diesen ganzen Theil der Hauptstadt einräumen mußte. In der tartarischen Stadt, Kingtsching genannt, ist wieder eine besondere Abtheilung, die Kaiserliche Stadt, oder die Stadt mit der gelben Mauer, weil sie den kaiserlichen Pallast enthält. Jeder Theil der Stadt ist mit Mauern und Wällen eingeschlossen. Die Mauer

ist

ist 30 Schuh hoch und 50 Schuh breit, so daß sechzehn Reuter in einer Reihe neben einander darauf reiten können. (Wozu das?) Die eigentliche Stadt, außer den funfzehn Vorstädten, hat fünf deutsche Meilen im Umfange, und nimmt einen viermal größern Raum ein, als Paris. Peking ist aber noch nicht die größte Stadt in China; Nanking und noch drey andre sind größer. Die Hauptstraßen in Peking, die von einem Thore um andern gehen, sind schnurgrade und so breit, daß fünfundzwanzig Wagen neben einander fahren können; die längste davon ist eine gute Meile lang. Die meisten andern Straßen sind sehr enge; manche Theile der Stadt sind unbewohnt, und von Gärten und Feldern eingenommen.

Einwohner sind in Peking an drey Millionen. Es ist der Gebrauch, daß die Einwohner unter hundert neugebohrnen Kindern eins wegwerfen; nun aber ist es gewiß, daß alle Tage Sommer und Winter hindurch, über hundert solcher weggeworfener Kinder auf der Straße umkommen; folglich müssen alle Tage zehn oder funfzehntausend, jährlich an vier Millionen Kinder gebohren werden. (Die Rechnung scheint wol übertrieben, und ist im Grunde ein albernes Mährchen. Denn wer zählt die neugebohrnen Kinder, um jedesmal das hundertste wegzuwerfen? wozu wird grade das hundertste weggeworfen? Wenn jährlich 4000000 Kinder gebohren werden, so müßten wenigstens 12000000 Ehepaare seyn, und ohngefähr 100000000 Einwohner, nicht

aber 3000000, gezählt werden.) In Berlin zählt man in den Geburtslisten jährlich ohngefähr fünftausend neugebohrne Kinder; als das ganze Jahr kaum die Hälfte von denen, die in Peking an einem Tage gebohren würden. Von jenen Kindern kaufen die Christen in Peking jährlich drey bis viertausend; und dies ist kaum der zehnte Theil von diesen so elendiglich verworfenen Geschöpfen. So groß aber auch die Menge Menschen in dieser Stadt ist, so hält die Polizei doch eine so gute Ordnung, als ein Schulmeister unter seinen Schülern nur immer halten kann. Die großen Straßen sind beständig mit Menschen angefüllt; einige sind zu Fuß, andre zu Wagen; hier sind eine Menge zu Pferde, dort läßt man sich in Sänften tragen; andre tragen Lasten, noch andre schreyen allerley Waaren zum Verkauf aus; unsre gangbarsten Straßen in Berlin sind leer und öde gegen die Straßen von Peking; das Gewimmel von Menschen ist erstaunlich: und überall herrscht Ruhe. Hier brauchen nicht die Fußgänger auf ihrer Hut zu seyn, sondern diejenigen, die zu Pferde oder in Wagen sind, müssen sich in Acht nehmen, daß sie jene nicht umrennen. Ein vornehmer Herr würde sich fürchten, den geringsten Tagelöhner zu stoßen.

Um diese Ordnung zu erhalten, sind Tag und Nacht in den großen Straßen über funfzigtausend Soldaten auf der Wacht. Bey dem geringsten Tumult läuft die nächste Wache sogleich herzu, und entscheidet alle Streitigkeiten mit Drohungen oder mit

Peitschenhieben, wenn man ihr nicht augenbliklich gehorcht; wer sich widersetzt, wird in Verhaft genommen. Die kleinen Straßen, welche die großen durchkreuzen, haben höl:erne Barrieren, und werden des Abends verschlossen. Alsdann muß jeder zu Hause seyn. Das Zeichen dazu giebt eine große Glocke *) und die Trommel der Patrouillen. So bald es finster wird, darf sich, außer der Wache, niemand mehr auf der Straße erblicken lassen; selbst die kaiserlichen Boten müssen der Patrouille Red und Antwort geben; ist ihre Antwort verdächtig, so werden sie in Verhaft genommen. Die Thüren der kleinen Straßen werden nur Personen mit einer Laterne, und nur in dringenden Fällen geöffnet, als z. B. wenn ein Arzt gerufen werden soll. Der Gouverneur der Stadt ist verpflichtet, des Abends die Ronde zu machen; und er erscheint oft, wenn man ihn am wenigsten erwartet. (Nun da muß er vollauf zu

*) Die große Stadtglocke ist vielleicht die größte Glocke in der Welt. Sie hat am Fuße $12\frac{4}{5}$ tschinesische Ellen im Durchschnitt; ihre Dicke bis an die Krone hinauf ist beynah eine Elle; ihre inwendige Höhe 12 Ellen; sie wiegt 120000 Pfund. Man kann sie weit hin im Lande hören, wann sie geläutet wird. (Die Glockengießer werden finden, daß das Glockengut in China sehr leicht seyn muß, weil eine so ungeheure Glocke nicht schwerer ist; und der Physiker wird sich wundern, daß man sie viele Meilen weit hören kann.)

thun haben, und schneller als ein Vogel fliegen, um in einer Stadt von fünf Meilen im Umfang unvermuthet hier oder dort erscheinen zu können.) Die geringste Nachlässigkeit der Officiere wird den folgenden Tag mit Cassation bestraft. Die Soldaten sind alle zu Fuß. Ein Theil derselben hat kein anderes Geschäfft, als über die Sicherheit der Straßen zu wachen: Andre müssen für die Erhaltung der Reinlichkeit in den Straßen sorgen; sie nöthigen jeden Hausbesitzer, vor seiner Thür zu fegen, und des Abends und Morgens und mehrmals am Tage bey trockner Witterung zu sprengen, um den Staub niederzuschlagen. Da die Straßen nicht gepflastert sind, so wird allemal, nachdem der Koth weggeschafft worden, der Boden festgestampft oder mit trockener Erde vermischt, so daß man zwey Stunden nach dem stärksten Regen in der ganzen Stadt trocken geht. (In einer so großen Stadt! Also müssen wenigstens 10000 Menschen immer damit beschäfftigt seyn. Und woher alle die trockne Erde? und wohin in der Geschwindigkeit der Koth, der bald einen Berg machen muß?) Bey dem geringsten Zeichen einer Feuersbrunst kommen die Sprützen, die Soldaten, die Arbeitsleute, die Mandarinen (die Großen) und selbst die Prinzen von allen Seiten zu helfen herbey. Des Sommers sind in gewissen Entfernungen kleine Hütten, wo man dem Volke Eiswasser giebt; man findet aller Orten Erfrischungen, Früchte, Thee, Häuser, wo man speisen kann. Jede Waare hat ihre gewissen Tage und Plätze zum

Ver-

Verkauf. Die Vorübergehenden finden aller Orten Gelegenheit sich zu vergnügen. In Hungersnöthen und bey andern Unglücksfällen läßt der Kaiser den Armen Kleider und Reis austheilen; in Freudenszeiten erlaubt man dem Volke allerley Vergnügungen. Zu jeder Zeit aber, ohnerachtet des beständigen Zuflusses von Menschen aus allen Provinzen des Reichs, von Tartaren und zinsbaren Völkern, herrscht überall Friede und Ruhe. Die Polizey weiß alles, was vorgeht, bis in das Innerste der Palläste der Prinzen; sie ist von allem unterrichtet, was in der Stadt ein- und ausgeht; sie hat genaue Verzeichnisse von allen Personen in jedem Hause; sie sorgt für hinlänglichen Vorrath aller Arten von Waaren; sie läßt von Zeit zu Zeit Verbesserungen machen, welche die Bequemlichkeit, Sicherheit und Reinlichkeit erfordern. Prinzen und Mandarinen, Bürger und Fremde, Soldaten und Hofleute, Bonzen und Lamas (Bettelmönche und Priester), alles ist ihren Befehlen unterworfen; und ohne Verordnungen, ohne exemplarische Bestrafungen, fast ohne daß sie sich der Sache anzunehmen scheint, hielt sie jedermann in Ordnung und Gehorsam.

Die Stadt Peking kann schon für sich als ein Königreich angesehen werden. Man hat aus derselben den Kaiser mit zweymalhunderttausend gerüsteten Soldaten, ohne ihren Troß, ausziehen gesehn; und doch blieben die Straßen so voll von Leuten, als wenn kein Mann aus der Stadt gegangen wäre. Sie hat keinen schiffbaren Fluß, liegt vier Mei-

len vom Flusse Rü, und dreyßig Meilen vom Meere.

In Lao = Tsching oder der alten Stadt zählt man 8 öffentliche Altäre, 33 Lamatempel — die Sinesen nennen ihre Gottesverehrung, Verehrung des Lama — 2 russischgriechische Kirchen, 4 catholische, 4 Moscheen; es sind auch zwey Sternwarten. Bey den Lamatempeln sind zugleich Wohnungen für mehr als dreyhundert Priester des Lama, auch für Bildhauer und Maler, eingerichtet. Die Priester haben hier gegen siebenhundert Schüler, theils Sinesen, theils Mandschuren, die von ihnen in der tibetischen oder tangutischen Sprache und Wissenschaften unterrichtet werden.

Der kaiserliche Pallast liegt in der Mitte der alten oder tartarischen Stadt. Seine Gestalt ist ein längliches Viereck. Er hat über eine Meile im Umfange und besteht überhaupt aus einer grossen Menge Hauptgebäude, die durch große Höfe, Gärten und Luststücke getrennt sind. Die Façaden der Gebäude glänzen von Vergoldung Lackirung und Malereyen. Das Innere des Pallastes ist mit allem dem besetzt, was Sina, Indien und Europa Schönstes und Kostbarstes haben. Der ganze Pallast mit allen seinen Gebäuden ist von einer Mauer eingeschlossen; in derselben sind große Thore, die mit Wachen besetzt sind. Jedes dieser Thore hat drey Portale, wovon das mittelste nur für den Kaiser geöffnet wird. Der Zugang zu diesen Thoren ist den Bonzen, den Blinden, den Lahmen,

men, den Krüppeln, den Bettlern, denen, deren Gesicht durch irgend eine Narbe entstellt ist, denen die Nase oder die Ohren abgeschnitten worden, kurz allen, die eine auffallende Ungestaltheit haben, durchaus verboten; damit seine Majestät durch das Ansehen der menschlichen Leiden nicht gekränkt werden und Mitleiden empfinden lernen.

Der äußere Raum des Pallastes ist in breite und wohlproportionirte Straßen abgetheilt; hier wohnen die Officiere, Künstler und Bedienten des Kaisers. Die Balken und Dächer dieser Häuser, so wie überhaupt aller Sinesischen Gebäude ruhen nicht auf der Mauer, sondern auf abgesonderten hölzernen Pfeilern, die auf steinernen Grundlagen stehen; so daß oft das Dach eines Hauses fertig ist, ehe die Mauern dazu aufgeführt sind.

Die innere Mauer, die den Pallast, wo der Kaiser residirt, unmittelbar umgiebt, ist von außerordentlicher Höhe und Dicke. Jedes Thor derselben wird von vierzig Soldaten und zwey Oficieren bewacht. Der Eingang steht nur den Oficieren des kaiserlichen Hauses und den Mandarinen der innern Tribunäle offen; jeder andrer, der sich hier zeigt muß eine kleine hölzerne oder elfenbeinerne Tafel vorzeigen, worauf sein Name und der Ort seines Aufenthals steht, mit dem Siegel des Mandarinen, dem er zugehöret. Diese zweyte Mauer ist mit einem breiten und tiefen ausgemauerten Wassergraben umgeben, über welchen vor jedem Thore eine

Zug-

Zugbrücke geht. Seine Majestät fürchten sich vor Dero Unterthanen.

Nachdem man durch verschiedene sehr weitläuftige Höfe gegangen ist, kommt man zum Hauptgebäude, welches von innen ohngefähr 90 Fuß Länge und 25 Fuß Breite, und drey Abtheilungen hat. Der Eingang besteht in fünf großen und majestätischen Thoren, zu denen fünf Treppen, jede von dreyßig Stuffen, führen; vorher aber geht man noch über einen mit Wasser angefüllten Graben, der fünf Brücken hat. Die Treppen und Brücken sind mit Säulen, ausgehauenen Löwen und andern Figuren geziert; alles von sehr weißem und feinem Marmor. Nun kommt man in einen Hof, der von beiden Seiten mit Hallen, Gallerien, Säulen und Zimmern eingefaßt ist, worin außerordentliche Pracht und Reichthum herrscht. Im Grunde des Hofes ist der kaiserliche Thronsaal, zu welchem fünf Treppen von drey Stuffen führen, alle von sehr schönem Marmor und kostbarer Arbeit. Die mittelste Treppe ist bloß für den Kaiser. Sonst, unter den Sinesischen Kaisern, war dieser Saal eins von den Wundern der Welt. Da aber die Furcht vor den Tartaren diese Monarchen nöthigte, Peking zu verlassen, wurde er von den Räubern nebst einem großen Theil des Pallastes verbrannt; und nachher hat er jenen Pracht und jenen Reichthum nicht wieder erhalten. In der Mitte des Saales steht der Thron, der einige Stuffen erhaben ist. Dieser Saal und die andern Säle mit Thronen, welche der Kaiser in seinen meisten

Woh-

Wohnungen hat, dienen bloß zu den gewöhnlichen Audienzen; er empfängt hier die Honneurs der Herren und Mandarinen. Zu den feierlichen Audienzen ist im Bezirk des Pallastes noch ein eigner Saal, dessen Größe und Pracht von der Macht und dem Reichthum des Beherrschers zeugt.

Die Pracht in den kaiserlichen Zimmern geht über unsere Vorstellung. Z. B. der Fußboden in allen Gemächern — er besteht aus Backsteinen, die einen solchen Klang von sich geben, als ob sie Kupfer wären. Diese Steine haben zwey Fuß ins Gevierte. Sie werden in den mittäglichen Provinzen verfertigt. Die Art Sand, die man dazu braucht, wird wie der feine Schmergel zubereitet, womit man die Metalle polirt. Er wird nemlich in einem Gefäße mit Wasser abgeschwemmt; man läßt das Wasser einige Zeit stehen, damit die gröbern Theile sich setzen, dann gießt man es in andere Gefäße, damit der feine Sand, der noch darin schwimmt, sich setze. Aus diesem Satze nun werden die Backsteine gearbeitet. Sie sind so fein, daß man die Scherben davon braucht, um Scheermesser zu schleifen und Metalle zu poliren. Ein jeder solcher Backstein wird mit hundert Thalern bezahlt. (Wenns wahr ist, so ist es Unsinn.) Beym Pflastern fügt man sie durch einen Kitt von Lack zusammen, und überzieht sie nachher mit einem Firniß, der ihre Oberfläche so glänzend und hart macht, daß das Hin- und Hergehen darauf sie so wenig abnutzt, als ob es ein Pflaster von Marmor wäre. Die Löcher des

kaiserlichen Pallastes, so wie auch der andern Pallästе, die ihn umgeben, und die der Wohnungen der Prinzen und großen Herren, sie mit dicken und breiten Ziegeln gedeckt, die gelb oder blau lackirt sind und beym Sonnenschein einen solchen Glanz von sich werfen, daß man in der Entfernung die Dächer für reines Gold mit Azur ausgelegt halten sollte. Zum innern Ameublement gehören künstlich gearbeitete und lackirte Tische mit verschiedenen Kostbarkeiten bedeckt, Bildnisse, Gemälde, Kronenleuchter, prächtige Tapeten ꝛc.

Unter den Tempeln der Stadt ist einer besonders merkwürdig; er liegt auf der sogenannten Anhöhe der Ackerleute. Hier bringt der Kaiser, nach seiner Krönung, ehe er die Regierung antritt, dem Gott der Erde ein Opfer; dann zieht er das Kleid eines Landmannes an, und pflügt mit zween Ochsen, die vergoldete Hörner haben und einen rohlackirten vergoldeten Pflug ziehen, einen kleinen Fleck Landes, der in dem Bezirk des Tempels eingeschlossen und mit einer Matte bedeckt ist. Nachdem er sich eine halbe Stunde damit beschäfftigt hat, begiebt er sich auf ein großes Gerüst, wo man die Fürsten und Staatsbedienten oder Mandarinen in den offenen Feldern pflügen sieht. Sie sind ebenfalls wie Ackerleute gekleidet. Die Ackergeräthschaften, die sie brauchen, sind zierlich gearbeitet, und werden in einem besondern Gebäude aufbewahrt. So lange der Kaiser pflügt, singen mehrere Bauern alte Lieder ab, die von der Wichtigkeit des Ackerbaues handeln. Die

Königin bereitet unterdessen, in Gesellschaft ihrer Damen, ein Essen, welches sie dem Kaiser bringt und mit ihm ißt. Diese Ceremonie, wozu sich der Kaiser durch Fasten, Beten und eine Art von Einsamkeit vorbereitet, wird alle Jahr im Frühling wiederholt. Die alten Sineser führten sie ein, um ihre Monarchen daran zu erinnern, daß sie die Einkünfte, worauf ihre Macht sich gründet, und die sie von der Arbeit und dem Schweiße des Volks erhalten, nicht zur Pracht und Ueppigkeit, sondern zu den Erfordernissen des Staats gebrauchen sollen. Diese Lehre muß einen tiefen Eindruck gemacht haben, da die Palläste so prächtig geziert sind.

Nanking liegt in der Provinz Kiangnan, an einem großen Flusse. Es ist die größte Stadt in Sina, und war ehedem die schönste Stadt der ganzen Erde; es sind aber von ihrer alten Pracht keine Spuren mehr übrig.

Zu der Provinz Fokgen, welche auf der östlichen Seite an der Meeresküste liegt, gehört die Insel Formosa, dem festen Lande gegenüber. Diese Insel ist durch eine große Bergkette, die sich von Süden nach Norden zieht, in zwey Theile getheilt, wovon nur der westliche Theil den Sinesern gehört; der östliche ist bergig, und von einem wilden Volke bewohnt, das beständig mit den Sinesern auf der andern Seite Krieg führte. Der Theil, den die Sineser bewohnen, verdient wirklich den Namen Formosa (die Schöne). Die Luft ist rein und beständig heiter; das Land bringt Getraide, Korn und

Reis in Ueberfluß hervor; es wird von einer Menge Flüsse durchströmt, die von den Bergen herabfallen. Man findet hier fast alle Früchte, die in Indien wachsen, Orangen, Bananen, Ananas, Guaven, Cocos, Abricosen, Feigen, Granaden, Castanien, und alle europäische Früchte. Besonders wächst hier eine Art schöner Wassermelonen. Alle Bäume stehen in einer so angenehmen Ordnung, daß, wenn man die Reisfelder nach Linien und Vierecken geordnet hat, wie es der Gebrauch ist, der ganze südliche Theil der Insel einem grossen Garten ähnlich sieht. Man findet hier keine Eber, Bären, Wölfe, Tiger, Leoparden, wie in den andern Theilen von Sina; Rehe, Pferde, Hammel, Schweine und Ziegen sind selten: man sieht hier aber ganze Heerden von Hirschen und Affen. Zahme Hühner, Gänse und Enten sind in Ueberfluß; die Ochsen sind sehr gemein, und werden zum Reiten gebraucht. Die gemeinsten Vögel sind die Fasanen; die Jäger stellen ihnen aber so sehr nach, daß sie sich eben nicht vermehren können. Der Kaiser unterhält auf dieser Insel eine Garnison von zehntausend Mann.

Macao ist eine Portugiesische Stadt mit einem Hafen, in der Provinz Quangtong. Diese Provinz ist die einzige in China, die jezt von den Europäern besucht wird. Die Hauptstadt derselben, Quantcheu, von den Europäern Canton genannt, ist der Sitz des Vicekönigs, und eine der reichsten und am besten bevölkerten Städte von Tschina.

Zu

Zu dieser Provinz gehört auch die Insel Hainan, welche viel Zucker, Tabak, Baumwolle und Indigo trägt.

Außer den sechzehn Provinzen, die das eigentliche Sina ausmachen, gehören noch zum Sinesischen Reiche: die Mongoley; nordwärts, jenseit der Mauer; die Mandschurey, nordostwärts am Meere, welche auch mit unter der sechzehnten Provinz Leantong begriffen wird; um die kleine Bucharey, welche 1759 erobert wurde. Zinsbare Schutzländer vom Sinesischen Reiche sind: Korea, eine Halbinsel auf der Ostseite des Landes; die Kalmückey, nordwestwärts über der Mongoley; und Tibet, ein großes Land, zwischen Sina und Indostan. Alle jene Länder, die von den Mandschuren, Mongolen, Kalmücken, Bucharen, Soongaren, Tangusen und andern Völkern bewohnt sind, benennt man auch mit dem gemeinschaftlichen Namen der Tschinesischen Tartarey, ungeheure Strecken des Landes, die zwischen Tschina und Sibirien liegen.

Zu den merkwürdigsten Producten von Sina gehört der Thee. Der Theebaum wächst gern in Thälern, am Fuße der Berge und an den Ufern der Flüsse, wo er gegen die Sonne liegt. Der beste wächst in einer gelinden Himmelsgegend, ob er gleich auch eine größere Kälte und Hitze vertragen kann. Daher giebt das Land um Nanking bessern Thee, als Peking oder Canton. Die Blätter des Theebaumes sind grün, länglicht zugespitzt

und

und ziemlich schmal, anderthalb Zoll lang und ringsumher eingekerbt. Die Blüthe ist der wilden Rose ziemlich ähnlich. Die Frucht ist von verschiedener Gestalt, und hat die Größe einer Bohne; sie enthält zwey oder drey Kerne, die der Saamen sind, wodurch die Pflanze fortgepflanzt wird. Der Saame wächst ohne die geringste Wartung. Die Blätter können nicht eher als im dritten Jahre gepflükt werden; dann aber kommen sie häufig hervor, und haben die beste Kraft. In sieben Jahren erreicht der Strauch Manneshöhe, und wird alsdann abgekappt, worauf er den folgenden Sommer frische Schößlinge und Blätter treibt. In Japan pflanzt man den Theebaum nur rings um die Felder; die Chineser aber bepflanzen ganze Stücke Landes damit.

Die Theeblätter werden gesammelt, wann sie noch klein, jung und voller Saft sind; sie werden eins bey eins sorgfältig abgepflückt. Viele Theebäume wachsen an den steilen Abhängen der Berge, wo es oft gefährlich ist, die Blätter zu pflücken. Die Chineser, sagt man, bedienen sich folgendes Mittels, um diese Schwierigkeit zu überwinden. Man macht die großen Meerkatzen, welche die Hügel bewohnen, böse; und diese Thiere, um sich zu rächen, brechen die Zweige ab, und werfen sie herunter.

Die gepflückten Theeblätter werden, zur fernern Zubereitung, auf die Darrhäuser gebracht. Diese sind mit zehn bis zwanzig kleinen Oefen ver-

sehen; auf jedem derselben befindet sich eine große flache eiserne Pfanne. Es ist auch ein langer niedriger, mit Matten bedeckter Tisch da, auf welchen man die Blätter schüttet, um von den umsitzenden Arbeitern gerollt zu werden. Die Pfanne wird bis auf einen gewissen Grad geheizt, und man thut einige Pfund frischgesammelter Blätter hinein. Die Blätter knacken, wann sie die Pfanne berühren, und sie müssen mit den bloßen Händen sehr geschwind umgekehrt werden, so lange bis man die Hitze nicht mehr ertragen kann. In diesem Augenblicke nimmt man sie mit einer Art von Schaufel, die einem Fächer ähnlich ist, aus der Pfanne, und schüttet sie auf die Matten vor den Rollern aus. Diese nehmen immer kleine Quantitäten, die sie mit der flachen Hand nach einer Richtung rollen; unterdeß daß andre die Blätter fächeln, damit sie sich desto geschwinder abkühlen, und ihre Kräuse desto länger behalten. Bey jeder Wiederholung wird die Pfanne weniger geheizt, und langsamer und behutsamer zu Werke gegangen. Der Thee wird hierauf sortirt, und in Vorrathshäusern aufbewahrt.

Man hat besonders zwey bekandte Theearten, den grünen und den Bohi = Thee; beide Arten kommen von derselben Pflanze; nur wird der grüne, der gemeine Thee der Chineser, im April der andre aber im März, wenn er noch in der Knospe ist, gesammelt. Er wird sämtlich zu Nanking verkauft, und von da nach Europa gebracht. Der beste ist

derjenige, der den schärfsten Geruch, und so viel möglich ganze Blätter hat.

Der Thee wird in China und den mehrsten Morgenländern auf eben die Art wie in Europa gemacht. In Japan und einigen tschinesischen Provinzen pulverisirt man die Blätter, rührt das Pulver in kochendem Wasser um, und trinkt den Thee so wie wir den Kaffee. Das gemeine Volk, welches gröbern Thee hat, kocht ihn eine Zeitlang im Wasser, und bedient sich desselben zum gewöhnlichen Getränke. Die Sineser trinken immer Thee, besonders beym Essen; Thee ist das vornehmste, womit sie ihre Freunde bewirthen; die Mäßigsten trinken ihn täglich wenigstens dreymal; andre trinken ihn zehnmal und öfter.

Der Thee wird als die vortrefflichste aller Arzeneyen erhoben. Mäßig gebraucht, stärkt er den Magen und die Eingeweide (das wollen unsre Aerzte nicht zugeben), ist gut wider Uebelkeiten, Unverdaulichkeiten und Durchfälle; er wirkt auch wie ein harn- und schweißtreibendes Mittel. Der unmäßige Gebrauch desselben ist aber sehr schädlich. Die Ursach, daß Gicht- und Steinschmerzen in Tschina unbekandt sind, wird dem Gebrauch dieses Getränkes zugeschrieben.

Der sonderbarste unter den Bäumen in Sina ist derjenige, welcher einen vegetabilischen Talg bringt, und deswegen der Talgbaum genannt wird. Er hat die Höhe eines Kirschbaumes und eine glatte Rinde; seine Blätter sind herzenförmig

und

und feuerfarbig. Aus der Frucht, mit ein wenig Oel vermischt, um sie etwas weicher zu machen, macht man Lichter.

Der Rhabarber wächst in China sehr häufig; er wird aus einer Pflanze gezogen, die an feuchten Orten gut fortkommt. Die Wurzeln dieser Pflanzen sind es, die das bekandte Aezeneymittel geben. Sie sind armsdick und drey Fuß lang.

Die tschinesische Seide ist die schönste in der Welt, und wird in jenem Lande so häufig gebaut, daß jedermann, selbst Bediente und Mägde sich in Seide kleiden. Das tschinesische Wachs ist sehr weiß und schön. Es werden schöne seidne und baumwollne Zeuge aus Tschina nach Europa gebracht. Das thinesische Porcellan ist berühmt und vortrefflich. Die Sinesen verfertigten es lange vorher, ehe die Europäer es kannten.

Die ganze Regierung des Sinesischen Reiches steht bey dem Kaiser. Die Kaiser folgen nach der Geburtslinie auf einander, so lange ein Geschlecht dauert. 531 Jahr vor Christi Geburt, als unter den Sinesern der berühmte Philosoph Confucius aufstand, regierte der vierundzwanzigste Kaiser aus der Familie Cheu. — Man sieht daraus die Dauer dieses Reiches. — Vom Jahr 1234 bis 1368 regierten Mangolische Kaiser das vonihnen eroberte tschinesische Reich. Jetzt haben die Tartaren die Regierung, seit dem Jahr 1644. Der erste Tartarische Kaiser war Schüntschi, der sehr gut und glüklich regierte, Sein Sohn und Nachfolger

Kanghi, war einer der vortrefflichsten und grösten Regenten von Tschina. Er war erst acht Jahr alt, als sein Vater starb, und zeigte schon damals die Größe seiner Seele. Der sterbende Vater ließ seine Söhne zu sich rufen, und sagte zu ihnen: „Ich kann nicht länger leben: wer von „euch aber hat so starke Schultern, die Last des „neuerworbenen Reiches zu tragen?„ Der grössere Sohn getraute sichs nicht; Kanghi aber fiel auf die Knie und antwortete dreist; „Ich fühle „mich stark und mächtig; wenn es nicht anders „seyn kann, daß ihr sterben müßt, so legt die Last „des Reichs auf meine Schultern; ich will unsre „Vorfahren, Kaiser und Väter, nicht vergessen, „sondern mit Sorgfalt und Ehre diese Last tragen.„ Der letzte Kaiser Kienlong, der als ein großer Eroberer den Europäern bekandt geworden ist, starb 1786. Er hat das tschinesische Reich mit der ganzen Kalmückey vermehrt, und das große Reich Tibet in Besitz genommen.

Unter dem Kaiser stehen zunächst sechs Rathhäuser (Tribunäle oder höchste Reichsgerichte), die schon über 2000 Jahr vor Christi Geburt in der Hofstadt angelegt worden sind. Von ihnen hängen alle Regierungen im ganzen Reiche ab. Sie führen den Namen Pu. Die Vicekönige und andre große und kleine Befehlshaber in den Provinzen müssen allen diesen sechs Rathhäusern Rechenschaft geben. Es kann, in den Provinzen, keiner in seinem Vaterlande Befehlshaber seyn; ein Be-

fehlshaber behält seine Stelle nicht länger als drey Jahr. Neben den Rathhäusern ist noch ein Rath von zehn oder mehr Doctoren, die man Kotao nennt. Sie haben die Macht, jedermann anzuklagen, doch nicht zu richten. Auch den Kaiser können sie schriftlich ermahnen, wenn er gefehlt oder etwas übersehen hat; deßwegen stehen sie in großem Ansehen.

Der Tribut, den der Kaiser bekommt, ist ungeheuer; es werden bloß zur Herbeyführung desselben aus den Provinzen jährlich zehntausend Schiffe auf Kosten des Kaisers unterhalten. Der Kaiser erhält jährlich

an feinem Silber — 27,900,000 Unzen;
an Salz — 1,350,937 Stück, jed. zu 50 Pf.;
an Reis, Hirse u. Getreide 40,155,490 Säcke, jed. zu 60 Pf.;
für seine Pferde (Bohnen 210,170 —
(Stroh 22,958,597 Bund;
an seidnen Stoffen 191,530 Pfund;
an roher Seide — 409,868 —
gewebten Cattun — 396,480 Stück;
gewebten Hanfzeugen — 560,280 —;

der erstaunlichen Menge Atlas, Dammast, Vernis, Ochsen, Schaafe, Schweine, Gänse, Enten, Wildpret, Fische, Gartengewächse, Spezereien, die täglich nach dem Pallaste geführt werden, nicht zu gedenken. Dies alles zu Gelde gerechnet, belaufen sich die Einkünfte des Kaisers ohngefähr auf 200 Millionen Tael. Ein Tael ist so viel als eine Unze Silber. Das feine Silber wird zu einem

Thaler acht Groschen gerechnet; das macht also kaum 270 Millionen Thaler; das ist für das große Reich nicht viel; europäische Finanzminister verstehen ihre Kunst, die Völker auszusaugen, besser; und dies zusammen zu bringen braucht man wahrhaftig keine zehntausend Schiffe.

Ein andrer Zweig der Einkünfte des Kaisers sind die Zölle, Strafen, Confiscationen, und das Geld, welches die Reichen dem Kaiser anbieten, um seine Gunst für ihre Kinder zu erkaufen. Die Zölle sind nicht so schwer, wie sie wol in andern Ländern sind; und doch bringt der Zoll in Peking allein jährlich nicht unter 200,000 Unzen Silber für den Kaiser.

Der Pferde, die dem Kaiser gehören, sind in Tschina eine große Menge. Für die Soldaten, die an der großen Mauer Wacht halten, unterhält der Kaiser allein 389,160 Pferde; für die Kriegesofficiere sind 564,000 in Bereitschaft. Ein Sohn des Kaisers Kanghi hatte für seine Person in einem Jahre 15000 Pferde, und noch hatte er das Jahr wenig. In der That ist die Menge der Pferde in Peking zum Erstaunen.

Die Sineser theilten sich in zwey Hauptclassen, in den Adel und das Volk. Zu der ersteren Classe gehören die Prinzen von Geblüt, die Mandarinen und die Gelehrten. Die zweite Classe begreift die Ackerleute, Kaufleute und Handwerker.

Der Adel ist in Tschina nicht erblich ein Sohn erbt das Vermögen seines Vaters, aber nicht den Rang und die Würde desselben; zu die-

lem Range muß er sich durch seine Talente und seinen Fleiß selbst erheben; fehlt es ihm daran, so bleibt er unter der Classe des Volks, und ist oft genöthigt, die niedrigsten Verrichtungen zu thun. Glückliche Anlagen und Fleiß in Erlernung der Wissenschaften, sind der Weg, der jedem Sineser, in welchem Stande er auch gebohren seyn mag, offen steht, um sich zu hohen Würden zu erheben und sein Glück zu machen. Die bleibenden Standestitel sind nur der regierenden Familie eigen. Alle Prinzen vom Geblüt tragen einen gelben Gürtel. Ueberhaupt ist die kaiserliche Farbe eyerdottergelb oder goldgelb; niemand anders darf diese Farbe tragen, die Lamas allein ausgenommen, welche seit beynah 600 Jahren die Erlaubniß dazu haben. Die Prinzen leben, ihres hohen Ranges ohnerachtet, ohne Gewalt und Ansehen im Staate. Sie haben weiter keine Verrichtung, als das sie bey öffentlichen Feierlichkeiten gegenwärtig seyn, und jeden Morgen im kaiserlichen Pallast erscheinen müssen. Uebrigens dürfen sie einander nicht besuchen, auch nicht außerhalb der Stadt wohnen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Hofes; um Verschwörungen zu verhüten und sie beständig vor Augen zu haben.

Die Mandarinen sind die angesehensten Personen im Staate, die großen des Reichs, und alle diejenigen, welche die öffentlichen Würden bekleiden, als Generalgouverneurs mit den untergebenen Würden, Schatzmeister, Criminalrichter,

Aufseher über die öffentlichen Magazine, die vornehmsten Officiere; Litteratoren, welche die Aufsicht über die Gelehrsamkeit haben, Stadtgouverneurs, u. s. w.

Außer den Prinzen vom Geblüt giebt es nur noch Eine Familie, worin der Adel erblich ist; dies sind die Abkömmlinge des Philosophen Confucius. Dieses besondre Vorrecht haben die Sineser den großen Verdiensten jenes berühmten Mannes um ihrem Staat bewilligt; sie verehren diesen Mann, als den Stifter ihrer Religion und den vortrefflichsten Lehrer der reinsten Moral. Die Familie des Confucius ist vom ältesten Adel in Sina; sie ist in der That die älteste auf der Welt, da sie sich seit mehr als zweitausend Jahren in grader Linie erhalten hat. Sie stammt von einem Enkel jenes berühmten Mannes ab. Aller übrige Adel wird durch Verdienste erworben, vom Kaiser ernannt, und durch Belohnungen ausgezeichnet.

Die Sinesischen Litteratoren sind blos in der Absicht geadelt, um den Fleiß in den Studien und den Geschmack an den Wissenschaften anzufeuren. Geschichte, Gesetzkunde und Moral sind in Tschina die vornehmsten Wissenschaften. Man findet in allen Theilen des Reichs Schulen und Hörsäle, wo man, wie in Europa, die Grade eines Licentiaten, Magisters und Doctors erhält. Die jungen Sineser fangen ihre Studien mit dem fünften oder sechsten Jahre an. Nach einem gewissen vorläufigen Unterrichte bekommen sie das Buch Tschu

in

in die Hände, welches die Lehre des Confucius und Mensius enthält. Ehe sie dies nicht bis auf den letzten Buchstaben durch und durch gelernt haben, dürfen sie sich nach keinen andern Büchern umsehen. Noch verstehen sie aber den Sinn des Buches nicht. Nun lernen sie schreiben und schriftliche Aufsätze machen. Die jungen Schüler werden dabei oft von den Mandarinen, die über die Litteratur gesetzt sind, geprüft. Jedes Dorf hat seine Schulmeister; Eltern von Stande halten, ihren Kindern auch Privatlehrer, welches Doctoren oder Licentiaten sind. Universitäten hat Tschina nicht; man findet aber in jeder Stadt der ersten Ordnung einen großen Pallast, wo man sich zu den gelehrten Würden prüfen läßt. Die Präsidenten, welche das Recht haben, die jungen Leute zu prüfen, sind die Gouverneurs der Provinz und der Städte der ersten und dritten Ordnung. Eben dieselben Mandarinen examiniren auch die Candidaten, die sich zu Kriedesdiensten melden. In jeder Provinz ist ein vom Hofe abgeordneter Mandarin unter dem Titel Hyotu, der mit den hohen Tribunälen des Reichs in Correspondenz steht. Er bereiset die Städte und hält alle drey Jahr ein großes Examen wo sich alle graduirte Litteratoren einfinden müssen. Sie werden, je nach ihrem Fleiße, belohnt oder degradirt. Ein Graduirter, der sich bei diesem dreijährigen Examen nicht einfindet, setzt sich der Gefahr aus, seines Titels verlustig zu werden, und in die Classe des Volks herabzusinken. Alle Li-

centia-

centiaten, die ohne Bedienung sind, müssen sich nach Peking zum dreijährigen Examen begeben, welches das kaiserliche Examen genannt wird. Der Kaiser giebt hier selbst das Thema zur Prüfung auf. Bei einem solchen Examen sind zuweilen fünf = bis sechstausend versammelt, (also muß das Examen sehr schlecht seyn,) von denen immer etwa dreihundert die Doctorwürde erhalten. Im Jahr 1777. waren in Peking 20,000 Gelehrte um sich zu einem höhern Grade befördern zu lassen.

Unter den Namen Gelehrte oder Litteratoren begreift man in Tschina alle Studierende, sie mögen einen Gradum haben oder nicht, sie mögen im Amte stehen, oder ohne Bedienung seyn. Alle Mandarinen sind Litteratoren; aber nicht alle Litteratoren sind Madarinen.

Die Ackerleute in Tschina stehen im Range über den Kaufleuten und Handwerkern; sie haben mehr Privilegien, und ihre Profession wird als die nothwendigste im Staate angesehen. Es ist auch gewiß, daß ohne den beständigen Fleiß und die anhaltenden Bemühungen der Bauern beim Ackerbau die Nation nicht würde leben können: denn Sina ist so bevölkert, daß alle seine Ländereien, die bis auf den geringsten Fleck gebaut sind, kaum zureichen, alle seine Einwohner, deren Anzahl fast unglaublich ist, zu ernähren.

Im 26sten Jahre der Regierung des Kaisers Kienlong betrug die Anzahl der Einwohner

des

des Reichs 198,214,555 Seelen. Von diesen müssen alle Mannspersonen von 20 bis 60 Jahr Tribut bezahlen. Solcher waren im genannten Jahre 22,516,488,

die Einwohner der Stadt Peking nicht mitgerechnet.

Dies sind Familienhäupter. Rechnet man nun auf jede Familie fünf Personen, so macht dies 142,582,440

(man pflegt in Tschina neun Personen auf die Familie zu rechnen.)

Dazu gehören nicht die Mandarinen, 98615 an der Zahl, mit ihren Familien. 493,075

Ferner gehören nicht dazu die Gelehrten, welche mit ihren Familien ausmachen. 2,470,100

Noch sind vom Tribut ausgenommen die zum Kriegesstande gehörigen Personen; man rechnet die Anzahl derselben mit ihren Familien auf 4,115,325

Außerdem zählt man noch von solchen, die in den Listen nicht stehen, als, die Einwohner der Stadt Peking, die in Sina wohnenden Tartaren, die Künstler, Seidenarbeiter, ꝛc. 50,000,000

das wären zusammen 199,660,940 Seelen.

Unter der Regierung des Kaisers Kanghi zählte man 11,052,872 Familien; solcher, die die Waffen tragen konnten, 59,788,364, ohne die Prinzen, Mandarinen, abgedankten Soldaten, Bonzen, Gelehrten und andre. Die Anzahl der Bonzen beläuft sich allein auf eine Million; blos in Peking sind ihrer zweitausend, die nicht verheirathet sind.

China hat schon seit dreitausend Jahren vor unsrer Zeitrechnung angefangen, die Wissenschaften zu cultiviren. Diese haben hier aber eine weit eingeschränktere Sphäre, als bei den Europäern; die die Nation bekümmert sich im Allgemeinen wenig um die Fortschritte in denselben; man hat hier keine gelehrte Journale, keine öffentliche Blätter, u. s. w. Die Mandarinen haben mit ihren Geschäfften zu viel zu thun, als daß sie sich um die gelehrte Welt bekümmern könnten. In einigen Provinzen ist der Buchhandel und die Autorschaft lebhaft.

Die Sineser haben fast alle ihre Erfindungen und Fortschritte in den Wissenschaften durch sich selbst, ohne sie von andern Völkern erborgt zu haben. Schon im Jahr 1100 vor Christi Geburt hatten sie die Magnetnadel, die man in Europa erst lange nachher erfunden hat. Aber eben diese Hartnäckigkeit der Sinesischen Gelehrten, mit welcher sie bei den Kenntnissen ihrer Vorfahren stehen bleiben, und die Erfindungen und Einsichten andrer Völker nicht nutzen, macht die weiteren Fortschritte in den Wissenschaften bei ihnen unmöglich; und sie sind jetzt in ihren Kenntnissen nicht viel weiter, als sie vor ein paar tausend Jahren waren. Dazu kommen noch die großen Schwierigkeiten, womit die Erlernung ihrer Schriftsprachen verbunden ist. In den meisten andern Sprachen kann man durch die verschiedene Verbindung von 23 bis 26 Schriftzeichen (die Buchstaben) alle möglichen Worte in der Sprache ausdrücken; die chinesische Sprache

aber

aber hat für jedes Wort ein besonderes Zeichen, so daß, wenn man in Sina fünf bis sechstausend Schriftzeichen gelernt hat, man die Sprache noch sehr unvollkommen lieset und schreibt.

Ueber die Person der Hanlin unter den Sinesischen Gelehrten, giebt folgende Geschichte einige Auskunft, welche zugleich beweiset, wie weit die Sineser noch in der Anatomie (Zergliederungskunst) zurück sind. — Als die Großmutter des Kaisers Kanghi von einer Augenkrankheit befallen wurde, die keiner von den sinesischen Aerzten heilen konnte, empfahl einer derselben die Galle vom Elephanten als eine vortreffliche Augenarzenei. Der Kaiser befahl sogleich einen Elephanten zu schlachten und ihm die Gallenblase zu bringen. Zum Unglück konnten weder Aerzte, noch andre Personen die bei der Section zugegen waren, einige Spur von der Galle finden. Keiner konnte dem Monarchen die Ursach davon angeben. Endlich fand sich ein gewisser Baccalaureus, der ohne Umstände anzeigte, daß der Elephant zwar eine Galle habe, daß man sie aber vergebens in der Leber gesucht hätte, weil sie in diesem Thiere, nach den verschiedenen Jahreszeiten, durch alle Theile des Körpers wandre, und daß sie sich jetzt im Fuße finden müsse. Er nannte das Buch, aus welchem er diese Nachricht gelernt hätte. Man suchte nach, und fand sie, zur größten Verwunderung aller Anwesenden an der bezeichneten Stelle. Wenn man gewußt, hätte, wozu die Galle im thierischen Körper dient,

so würde man den Baccalaureus mit seiner lächerlichen Grille sogleich fortgeschikt haben. Den Kaiser erfreute diese Nachricht ungemein, und er machte den Baccalaureus ohne weitere Prüfung zum Hanlin, und schickte ihn bald darauf in eine Provinz als Examinator und Lehrer von allen Gelehrten.

Auf die Sternkunde legen sich die Sineser mit außerordentlichen Fleiß. Sie rühmen sich, schon seit der Gründung ihres Reichs diese Wissenschaft getrieben zu haben, und die größten Meister darin zu seyn. Zu allen Zeiten hat Tschina Mathematiker gehabt, die Tag und Nacht auf die Bewegung der Himmelskörper aufmerksam gewesen sind; die geringste Nachlässigkeit hierin wurde durch die Gesetze mit dem Tode bestraft; für eine so wichtige Pflicht hielt man dieses Geschäfft. Im Jahr 2155. vor Christi Geburt erlitten zwei Astronomen Hi und So, den Tod, weil ihnen eine Sonnenfinsterniß entgangen war.

Schon seit zweitausend Jahren haben die Tschineser das Sonnenjahr gekannt, welches aus 365 Tagen und beynah 6 Stunden besteht; die Wochen theilen sie, wie die Europäer, nach der Ordnung der Planeten ein; ihr Tag, der von einer Mitternacht zur andern geht, ist nur in zwölf Stunden eingetheilt ist, so daß eine ihrer Stunden so lang ist, als zwei der unsrigen. Uhren haben sie nicht; sie bedienen sich aber der Sonnenzeiger und andrer Maaße.

Es ist in Tschina ein besonderes Tribunal, welches keine andere Geschäffte hat, als die die Astronomie angehen. Es ist eines von den wichtigsten Tribunälen des Reichs. Alle 45 Tage muß es dem Kaiser eine Karte überreichen, welche die Lage des Himmels, die Veränderung der Luft nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten, die Prophezeyhungen wegen der Krankheiten, der Dürre, der Theurung der Lebensmittel, des Windes, des Regens, des Hagel, des Schnees, des Donners, ꝛc. anzeigt. Die vornehmste Sorge dieses astronomischen Tribunals ist, die Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, und dem Kaiser anzuzeigen. — Einige Tage vor der Verfinsterung läßt das Tribunal der Gebräuche auf einem öffentlichen Platze eine Schrift mit großen Buchstaben anschlagen, welche die Erscheinung ankündigt. Die Mandarinen jedes Ranges werden eingeladen, sich in ihren Ordenskleidern und mit den Zeichen ihrer Würde in den Hof des astronomischen Tribunals zu begeben, um den Anfang der Verfinsterung zu erwarten. Sie stellen sich dicht an verschiedene Tische, auf welchen die Finsterniß sich abbildet; sie betrachten sie, und sprechen unter sich über die Beschaffenheit derselben. In dem Augenblick, da die Sonne oder der Mond anfängt sich zu verdunkeln, fallen sie auf die Knie, und berühren die Erde mit der Stirn. Zu gleicher Zeit erhebt sich in der ganzen Stadt ein schreckliches Lermen der Trommeln und Pauken; weil die Sinesen das lächerliche Vorurtheil haben, dies-

ser Lerm sey nothwendig, um einen nützlichen Planeten zu Hülfe zu kommen, und ihn von dem himmlischen Drachen zu befreien, der bereit ist, ihn zu verschlingen.

Der vornehmste Gegenstand der Geschäffte des astronomischen Tribunals, ist die Verfertigung des Calenders, der jährlich in allen Provinzen ausgegeben wird. Kein Buch in der Welt wird mit grösfern Buchstaben gedruckt, und auf eine feierlichere Art bekandt gemacht. Man ist genöthigt, Millionen Exemplare zu drucken, weil jedermann ungeduldig ist, sich einen anzuschaffen. Es sind drei Tribunäle in Peking, deren jedes seinen Calender verfertigen und dem Kaiser vorlegen muß. Alle drei werden jährlich in tartarischer und sinesischer Sprache bekandt gemacht. Die Austheilung des Calenders geschicht alle Jahr mit vielen Ceremonien. An diesem Tage begeben sich alle Mandarinen von Peking und vom Hofe frühmorgens in den Pallast; und die Mandarinen des astronomischen Tribunals in ihren Feierkleidern versammeln sich auf der Sternwarte. Die Exemplare welche dem Kaiser, der Kaiserin und den Königinnen überreicht werden sollen, werden auf ein großes vorgoldetes Gestell, in Gestalt einer Pyramide, gelegt. Sie sind auf grosfem Papier, in gelben Atlas gebunden und in Futterale von Goldstoff gesteckt. Die Maschine wird von 40 Männern getragen; ihr folgen zehn oder zwölf andere Gestelle, ebenfalls vergoldet, auf de-

nen

nen die Calender für die Prinzen vom Geblüt getragen werden. Dann kommen mehrere mit rothen Tapeten bedeckte Tische, auf welchen die Calender der Großen, der Generale und andrer Kronbedienten, liegen. Die Mandarinen der astronomischen Academie legen kniend und indem sie sich dreimal mit der Stirn zur Erde bücken, die Calender des Königs und der Königin am Eingange des Kaiserlichen Saales auf zwei Tische nieder, und diese Geschenke werden von Bedienten Ihren Majestäten gebracht. Dann vertheilen die Mandarinen des astronomischen Tribunals die übrigen Calender unter die Mandarinen von allen Ordnungen. Auf eben die Art und mit eben den Ceremonien, wie am Hofe, empfangen auch die Gouverneurs und Mandarinen der Provinzen ihre Calender.

In den mechanischen Künsten haben es die Tschinesen sehr weit gebracht; und in manchen, als der Webekunst, dem Papiermachen, der Druckerei, Metallgießerei und andern, haben sie von den Europäern den Vorzug. Die Metalle gießen sie so leicht, daß man sichs kaum vorstellen kann. Schon lange vor den Europäern haben sie Stücke gegossen und Pulver gehabt. Die größte Kunst der Sinesen besteht darin, daß sie alles, was sie sehen, sehr leicht nachmachen, ohne Modelle vor Augen zu haben. So machen sie jetzt Uhren, Spiegel ꝛc.

Die Sinesen hängen sehr ängstlich an den Vorschriften der Höflichkeit und Etikette. Die Zahl der

Ehrentitel, deren sie sich bedienen, ist sehr groß; jeder sucht reich oder groß zu scheinen. Die Bescheidenheit und Schamhaftigkeit sind durch Regeln bestimmt, von denen man sich nie entfernt. Die Ceremonien sind unausstehlich. Die Art, einander zu grüßen, ist die, daß man die Hände kreuzweis auf die Brust oder auf die Stirn legt. Diese Ceremonie fängt man schon an, wenn man noch zwanzig Schritte von der Person entfernt ist, und man bückt den Kopf bis zur Erde; niemals nimmt man den Hut ab. Wenn ein Mandarin von niederem Range einem angesehenern begegnet, muß er seinen Wagen halten lassen, oder absteigen, wenn er zu Pferde ist, und eine tiefe Verbeugung machen. — Die Kinder begrüßen ihre Eltern und Lehrer, besonders bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, auf den Knien. Man macht keinen Besuch, ohne ihn vorher angemeldet zu haben. Wer keinen Besuch annehmen will, läßt einen geschriebenen Zettel an seine Thür schlagen. Bei einer solchen Visite ist man in beständiger Arbeit und in unaufhörlichem Streite des Complimentirens. Man fängt mit den Versicherungen der Ehre, der Ergebenheit u. s. w. an; dann disputirt man darüber, ob man den Stuhl näher oder entfernter von der Wand setzen soll; man ist bemüht, sich das Ansehen zu geben, ihn abzuwischen und zu putzen. Der Herr des Hauses spricht unaufhörlich von der Ehre, die man ihm anthut, von der Verwirrung und dem Erstaunen, worin er dadurch gesetzt wird. Hernach

nach ſtreitet man ſich wegen des Niederſetzens. Man bringet den Thee, zuweilen zwei-, dreimal; und man muß trinken, ſo viel einem aufgedrungen wird, wenn man nicht für unhöflich gehalten werden will. Beim Weggehen fängt das Complimentiren von neuem an. Der hitzigſte Streit von der Art iſt, wenn der Herr des Hauſes den Fremden nöthigen will, in ſeiner Gegenwart zu Pferde zu ſteigen. Letzterer betheuert, daß eher die Welt untergehen ſolle, als daß er dieſe Unhöflichkeit begehe; jener beſteht darauf; man giebt endlich nach; der Wirth ſchüttet einen Strom von Erkenntlichkeitsverſicherungen aus, ſtellt ſich hinter die Thür oder hinter einen großen Sonnenſchirm, und der Abſchiednehmende ſteigt zu Pferde; der andre zeigte ſich von neuem; ſie empfehlen ſich einander noch verſchiedenemale, trennen ſich, thun einige Schritte, drehen ſich wieder um, und machen neue Complimente, bis ſie ſich endlich entfernen. — Will man jemanden zu einer Mahlzeit einladen, ſo muß es einige Tage vorher und ſchriftlich geſchehen, und die Einladung muß dreimal wiederholt werden; nachher ſchickt man zu einander und läßt ſich bedanken. Bei der Mahlzeit ſelbſt ſind ſo viel abgeſchmakte und langweilige Ceremonien, daß man eher verdurſten, als den Wein der Sineſen ſo theuer erkaufen möchte. Bei den Reichen werden ſo viele Tiſche gedeckt, als Gäſte ſind. Die Tiſche ſind mit goldenen, ſilbernen oder porcellainenen Schüſſeln und Tellern

bedeckt; es werden aber keine Servietten und Löffel gebraucht, sondern alles wird mit kleinen Stöcken von Elfenbein, Eben- oder anderm kostbaren Holze, zum Munde gebracht; mit diesen Stöckchen nehmen sie selbst das kleinste Reiskorn auf. Sie trinken viel, zuweilen sechs Stunden lang, aus kleinen Tassen, die sie in kleinen Zügen ausleeren. Die Liqueure sind immer hitzig. Ein Reisender spricht von den Höflichkeiten, die er in einer sinesischen Stadt genoß, mit Erstaunen und Bewunderung. Er schlief in einem kleinen Schlosse, und hatte eine Wache von funfzig Soldaten. Der Commandant trieb die Höflichkeit so weit, daß er ihm sein eignes Zimmer abtrat. Den Morgen zeigte er sich mit zwei andern Officieren an dem Zimmer des Europäers, und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn nicht besser bewirthet hätte.

Es ist ein besonderer Gerichtshof in Sina, Tipu, welcher genau über die Beobachtung der Ceremonien wacht, wovon selbst die Fremden nicht ausgenommen sind. Ehe ein Gesandter am Hofe erscheint, muß er vierzig Tage in den Ceremonien unterrichtet und sorgfältig geübt werden; so wie ein Comediant seine Rolle lernt und übt, ehe er das Theater besteigt.

Die Regeln der Höflichkeit werden in den Dörfern, so wie in den Städten beobachtet. In ihren Unterredungen und Gesprächen bedienen sich

die

die Sinesen nie der ersten oder zweiten Person, wenn sie nicht ganz vertraut mit Freunden reden. Das Du oder Sie und Ich würden für eine Grobheit gelten. Statt zu sagen: „Ich bin Ihnen sehr „verbunden für die Gefälligkeit, die Sie mir erzeigt haben;„ sagen sie: „Die Gefälligkeit, die „der Herr oder der Doctor dem geringsten Diener „erzeigt haben, hat ihn lebhaft gerührt.„

Das Betragen der Sinesen ist gutmüthig und schonend. Sonst pflegt man immer die meiste Härte und Grausamkeit unter den Soldaten zu finden, zumal wenn sie im Felde stehen. Ein Spanier, der in China reisete, mußte durch ein ganzes Corps Truppen gehen, er war von zwei Sinesen begleitet, die ihm zu Führern und Dolmetschern dienten; und keiner der Soldaten that ihm etwas zu Leide, wenn er auch ganz allein und ohne seine Begleiter ging. Er sagt, daß er lieber durch zwei tartarische, als durch eine spanische Armee gehen wollte. Fleisch, Früchte und andre Sachen zum Verkauf in den Städten und Dörfern, standen so sicher in den Buden, als wenn kein Soldat durchgegangen wäre. Eine ganze Armee marschirt durch die Städte und Dörfer, ohne die geringste Unordnungen zu veranlassen; kein Soldat fodert etwas, ohne es zu dem gewöhnlichen Preise zu bezahlen; er würde den Kopf verlieren, wenn er von dem Preise der gekauften Waaren einen Dreier mit Gewalt abzöge. So sind die Un-

terthanen des Reichs auch bei den größten Kriegsbewegungen gegen Bedrückung sicher. Es ist Grundsatz bei den Sinesen und Tartaren, daß die Kriegsleute zur Vertheidigung des Unterthanen da sind, und diesen gegen alle Uebel schützen sollen, die er vom Feinde zu fürchten hat. Wäre der Unterthan nun von seinen eignen Vertheidigern bedrohet, so würde es besser für ihn seyn, ganz ohne Vertheidigung zu bleiben, weil er dann doch nur einen Feind hätte, gegen welchen es ihm leichter seyn würde, sich selbst zu vertheidigen.

Die Gutmüthigkeit, die Gefälligkeit im Betragen, und die Mäßigung der Sinesen findet sich auch unter dem gemeinen Volke. Bei einem Getümmel und Gedränge von Wagen sieht man die Fuhrleute nicht, wie in Europa, auf einander los schimpfen und schlagen; sondern sie grüßen sich höflich, und helfen einander, den Weg frei zu machen. Die Europäer, die mit den Sinesen zu thun haben, müssen sich hüten in Hitze zu gerathen. Ein solches Auffahren hält man in Sina für Laster, die der Menschlichkeit entgegen sind. Nicht, daß die Sineser nicht eben so hitzig und lebhaft wären, als wir; sondern sie lernen frühzeitig sich selbst beherrschen. Ihre Bescheidenheit ist zu bewundern. Die Gelehrten erscheinen beständig mit einem ernsthaften Anstande, ohne ihre Ausdrücke mit der geringsten Gebehrde zu begleiten.

Die

Die Weiber leben sehr eingezogen, und tragen so große Sorge, sich zu bedecken, daß man nicht einmal ihre Hände aus den Ermeln hervorkommen sieht.

Ein Europäer sah auf einer Reise von viersig Tagen in den chinesischen Städten nicht mehr als drei Frauenzimmer. Auf jeder Meile oder halben Meile fand er sehr reinliche und bequeme Oerter zum Ausruhen. In allen Theilen von Tschina finden sich dergleichen Bequemlichkeiten für die Reisenden. Die Wege sind überall vortrefflich.

Die Sineser nennen einen Menschen schön, wenn er eine große Stirn, eine kurze Nase, kleine Augen, ein breites und viereckes Gesicht, große Ohren, einen mittelmäßig großen Mund und schwarzes Haar hat; blondes oder rothes Haar können sie nicht leiden; auf eine feine und leichte Taille sehen sie auch nicht, da ihre Kleider sehr weit sind, und nicht an den Körper anschließen. Sie sind von Natur so weiß, als die Europäer; nur in den südlichen Provinzen macht die große Hitze den Landmann, der bis an den Gürtel ganz nackt geht, gelbbraun. Die Litteraren und Doctoren, besonders die von niederm Stande, schneiden sich die Nägel nie ab; sie lassen sie einen Zoll lang wachsen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie zu ihrem Lebensunterhalte nicht zu arbeiten brauchen.

Die Sineser halten es für erlaubt, Fremde zu betriegen; sie rechnen es sich sogar zur Ehre an. Es finden sich einige, die so unverschämt sind, sich,

wenn der Betrug entdeckt ist, wegen ihrer wenigen Verschlagenheit zu entschuldigen. Sie sagen: „Es ist klar genug, daß ich mich sehr schlecht dabei benommen habe; ihr seyd klüger als ich, und „ich verspreche euch, nie wieder mit den Europäern „zu thun zu haben.„ Man will sagen, daß sie von den Europäern erst die Kunst zu betriegen gelernt haben. Ein englischer Capitain hatte zu Canton einige Ballen Seide erhandelt. Er ging mit seinem Dolmetscher zum Hause des Kaufmanns, um seine Waare zu besehen. Mit dem ersten Ballen war er zufrieden; aber in dem andern war nichts als verstockte Seide. Hierüber aufgebracht, machte er dem Kaufmann bittere Vorwürfe. Der Sinese hörte ihn mit aller Gleichgültigkeit an, und antwortete: „Halten sie sich deswegen an ihren Schurken von Dolmetscher; er hat mir betheuert, daß „sie die Ballen nicht untersuchen würden.„

Die Sinesen schätzen und ehren die Tugend. Sie erhalten, durch Triumphbogen und Inschriften, das Andenken derer, die keusch und enthaltsam gelebt, dem Vaterlande Dienste geleistet, oder sich durch eine merkwürdige Handlung über den gemeinen Haufen erhoben haben. Sie bemühen sich sorgfältig, die Fehler solcher Personen nicht öffentlich bekandt werden zu lassen. Gegen ihre Eltern und die, welche für ihre Erziehung gesorgt haben, beweisen sie die tiefste Ehrfurcht, sie verehren die Greise nach dem Beispiel des Kaisers. Sie verabscheuen in ihren Handlungen, Worten und

Ge-

Geberden, alles, was im geringsten Zorn oder Aufbrausen verräth. Aber aus dieser Gewohnheit, ihre augenblicklichen Regungen zu unterdrücken, entsteht vielleicht ihre Neigung zur langsamen und studirten Rache, und zu der überlegten Betriegerei.

Sie haben eine so hohe Meinung von sich selbst, daß der niedrigste Sinese alle andere Völker mit Verachtung ansieht. Sie sind so sehr für ihr Land und ihre Gebräuche eingenommen, daß man sie nicht bereden kann, die Sachen auf eine bessere Art zu machen, noch daß sich außer Sina etwas Schätzenswerthes finde. Obgleich die sinesischen Schiffe schlecht gebaut sind, und die Einwohner sich nicht enthalten können, diejenigen, die aus Europa kommen, zu bewundern, so scheinen doch die Zimmerleute sich darüber zu wundern, wenn man ihnen den Vorschlag thut, die europäische Bauart anzunehmen. Sie antworten, daß es in Sina seit undenkbare Zeiten so der Gebrauch ist.

Das Volk hat seinen Unterhalt nur der Beständigkeit seiner Arbeit zu danken; auch kennt man keine arbeitsamere und mäßigere Nation. Die Sinesen sind von Jugend auf zur Arbeit abgehärtet. Sie wühlen ganze Tage in der Erde, die Füße bis ans Knie im Wasser; und des Abends schätzen sie sich glücklich, ein wenig gekochten Reis und ein wenig Thee zu haben. So wie im ganzen Reiche kein Plätzchen unbebaut liegt, so findet sich auch niemand, es sey in welchem Alter man

will,

will, Mann oder Weib, taub, stumm, lahm, blind, der nicht leicht seinen Unterhalt finde. Man bedient sich in Sina nur der Handmühlen, um das Getreide zu mahlen. Dadurch nährt sich eine unzählige Menge armer Einwohner.

Der Reisbau beschäfftigt besonders die Sinesischen Ackerleute. Er ist außerordentlich mühsam und erfordert sehr viel Arbeit. Man säet ihn zuerst unregelmäßig; wenn er einen oder anderthalb Fuß hoch geworden ist, reißt man ihn mit den Wurzeln aus, und verpflanzt ihn nach regelmäßig gezogenen Linien. Vor der Verpflanzung aber arbeitet man das Erdreich gleich und eben. Nachdem man es drei- bis viermal umgearbeitet hat, wobei man immer bis über die Knöchel im Wasser steht, zerschlägt man die Klöße mit Instrumenten; dann macht mit einer hölzernen Maschine, die von einem Büffel gezogen wird, die Erde so vollkommen glatt und eben, daß das Wasser aller Orten gleich bleibt. In einigen Provinzen, wo der Boden von Natur nicht so fruchtbar ist, suchen die Einwohner ihn durch einen bewundernswürdigen Fleiß fruchtbar zu machen; sie ebnen die Anhöhen, die nur irgend zum Anbau tauglich sind, und theilen sie in verschiedene Terrassen ab, wovon immer eine über der andern steht. Da der Reis nicht ohne Wasser wachsen kann, so graben sie in gewissen Entfernungen Behälter, um den Regen und das Wasser, welches von den Bergen herabkommt, aufzufangen, und es auf allen

Reis-

Reisterrassen gleich zu vertheilen; wozu sie sich einer besondern Wassermaschine bedienen.

Dieser bewundernswürdigen Industrie hat Sina den Ueberfluß seines Korns und seiner Gemüse zu danken. Es ist besser damit versehen, als alle andere Gegenden der Erde; und doch ist es gewiß, daß das Land kaum zureicht, seine Einwohner zu nähren. Die Sinesischen Ackerleute sind arm, und jeder hat nur einen kleinen Fleck Landes zu bebauen. Der Gutsherr bekommt die eine Hälfte der Erndte, und bezahlt die Auflagen; die andere Hälfte bleibt für den Ackersmann, als die einzige Frucht seiner Arbeit. Wenn die fleißigen Ackerleute einige Zeit vom Reisbau übrig haben, hauen sie sich Holz auf den Bergen, sehen nach ihren Gartengewächsen, sammeln einen Vorrath von Rohr, u. s. w. Nie sieht man sie müßig. Nie liegt ein Stück Feld in Sina brach; das Land bringt jährlich drei Erndten, einmal Reis, hernach Wicken, die schon gesäet werden ehe noch der Reis geerndtet ist; drittens Bohnen oder andre Früchte.

Einer der Sinesischen Kaiser machte, aus besonderer Fürsorge für den Ackerbau, eine vortreffliche Einrichtung. Um die Ackerleute aufzumuntern, verlangte er von den Gouverneurs der Städte, ihm alle Jahr den Namen eines Landmanns aus ihrem District einzuschicken, der sich durch seine Bemühung für den Ackerbau, durch ein unsträfliches Betragen durch die Einigkeit seiner Familie, und durch den Frieden, worin er mit seinen Nachbarn lebte, aus-

gezeichnet hätte. Auf das Zeugniß des Gouverneurs erhob der Kaiser diesen verständigen und fleißigen Landmann zu einem Mandarinen der achten Ordnung, und schickte ihm das Patent eines Ehren-Mandarinen; dadurch bekam er das Recht, das Kleid eines Mandarinen zu tragen, dem Gouverneur der Stadt Visiten zu macheu, sich in dessen Gegenwart zu setzen, und Thee mit ihm zu trinken. Er stand sein ganzes übriges Leben hindurch in großer Achtung; nach seinem Tode bestattete man ihn seinem Range gemäß zur Erde; und seine Ehrentitel wurden in den Saal seiner Vorfahren geschrieben.

Die Sinesen ziehen das Schweinefleisch allem andern Fleische vor. Es ist immer das Hauptgericht bei ihren Gastmälern. Jedermann hält und mästet sich Schweine. Es giebt auch kein feineres Essen, als sinesischer Schinken ist. Das köstlichste Gericht der Sinesen sind die Vogelnester. Man findet sie längs den Felsen auf den Küsten von Tunkin, Java, Cochinchina, u. s. w. Die Vögel, die sie bauen, sind den Schwalben ähnlich. Man glaubt daß sie kleine Seefische dazu brauchen, die sie mit einem klebrigen Saft, der aus ihrem Schnabel distillirt, an dem Felsen befestigen; man will auch bemerkt haben, daß sie Meerschaum nehmen, um die Theile dieser kleinen Gebäude mit einander zu verbinden. Die Materie der Nester ist weiß, wenn sie frisch sind; wenn sie trocken werden, wird sie dicht,

durch-

durchsichtig und etwas grünlich. Die Küstenbewohner nehmen sie ab, so bald die Jungen ausgeflogen sind, sie beladen ganze Kähne damit. Die Gestalt und Größe dieser Nester läßt sich am besten mit der Schaale einer eingemachten Citrone vergleichen. Die Bärentatzen und die Füße verschiedener anderer Thiere, die man gepökelt von Siam bringt, sind Delicateſſen, die nur auf die Tafeln großer Herren kommen.

Obgleich Sina in seinen Theilen Korn trägt, so lebt man doch insgemein von Reis, besonders in den südlichen Provinzen; man macht sogar kleine Brodte daraus, die nur 24 Minuten Zeit brauchen, um in einem Topfe gebacken zu werden. Eine sehr gemeine und wohlfeile Nahrung sind auch Kuchen, die aus dem Mehl einer Bohne gebacken werden. Sie werden in unglaublicher Menge, vom Kaiser und niedrigsten Bauer, gegessen.

Wenn ein Sineser sterben will, so nimmt man ihn aus dem Bette, und legt ihn auf die Erde, damit er sein Leben da endige, wo es angefangen hat: denn man legt auch ein Kind, sobald es gebohren ist, auf die Erde; wie auch die Juden und andre Nationen thun; um anzuzeigen, daß der Mensch dahin zurückkehren muß, woher er gekommen ist. Wenn der Kranke verschieden ist, steckt man ihm einen kleinen Stock in den Mund, damit er sich nicht schlieſſe; eine Person von der Familie nimmt die Kleider des Todten, steigt damit auf das Dach des Hauses, breitet sie in die Luft aus,

ruft die Seele des Abgeschiedenen bei Namen, und beschwört sie zurückzukehren; dann geht sie zum Leichnam zurück und bedeckt ihn mit seinen Kleidern. Man läßt ihn drei Tage in diesem Zustande, um abzuwarten, ob er noch ein Zeichen des Lebens geben wird, ehe man ihn in den Sarg legt. Darauf legt man ein Rohr oder einen Stock, damit die Seele eine Stütze habe, wenn sie auf ihrer Reise ausruhen will. Der Stock wird in irgend einem Tempel der Todten aufgehangen.

Wenn ein Sinese sieht, daß die Krankheit eines seiner nahen Verwandten gefährlich wird, so ruft er die Bonzen, um ihn mit ihren Gebeten zu unterstützen. Diese öffentlichen Diener der Religion kommen mit kleinen Becken, Schellen und andern Instrumenten, womit sie Lerm genug machen, um den Tod des Kranken zu beschleunigen; sie sagen aber, daß dies eine Erleichterung ist, die sie dem Kranken verschaffen. Wenn die Krankheit zunimmt, so versichern sie, daß die Seele fortgegangen ist; und gegen Abend laufen drei oder vier von ihnen mit einem großen Becken, einer Trommel und einer Trompete durch die Stadt, um sie wieder zu fangen. In eben der Absicht durchstreichen sie die benachbarten Felder unter Singen und Beten und mit klingenden Instrumenten. Wenn sie irgend eine große Fliege finden, bemühen sie sich, sie zu fangen, kehren mit vielem Lermen und großer Freude in das Haus des Kranken zurück, und versichern, daß es seine Seele ist, die sie mitbringen.

Es war ein gemeiner Gebrauch bei den Tartaren, daß bei dem Tode eines Mannes eines seiner Weiber sich erhenkte, um ihm in die andere Welt zu folgen. Diesen Gebrauch aber schaffte ein Kaiser 1668. ab. Noch bei ihren Lebzeiten lassen sich die Sinesen den Sarg machen, in welchem sie nach ihrem Tode liegen wollen. Sie sind dafür so besorgt, daß, wenn sie in der Welt nichts als zehn Pistolen hätten, sie diese dazu anwenden würden, sich zwanzig Jahre vorher, ehe sie es nöthig haben, einen Sarg anzuschaffen. Sie sehen ihn als das kostbarste Meuble in ihrem Hause an. Kinder vermiethen oder verkaufen sich, blos in der Absicht, Geld genug zusammenzubringen, um ihrem Vater einen Sarg zu kaufen. Sie werden häufig von sehr kostbarem Holz gemacht, und kosten oft an hundert Ducaten. Man findet sie von jeder Größe in den Buden. Die Mandarinen zeigen oft ihre Mildthätigkeit darin, daß sie funfzehn bis 20 Särge unter das Volk austheilen. Ein Sinese, der ohne dieses Hausgeräth stirbt, wird wie ein Tartar verbrannt. Auch feiert man durch ein Fest den glücklichen Tag, wo man es so weit gebracht hat, sich einen Sarg anzuschaffen. Man stellt ihn ganze Jahre hindurch öffentlich aus; oft findet man Vergnügen daran, sich dann und wann hineinzulegen. Auch der Kaiser hat seinen Sarg im Pallaste. Die Reichen machen in diesem Stuck einen unglaublichen Aufwand; ihre Särge sind stark vergoldet und mit

Bild-

Bildhauerarbeit geziert. Man kann also nicht zu den Sinesen sagen, wie Horaz zu den Römern:

Du baueſt Palläſte, und denkſt nicht an das Grab.

Die ſineſiſchen Gräber ſind außerhalb den Städten, meiſtens auf kleinen Anhöhen; mit Fichten und Cypreſſen bepflanzt. Die Begräbnißceremonien ſind ſehr langweilig und gekünſtelt; ſie dauern gewöhnlich ſieben Tage. Die nächſten Verwandten verlaſſen unterdeß das Haus des Todten nicht: der Sarg ſteht in dem vornehmſten Zimmer, welches ſchwarz ausgeſchlagen iſt. Vor dem Sarge ſteht auf einem Tiſche die Statüe des Todten. Diejenigen, welche ihre Condolenzen abzuſtatten kommen, werfen ſich vor dem Todten nieder, um ihn zu begrüßen. Die gewöhnliche Zeit der Trauer iſt für einen Vater ſieben und zwanzig Monate, während welcher Zeit er keine öffentliche Verrichtung thun kann. Die Farbe der Trauer für jedermann iſt die weiße.

Der Pomp und die Pracht, worin die Staatsbedienten bei den Proceſſionen und andern glänzenden Gelegenheiten erſcheinen, iſt unglaublich. Wenn ein Tſchi-fu (bürgerliche Magiſtratsperſon), der nur ein Mandarin der fünften Ordnung iſt, aus ſeinem Hauſe geht, gehen die Officiere ſeines Tribunals in Reihen auf beiden Seiten der Straße. Einige tragen einen ſeidnen Sonnenſchirm vor ihm her; andre ſchlagen von Zeit zu Zeit auf ein kupfernes Becken, und rufen dem

Volke

Volke mit lauter Stimme zu, die ihrem Herrn schuldige Ehrerbietung zu bezeigen; andre tragen große Peitschen; noch andre weiße Stöcke oder eiserne Ketten. Der Anblick dieser Instrumente macht die Einwohner einer Stadt zittern. Sobald der Tschi-fu erscheint, denken alle Vorübergehende an nichts, als ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen, nicht dadurch, daß sie ihn grüßen, denn jeder Gruß würde für eine strafbare Vertraulichkeit gelten, sondern sie entfernen sich vom Wege, und bleiben still mit geschlossenen Füßen und niederhangenden Armen stehen; in dieser Stellung bleiben sie unbeweglich, bis der Mandarin vorbeigegangen ist. Wenn der Vicekönig sich in der Stadt zeigt, ist er immer von wenigstens hundert Menschen begleitet. Der Zug fängt mit zwei Paukern an, die beständig schlagen, um das Volk aufmerksam zu machen; ihnen folgen acht Männer mit Fahnen, auf welchen man mit großen Buchstaben die Titel des Mandarinen lieset. Vierzehn andre Fahnen, welche den ersten folgen, stellen die Zeichen seiner Würde dar, als ein Drache, ein Tiger, die fliegende Schildkröte, und andre, geflügelte Thiere. Dann kommen sechs Officiere mit Brettern in Gestalt der Schaufeln, auf welchen die besondern Würden des Mandarinen mit goldnen Buchstaben geschrieben stehen; ihnen folgen zwei andere Officiere; der eine trägt einen dreifachen Sonnenschirm von gelber Seide, der andere das Futteral dazu; zwei Gerichtsdiener zu

Pferde führen die Wache an, die in vier Reihen marschirt, mit scythischen Lanzen bewaffnet und mit seidnen Bändern geputzt ist; zwei andre Reihen bewaffneter Männer, wovon die einen Beile von allerlei Gestalten, und die andern große Hammer tragen; hinterher andre mit Lanzen, Bogen und Pfeilen; zwei Träger folgen mit einer sehr schönen Kaste, worin das Siegel des Mandarinen befindlich ist. Es folgen noch mehrere Officiere mit Stöcken, um das Volk abzuhalten; zwei Paukker; eine große Anzahl Justizbedienter; zuletzt zwei Fahnenträger und der Hauptmannn des Trupps. Endlich erscheint der Vicekönig in einer großen vergoldeten Senfte, von acht Männern getragen, und mit Pagen und Bedienten umringt: hinter ihm her geht wieder ein großer Trupp der Wache.

Aber nicht allein die Prinzen und Personen vom höchsten Range erscheinen auf eine so majestätische Art. Ein Mann von mittelmäßigem Stande läßt sich nicht anders auf der Straße sehen, als zu Pferde, oder in einem wohlverschlossenen Palankin, mit einem Gefolge von mehreren Bedienten. Auch in ihren öffentlichen Lustbarkeiten und Festen zeigen die Sinesen viel Pracht.

Gemelli Careri, ein Neapolitanischer Doctor, der eine Reise um die ganze Erde gemacht, sahe einst zu Canton im Hofe des Gouverneurs einen armen Menschen peitschen, der für das Verbrechen eines andern, dessen Namen er in dieser Absicht angenommen hatte, die Prügel auf sich lud. Es

ist

ist ein gemeiner Gebrauch unter den Armen in Sina, sich zu vermiethen, um die Strafe eines andern zu leiden; sie müssen aber dazu die Erlaubniß des Schließers erkaufen. Man versicherte Gemellt, daß dieser Misbrauch so weit getrieben worden wäre, daß die Freunde einiger zum Tode verurtheilten Spitzbuben arme Unglückliche dahin vermocht hätten, für Geld das Urtheil auf sich zu nehmen, mit der Versicherung, daß sie nur eine Tracht Prügel zu erwarten haben würden; und daß diese untergeschobenen Schuldigen, nachdem sie den Namen der wahren Thäter angenommen und ihr Verbrechen auf sich geladen hätten, zum Richtplatze geführt worden wären.

Der Pater Gerbillon, ein Jesuitischer Missionnair, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Gunst und das Vertrauen des Kaisers Kang-hi besaß, und von Peking aus acht Reisen nach verschiedenen Theilen der östlichen Tartarei gethan hat, beschreibt eine Rehjagd, bei welcher er im Gefolge des Kaisers war. Der Fürst stieg auf den Gipfel eines Berges, an dessen Abhange der Rehbock sein Lager hatte. Er ließ seine Jäger absteigen, und schickte sie, eins bis eins, einige nach der rechten, und andre nach der linken Seite, mit dem Befehl, die Linie zu gehen, die er ihnen bezeichnete, bis sie sich an dem bestimmten Orte vereinigt hätten. Als die Umzingelung des Platzes fertig war, welche mit einer außerordentlichen Schnelligkeit zu Stande kam; gab der Kaiser ein

Zeichen, das Geschrei anzufangen; die Jäger fingen nun alle zugleich an zu schreien, alle fast aus Einem Tone und mit gedämpfter Stimme. Dieses Gemurmel sollte dazu dienen, den Rehbock aus der Fassung zu bringen, damit, wenn er von allen Seiten ein gleiches Geräusch hörte, er nicht wüßte, wohin er sich wenden sollte, und desto leichter zu schießen wäre. Nun ging der Kaiser in den Cirkel, von zwei oder drei Personen begleitet, und nachdem er sich den Ort hatte zeigen lassen, wo der Rehbock war, erlegte er ihn auf den zweiten Schuß. Bei einer andern Umzingelung, die die Jäger am Abhange des Berges hatten, blieben sie zu Pferde, es fanden sich zwei Rehböcke eingeschlossen, die der Kaiser tödtete. Hierauf ließ der Kaiser die Jäger und alle Leute seines Gefolges sich auf beiden Seiten ausbreiten, und in dieser Ordnung gingen sie durch das Feld, indem sie eine bewegliche Umzingelung machten; dies war für die Hasenjagd. Jedermann bemühte sich, die Hasen dem Kaiser zuzujagen, und das Recht in dem eingeschlossenen Raume zu schießen, hatten nur seine beiden Söhne; die andern Jäger durften nur auf das Wild schießen, welches sich aus dem Mittelpuncte entfernte; wer aus Unachtsamkeit einen Hasen entlaufen ließ, wurde hart bestraft. Auf eben die Art jagt der Kaiser auch Tiger und andre Thiere. Nach Endigung der Jagd, als man im Lager angekommen war, ließ der Kaiser zwei Jäger bestrafen, die auf seinen Befehl in Verhaft genom-

genommen worden waren, weil sie einige Ziegen hatten entlaufen lassen. Sie bekamen jeder hundert Peitschenhiebe, die gewöhnliche Strafe der Tartaren, die aber mit keiner Schande verknüpft ist. Der Kaiser ließ ihnen ihren Posten, und ermahnte sie, durch verdoppelten Eifer den Fehler wieder gut zu machen. Ein dritter, der noch schuldiger war, weil er seinen Posten verlassen hatte, um eine Ziege zu verfolgen, die er auch innerhalb des Raumes vor den Augen des Kaisers erlegt hatte, verlor seine Bedienung.

In einem schönen Thale in der Provinz Fokyen ist ein Kloster mit einem großen Tempel. Dieses Kloster hat seinen Ursprung von einem gewissen Lu-zu, einem berühmten Heiligen, der seine ganze Lebenszeit damit zubrachte, Reis für die Mönche zu mahlen. Er trug Tag und Nacht eiserne Ketten an seinem nackten Leibe: Diese hatten ihm Löcher ins Fleisch gedrückt, in welchen Würmer nisteten, weil sie nicht geheilt wurden. Luzu litt es nicht, wenn man ihn davon befreien wollte; und wenn von ohngefehr einer auf die Erde fiel, nahm er ihn sorgfältig auf und setzte ihn wieder an seine Stelle, mit den Worten: „Hast du nicht Fleisch genug mehr, dich zu nähren? warum verlässest du meinen Körper, wo „man dir so gern deine Nahrung gönnt?„ Die Sinesischen Heiligen waren also eben solche Thoren, als viele der Europäischen.

Die Handwerker in den Sinesischen Städten arbeiten theils in ihren Boutiken, theils gehen sie auf der Straße herum, um sich zu vermiethen; am öftersten läßt man sie bei sich im Hause arbeiten. Wenn man ein Kleid braucht, läßt man frühmorgens einen Schneider zu sich kommen, der des Abends wieder zu Hause geht. So macht man es mit allen andern Handwerkern. Sie bringen ihre Instrumente gleich mit, selbst die Schmiede und Schlösser nicht ausgenommen, die mit ihrem Amboß und Blasebalge zu den kleinsten Arbeiten kommen.

Die Barbierer tragen auf ihren Schultern einen kleinen Stuhl, ein Becken, ein Gefäß mit Wasser, Feuer, die nothwendigen Tücher, und alles, was zu ihrer Profession gehört. Sie klingeln mit einer kleinen Glocke, damit man erfahre, daß sie auf der Straße zum Barbieren dastehen; und wenn man sie ruft, es sey nun mitten auf der Straße, oder einem Platze, oder an der Thür eines Hauses, so machen sie sich auf der Stelle fertig. Sie rasiren den Kopf, bringen die Augenbraunen in Ordnung, reinigen die Ohren, reiben die Schultern, streichen die Arme, alles für ohngefehr neun Pfennige, wofür sie sich sehr höflich bedanken. Wenn sie fertig sind, klingeln sie von neuem.

Man hält Sina für das Vaterland der Seidenwürmer. Von hier kamen sie nach Indien; von da nach Persien; von dort aus wurden sie bei

den

den Griechen und Römern eingeführt, unter welchen die Seide anfangs mit Golde aufgewogen wurde. Die ältesten Schriftsteller von Sina bezeugen, daß vor der Regierung des Wang-ti, als man anfing, den Acker urbar zu machen, die ersten Einwohner nur mit Fellen bekleidet waren. Da diese nicht mehr zureichten, indem die Einwohner sich vermehrten, erfand eine von den Kammerfrauen der Kaiserin die Kunst, Seide zu bereiten. In den folgenden Jahrhunderten machten sich verschiedene Kaiserinnen einen Zeitvertreib daraus, Seidenwürmer zu füttern, und die Seide zu verschiedenen Arbeiten tauglich zu machen. Jetzt verfertigen die Sinesen eine unzählige Menge von seidenen Zeugen, für welche die Europäer nicht einmal Namen haben.

Das Porcellain ist in Sina (seinem Vaterlande) so gemein, daß, ohnerachtet des Ueberflusses an gewöhnlichem irdnen Geschirr, die meisten Wirthschaftsgeräthe, als Schüsseln, Teller, Töpfe, Näpfe, Tassen, Blumentöpfe, und andere Gefäße zum Gebrauch und zum Zierath, von Porcellain sind. Die Zimmer, Cabinetter, und selbst die Küchen sind damit angefüllt; man deckt die Dächer damit, und zuweilen überzieht man damit die marmornen Pfeiler, und die Außenseiten der Häuser. Das schöne Porcellain ist von einer blendenden Weiße und einem schönen Himmelblau. Es wird blos in einem großen Dorfe der Provinz Kiang-si gemacht. Auf Befehl des Kaisers

Kanghi sollte es auch in Peking fabricirt werden; die Arbeit aber war verloren, und jenes Dorf ist allein in dem Besitz geblieben, der ganzen Welt das schönste Porcellain zu liefern. Die Sinesischen Künstler in diesem Fach machen so bewundenswürdige Arbeiten, daß ein Fremder sie für unmöglich halten sollte. Der Pater d'Entrecolles, ein Missionair, sahe eine Laterne, so groß wie eine Schiffslaterne, die aus einem einzigen Stück Porcellain bestand, und in welcher ein Licht hinreichend war, ein ganzes Zimmer zu erleuchten. Derselbe sah porcellainene Näpfe, drei Fuß hoch, ohne den Deckel, der in Gestalt einer Pyramide noch einen Fuß in die Höhe ging. Ein solcher Napf bestand aus drei Stücken, die aber so geschickt verbunden waren, daß man es gar nicht merken konnte. Man erzählte ihm, daß von 24 Stücken dieser Art nur acht geglückt wären. Sie waren von Kaufleuten aus Canton bestellt worden, und sollten nach Europa gehen: denn die Sinesen kaufen kein Porcellain für einen so hohen Preis. Doch können die Sinesen nicht alle Arbeiten machen, die man von ihnen verlangt. Der Vater des Kaisers Kanghi verlangte verschiedene in Gestalt unsrer Drangenkasten, um Fische darin zu nähren. Die Arbeiter arbeiteten drei Jahre an diesen Stücken, und machten zweihundert Kasten; aber kein einziger glückte darunter. Der Kronprinz verlangte auch verschiedene musicalische Instrumente, besonders eine Art kleiner Orgel, die einen Fuß hoch seyn, und aus vierzehn Pfei-

fen (zwei Octaven) bestehen sollte. Sie wurde aber nicht zu Stande gebracht.

Die Verehrung des Pu, welcher der Schutzheilige der Porcellainarbeiter ist (denn jede Profession in Sina hat einen solchen), ist aus der Schwierigkeit entstanden, die sie zuweilen in Ausführung solcher Modelle finden. Ein Kaiser verlangte einige Stücke nach seinen eignen Ideen. Der Arbeiter, der das Werk liefern sollte, und dem es nicht gelang, gerieth darüber, daß er sich von den Officianten sollte mishandeln sehen, in solchen Verdruß, daß er sich mitten in einen Ofen stürzte, wo er von den Flammen verzehrt wurde. Indeß kamen die andern Porcellainarbeiten, die gerade in demselben Ofen waren, so schön und so sehr nach dem Geschmack des Kaisers heraus, daß der unglückliche Arbeiter sich einen ewigen Heldenruhm erwarb, und in der Folge als der Beschützer der Porcellainarbeiten verehrt wurde.

Die Papiermanufacturen in Sina sind eben so bewundernswürdig, als die Seide- und Porcellainmanufacturen. In den ältesten Zeiten des Reichs hatten die Tschinesen kein Papier. Sie schrieben auf hölzerne Tafeln und breite Stücken Bambus; statt der Feder oder des Pinsels bedienten sie sich eines eisernen Griffels oder Grabstichels. Sie schrieben selbst auf Metall. Doch ist es schon sehr lange, daß sie die Erfindung des Papiers haben. Man bewundert in Europa die Feinheit des sinesischen Papiers, und glaubt gemei-

meiniglich, daß es aus Seide gemacht sey. Die Tschineser aber machen ihr Papier aus Rinde von Bambus und andern Bäumen; sie nehmen dazu die zweite Haut, welche sehr sanft und sehr weiß ist; sie schlagen sie so lange, bis sie flüssig wird. Sie machen Bogen, die zehn bis zwölf Fuß lang sind. Jeden Bogen tunken sie in Wasser, worin Alaun aufgelöst ist. Der Alaun verhindert, daß das Papier die Tinte einsaugt, und giebt ihm einen Silber- oder Firnißglanz; er verursacht aber, daß es leicht reißt. Das sinesische Papier ist weisser, feiner, dichter und sanfter, als das europäische; seine Oberfläche ist so glatt, daß nichts den Pinsel aufhält. Es wird aber leicht mürbe, weil es aus Baumrinde gemacht ist; der Staub hängt sich daran, und es kommen Würmer hinein.

Außer dieser Art machen die Tschinesen ein Papier aus Baumwolle, welches noch weißer, feiner und gebräuchlicher ist. Dieses dauert eben so lange, als das Europäische. Die Consumtion des Papiers in Tschina ist fast unglaublich. Außerdem daß die Gelehrten eine ungeheure Menge verbrauchen, kann man sich nie vorstellen, wieviel in den Privathäusern gebraucht wird. Jedes Zimmer hat auf der einen Seite nichts als Fenster und Jalousien, die mit Papier überzogen sind. Die Wände beklebt man mit einer Lage Papier, um sie weiß und glatt zu erhalten; so auch die Decken; mit einem Wort, der größte Theil des Hauses zeigt nichts als Papier; und

diese Bekleidung erneuert man alle Jahr. Das Papier ist aber auch so gemein in Tschina, daß man für fünf Groschen 550 Bogen kauft. (Das ist viel!)

In Absicht der Religionsmeinungen giebt es unter Sinesen, so wie unter den Europäern, verschiedene Secten. Die berühmteste besteht aus den Anhängern des Fo. Mit dem Ursprung dieser Secte hat es folgende Bewandtniß. Ohngefehr 65 Jahr vor Christi Geburt erinnerte sich der Kaiser Ming-ti, bei Gelegenheit eines Traumes, daß man oft aus dem Munde des Confucius die Worte gehört hatte: „der Heilige müsse von der Abend„seite her kommen.„ Er schickte Gesandte nach Indien, um zu entdecken, wer dieser Heilige wäre, und sich von seiner Lehre unterrichten zu lassen. Die Abgeordnete glaubten den Heiligen in dem Götzenbilde des Fo gefunden zu haben, und brachten dieses mit allen den abergläubischen Erzählungen, wovon die indianischen Bücher angefüllt sind, nach Tschina. In diesen Fabeln heißt es: daß die Mutter des Fo während ihrer Schwangerschaft beständig träumte, sie habe einen Elephanten verschluckt; daher kommt es, daß die Indianischen Könige den weißen Elephanten so große Ehrenbezeugungen erweisen. In dem Augenblick seiner Geburt stand Fo auf seinen Füßen, und that sieben Schritte; er sprach auch gleich deutlich. Im neunzehnten Jahre wählte er mit vier Philosophen eine Einöde zu seinem Aufenthalte. Im dreißigsten

sten Jahr fühlte er sich mit einemmale voll göttlicher Eingebung, und wurde Fo, d. h. einer der Götter, welche die Indianer Pagoden nennen. Er betrachtete sich nun als ein göttliches Wesen, und dachte nur darauf, seine Lehre zu verbreiten, und sich die Verehrung des Volks zu verschaffen, durch die Wunderwerke, womit er seine Prophezeiungen begleitete. Die Sineser, die seiner Secte zugethan sind, haben seine Wunderwerke in einer großen Menge von Kupferstichen vorgestellt, welche mehrere große Bände ausmachen. Es ist fast unglaublich, wie viele Anbeter sich diese lächerliche Gottheit in Tschina erwarb; ihre Lehre wurde in allen Theilen des Orients durch vierzigtausend Apostel, die für die Lieblingsschüler des Fo gehalten wurden, ausgebreitet. Unter dieser Menge von Schülern unterschieden sich besonders zehn von höherem Verdienst und Range, welche fünftausend Bände zu Ehren ihres Lehrers herausgaben. Die Sinesen nannten die Anhänger, oder vielmehr die Priester des Fo, Ho-tschangi; die Tartaren Lama's; die Siamesen, Talopoins; und die Japanesen oder vielmehr die Europäer, Bonzen.

Die Bonzen empfehlen besonders die Ausübung gewisser frommer Handlungen, die sie in ihrem Unterrichte vorschreiben. „Behandelt die Bonzen „gut,„ so sprechen sie beständig; „gebt ihnen alles„was zu ihrem Unterhalt nothwendig ist; bauet „Klöster und Tempel, damit die Priester und Mön-

che

„che durch ihr Gebet und durch die freiwilligen „Züchtigungen, die sie sich auflegen, um eure „Sünden auszusöhnen, euch vor der Strafe, wo„mit ihr bedrohet seyd, bewahren können. Bei „dem Begräbniß eurer Verwandten verbrennet ver„guldetes und versilbertes Papier, nebst einer „Menge seidener Kleider, welche in der andern „Welt in wirkliches Gold, Silber und Kleider „verwandelt werden. So versehet ihr die euch „theuren Personen nicht allein mit dem Nothwen„digen; sondern ihr setzet sie in den Stand, sich „die achtzehn Höllenwächter zu Freunden zu ma„chen, (die sich also durch Geschenke bestechen las„sen) „die sonst unerbittlich seyn würden, und im „Stande wären, sie mit der äußersten Strenge „zu behandlen. Wenn ihr diese Gebote vernach„lässiget, habt ihr nach dem Tode die grausam„sten Strafen zu erwarten; eure Seele wird, „nach einer langen Reihe von Wanderungen, in „die häßlichsten Thiere versetzt werden; ihr werdet „bald in der Gestalt eines Maulesels, bald eines „Pferdes, eines Hundes, einer Katze, und an„drer noch verächtlicherer Geschöpfe erscheinen.„

Es giebt keine Provinz in Tschina, wo nicht einige Berge wären, auf die die Bonzen Klöster erbaut haben, die in noch größerm Ansehen stehn, als die in den Städten. Man stellt Wallfahrten dahin an. Die andächtigen Pilger knien nieder, wenn sie an den Fuß des Berges kommen; und bei jedem Schritt, den sie hinaufsteigen, bücken sie sich zur

Erde

Erde. Unter den Tempeln des Fo giebt es einige die nicht weniger durch die Pracht und den Umfang der Gebäude, als durch die sonderbare Gestalt der Götzenbilder berühmt sind. Einige derselben sind so abscheulich, daß die Anbeter, schon durch den bloßen Anblick in Schrecken gesetzt, sich zitternd niederwerfen und verschiedenemal mit der Stirn die Erde berühren.

Die Bonzen haben keinen andern Zweck, als Geld zu gewinnen, und des großen Namens, den sie sich erworben haben, unbeschadet, sind sie die niederträchtigsten Menschen im ganzen Reiche. Sie verstehen die Kunst, sich vor dem Volke zu verstellen, indem sie beständig die Mine der Sanftmuth, der Gefälligkeit und Bescheidenheit annehmen, und dadurch auf den ersten Anblick jedermann betriegen. Mit diesem äußern Anstrich der Heiligkeit verbinden sie eigne körperliche Züchtigungen und strenge Fasten; sie stehen einigemal des Nachts auf, um ihr Gebet zum So zu verrichten, und scheinen sich überhaupt ganz dem allgemeinen Wohl aufzuopfern. Einige hängen sich an den Hals und an die Füße große, dreißig Fuß lange Ketten, die sie mit vieler Beschwerde durch die Straßen hinter sich her schleppen; bei jeder Thür bleiben sie stehen, und sagen zu den Einwohnern: „Ihr sehet, wie „viel uns die Aussühnung eurer Sünden kostet: „könnet ihr uns nicht dafür ein kleines Almosen „geben?„ Andre sieht man ganz mit Blut bedeckt, von den Schlägen, die sie sich mit einem großen

Steine

Steine geben. Ein Missionair, der Pater le Comte, erzählt eine andre noch ärgere Büßung. Er traf mitten in einem Flecken einen jungen leutseligen und bescheidenen Bonzen, aufrecht stehend in einer eisernen Chaise, die inwendig ganz mit spitzigen Nägeln beschlagen war, so daß er sich nirgends anlegen konnte, ohne die empfindlichsten Wunden zu erhalten. Er ließ sich sehr langsam von Haus zu Haus tragen, und alle seine Bitten schränkten sich auf einiges Almosen ein. „Ihr seht, sagte er, ich „bin in dieser Chaise für das Wohl eurer Seelen „eingeschlossen; ich werde nicht eher herausgehen, „bis alle Nägel, womit sie angefüllt ist, verkauft sind.„ — Es waren über zweitausend darin. — „Jeder Nagel wird euch zwey Groschen „kosten; ihr könnt versichert seyn, daß sie eine klei„ne Quelle von Segen in euren Familien werden. „Nehmt wenigstens einen, und ihr werdet die erha„benste Tugend ausüben. Das Almosen, das ihr „gebet, ist nicht für die Bonzen, denen ihr auf an„dre Weise eure Mildthätigkeit beweisen könnt; son„dern für den Gott Fo, zu dessen Ehre wir einen „Tempel bauen wollen.

Die Bonzen mishandeln zuweilen ihre Götzenbilder. Wenn sie nach langem Bitten nichts erlangen, werfen sie dieselben als ohnmächtige Gottheiten aus ihrem Tempel, überhäufen sie mit Vorwürfen, Schimpfreden, und zuweilen mit Schlägen. „Wie? du häßlicher Geist, sagen sie, wir „beherbergen dich in einem prächtigen Tempel,

wir

„wir kleiden dich in goldenen Schmuck, wir näh„ren dich, wir zünden dir Weihrauch an; und „alle unsre Sorgfalt macht dich nur zum Undank„baren, der uns das verweigert, warum wir bit„ten?„ Sie binden die Bildsäule mit Stricken, und schleppen sie in den Straßen durch den tiefsten Koth. Erlangen sie nun von ohngefehr das, warum sie baten, so waschen sie den Gott mit vielen Ceremonien, stellen ihn wieder in den Tempel, fallen vor ihm auf die Knie, und suchen alle mögliche Entschuldigungen auf, um es ihm abzubitten, daß sie ihn so schlecht behandelt haben.

Corea.

ist eine große Halbinsel, die sich in den Meerbusen zwischen Tschina und Japan hinein erstreckt. Auf der Nordseite hängt sie mit dem Lande der Mantschu-Tartaren zusammen. Das Land ist dem Sinesischen Kaiser zinsbar. Die Kälte ist in Corea ausnehmend groß. Es fällt in manchen Jahren eine solche Menge Schnee, daß man sich unter demselben, Wege aushöhlen muß, um von einem Hause zum andern zu kommen. Die Einwohner der nördlichen Küste leben blos von Gerste. In den andern Gegenden ist das Land ziemlich fruchtbar. Man findet in Corea besonders eine erstaunliche Menge Schlangen und andrer giftigen Thiere.

Bei Corea fingen die Mantschu-Tartaren ihre letzten Eroberungen an, in denen sie sich Tschina unterwarfen. Damals war Essen und Trinken die einzige Beschäftigung der Einwohner. Seit ohngefehr sechzig Jahren haben sie von den Japanesen den Tobacksbau gelernt.

Obgleich der König von Corea die Abhängigkeit vom sinesischen Kaiser durch Zahlung eines Tributs anerkennt, so hat er doch eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen. Keiner derselben, selbst die Großen nicht ausgenommen, hat das Eigenthum über seine Ländereien. Die Einkünfte, die sie davon genießen, hängen ganz von dem Gefallen des Königs ab. Die Gerichte verfahren hier äußerst strenge. Ein Aufrührer wird mit seinem ganzen Geschlecht ausgerottet; sein Haus wird umgerissen, und niemand wagt es, dasselbe wieder aufzubauen. Eine Frau, die ihren Mann tödtet, wird auf einer Heerstraße lebendig bis an die Schultern in die Erde gegraben; neben ihr legt man ein Beil hin, mit welchen alle Vorübergehende, die nicht von der Classe des Adels sind, ihr einen Schlag auf den Kopf geben, bis sie den Geist aufgiebt. Die Stadt, wo das Verbrechen begangen worden ist, verliert ihren Gouverneur, und geräth in die Abhängigkeit von einer andern Stadt.

Tschinesische Tartarei.

Das Land, welches überhaupt den Namen der großen Tartarei führt, ist von großem Um-

fange. Es erstreckt sich zwischen Tschina und Sibirien vom östlichen Ocean bis ans Caspische Meer. Man theilt es in die sinesische und in die unabhängige Tartarei. Die vornehmsten Völkerschaften in der sinesischen Tartarei sind die Mantschu-Tartaren und die Mogolen; letztere theilen sich in die schwarzen Mogolen und in die gelben oder Kalkas-Mogolen. Diese Völkerschaften waren mehrere Jahrhunderte hindurch unter dem Namen der Türken bekannt, den die Griechen aus Constantinopel ihnen gaben. Im dreizehnten Jahrhundert machten sie sich, unter Anführung des großen Tschingis oder Gengis-Khan, durch ihre Eroberungen und ihre Tapferkeit, unter den Namen der Mogolen und Tartaren bekandt.

In den großen von den Mantschu-Tartaren bewohnten Strecken Landes wächst eine sehr kostbare Pflanze, Jin-seng und von den Mantschu's Orbota genannt. Man rühmt sehr ihre Kraft, verschiedene Krankheiten zu heilen, und eine ganz zerrüttete Leibesbeschaffenheit wieder herzustellen. Sie hat beständig den vorzüglichsten Reichthum der östlichen Tartarei ausgemacht. Zu Peking bezahlt man die Unze dieser Medicin mit sieben Unzen Silber. Eine Menge Botaniker begeben sich in jene Wüsten, um diese Pflanze zu suchen. Auf einer solchen Wanderung sind sie genöthig, ihre Pferde und ihr Gepäck zu verlassen; sie nehmen weder Zelte noch Betten, noch andern Vorrath mit sich, als einen Sack mit geröfteter Hirse. Der Officier, der in

einiger Entfernung an einem Orte campirt, wo die Lebensmittel ihm nicht mangeln können, muß von dem Fortgang der Arbeit durch diejenigen unterrichtet werden, welche den Auftrag haben, den Botanikern ihren Vorrath von Rindfleisch und Wildpret zu bringen. Die größte Gefahr, der sie ausgesetzt sind, kommt von den wilden Thieren, besonders von den Tigern her. Wenn auf das Zeichen, das man giebt, um den Standpunct zu verändern, einer von ihnen nicht erscheint, so schließt man daraus, daß er zerrissen ist. Die Wurzel ist an der Jin-seng-pflanze das einzige, das in der Medicin gebraucht wird. Je dicker und fester sie ist, desto mehr wird sie geschätzt.

Die Mantschu-Tartaren sind gleichsam die Herren aller übrigen Nationen dieser Gegenden. Ihr Oberhaupt ist der sinesische Kaiser. Sie haben keine Tempel und Götzenbilder, und richten ihre religiösen Handlungen an den Kaiser des Himmels. Ihre Sprache ist, unter der jetzigen Regierung, am Hofe zu Peking eben so gemein, als die sinesische. Sie ist erstaunlich reich an Worten. Z. B. einen Hund zu benennen, haben sie über dreißig Worte. Außer den besondern Arten der Hunde, als Pudel, Spitz, Windhund Dachshund ꝛc. haben sie einen besondern Namen für einen Hund, der rauhe Ohren, einen langen dicken Schwanz hat; einen andern für einen Hund, der eine lange Schnauze und große Ohren hat; einen andern für einen Hund, der an gewissen

Stellen des Leibes Flecke hat, u. s. w. Für das Pferd, das Lieblingsthier der Tartaren, hat die Mantschusprache noch über zwanzigmal so viel Ausdrücke, als für den Hund; besondere Namen, wenn es diese oder jene Farbe, ein gewisses Alter, verschiedene Eigenschaften, und so gar je nachdem es verschiedene Bewegungen hat.

Auf der Westseite des Landes der Mantschu liegt das Land der Mongolen oder Mungalen, oder durch eine gemeine Abkürzung, Mogoln. Die Europäer nennen es gewöhnlich die Mongolei; es erstreckt sich nach Süden bis an die große Mauer von Tschina. Dieser Theil der Tartarei ist der Schauplatz der größten Handlungen gewesen, die die Geschichte den östlichen und westlichen Tartaren beilegt. Hier entstand das große Reich des Tschingis-Khan und seiner Nachfolger, und hier hatte es seinen vornehmsten Sitz. Hier sahe man mehrere Jahrhunderte hindurch blutige Kriege und berühmte Schlachten, die über das Schicksal mehrerer jetzt zerstörten Monarchien entschieden. Hier wurden mehreremale alle Reichthümer des südlichen Asiens zusammengebracht und wieder zerstreut. In diesen Wüsten endlich wurden lange Zeit die Künste und Wissenschaften gebildet, man sahe viele mächtige Städte blühen, von denen man jetzt kaum noch die Spuren erkennt, und deren Namen selbst vergessen sind.

Die Mongolen theilen sich in die Kalkas und in die Eluthen; letztere wohnen in den westlichen

lichen Gegenden, bis ans Caspische Meer. Sie sind meistens von mittelmäßiger Größe, aber stark, haben ein breites, plattes Gesicht, eine braune Farbe; ihr Haar ist schwarz, und so stark wie Pferdehaar; sie haben nur wenig Bart. Sie sind schmutzig in ihren Zelten, und unreinlich in ihren Kleidern; sie leben mitten unter dem Mist ihrer Thiere, den sie statt Holz auf dem Heerde brauchen. Ihre größte Geschicklichkeit zeigen sie auf der Jagd, und in der Kunst, die Pferde zu regieren. Der Abscheu vor der Arbeit macht, daß sie die wildwachsenden Kräuter den Früchten des Ackerbaus vorziehen. Sie schätzen die Dinge nur nach dem Nutzen, den sie davon haben, ohne auf die Seltenheit oder Schönheit Rücksicht zu nehmen. Sie sind von einem fröhlichen und offenen Character, und immer zur Freude geneigt. Ihre Lebensart und Wohnung ist, so wie bei andern barbarischen Völker, einfach und herumirrend.

Die zahlreichste und berühmste von allen Mogolischen Nationen, die von Tschina abhangen, ist die der Kalkas oder gelben Mongolen. Sie hat ihren Nahmen von dem Flusse Kalka, und besitzt einen Strich Landes, der sich über zweihundert Meilen von Osten nach Westen ausdehnt. Die Kalkas, so wie die andern Mongolischen Nationen, verehren den Götzen So. Den Lama's, die ihre Priester sind, leisten sie einen blinden Gehorsam, und geben ihnen das schönste und beste, was sie haben. Unwissenheit ist das Theil dieser

Priester; sie gelten schon für gelehrt, wenn sie die heiligen Bücher in Tibetischer Sprache lesen können. Dennoch lassen sich die Herren der Nation von ihnen lenken, und gestehen ihnen bei allen öffentlichen Gelegenheiten den Vorrang zu. Die Mogolischen Lama's haben einen Abgeordneten an ihrer Spitze der unter dem Dalai-Lama von Tibet steht: er heißt Kotuktu. Der Kotuktu der Kalkas bewohnt verschiedene Zelte. Er sitzt in dem größten derselben auf einer Art von Altar, wo er die Ehrfurchtsbezeugungen mehrerer Nationen annimmt. Er erwiedert niemanden seinen Gruß. Die Großen und das Volk betrachten ihn als einen Gott, und erweisen ihm eben die Anbetung, als dem Fo selbst. Ihre thöriate Verblendung gebt so weit, daß sie ihn für allwissend und untrüglich halten. Sie bilden sich ein, daß er schon vierzehnmal gebohren ist, und wenn seine Zeit zu Ende ist, wieder gebohren werden wird.

Der Dalai-Lama, oder oberste Priester aller jener tartarischen Gegenden ertheilt seinen Lama's verschiedene Grade der Macht und Würde, der höchste ist der eines Kontuktu oder lebendigen Fo. Diese hohe Würde aber wird nur wenigen zu Theil. Der berühmteste Kotuktu ist der der Kalkas, der sich sogar der Obergewalt des Dalai-Lama entzogen hat. Sein Ansehen steht so fest, daß jeder, der an seiner Göttlichkeit, oder wenigstens an seiner Unsterblichkeit zweifelte, ein Abscheu der ganzen Nation seyn würde. Der Kotuktu hat keine bestandige

Woh-

Wohnung, wie der Dalai-Lama; er hauset bald hier, bald dort. Er ist beständig von einer großen Menge Lama's und bewaffneter Mogoln umgeben, die sich von allen Seiten her versammeln, besonders wenn er seinen Wohnsitz verändert. Nur die Häupter seines Stammes, oder andre Herrn von demselben Range, dürfen sich ihm nähern. Das Volk glaubt, daß er mit abnehmendem Monde alkert, und mit dem Neumonde sich verjüngt. An großen Festtagen erscheint er unter einem prächtigen Thronhimmel von sinesischem Sammet, unter dem Getöse der Instrumente. Er sitzt auf einem großen sammtenen Kissen mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, und hat auf jeder Seite ein Bildniß seines Gottes neben sich. Man zündet ihm Weihrauch an, und setzt ihm Liqueure und eingemachte Sachen in porcellainenen Gefäßen vor.

Die Kalkas hatten ehedem ihren Khan, der von der Familie des Tschingis abstammte; aber in einem unglücklichen Kriege mit den Eluthen, ihren Nachbarn, unterwarfen sie sich der Oberherrschaft von China, um Beistand gegen ihre Feinde zu erhalten.

Tibet

ist ein beträchtlicher Theil des Landes der Kalmücken; es liegt der Tartarei gegen Süden; von der kleinen Buckarei ist es durch eine große Sandwüste getrennt; ostwärts grenzt es an Tschina, und westwärts an Indostan, oder das Reich des

großen Moguls; auf dieser Seite versperren ungeheure auf einander gethürmte Berge den Zugang. Dies sind die Gebirge, aus denen der Indusstrom entspringt. Ein Theil dieses Landes, das große und kleine Tibet, wird von Fürsten regiert, die von dem großen Khan der Kalmücken abhängig sind: Ihr Reichthum besteht in Bergcrystall, Moschus und Pelzwerk. Sonst sind sie eben so rauh und unwissend, als alle die im nördlichen Asien zerstreuten Casten. Männer und Weiber liegen auf der bloßen Erde; sie essen das Fleisch roth, waschen sich nie, weder Gesicht noch Hände; gegen die Fremden sind sie gefällig und freundlich.

Im Tibet verehrt man ebenfalls den Götzen, den die Sineser Fo, und die Lama von Tibet La nennen. Dieser Fo oder La lebt beständig in der Person des Dalai-Lama körperlich fort. Das Götzenbild, welches die Einwohner verehren, hat neun Köpfe, die sich in einem Kegel von ungeheurer Höhe endigen; es führt den Namen Manipp.

Der Dalai-Lama, der für den Leiblichen Gott Fo gehalten wird, führt den Namen des ewigen Vaters. Dalai-Lama, oder Großlama, bedeutet so viel als oberster Priester. Als Gott betrachtet, nennt man ihn den Himmlischen Vater, und legt ihm alle Eigenschaften der Gottheit, besonders die Allwissenheit bei. Weil die Einwohner die Meinung haben, daß die Gottheit in ihm fortlebt, so halten sie ihn eben deßwegen für unsterblich; wenn er zu sterben scheint, sagen sie,

verändert er nur seine Wohnung, und der glückliche Ort, wo er zu finden ist, wird durch gewisse Zeichen entdeckt, die die Tartarischen Fürsten von den andern Lama's erfahren müssen; weil diese allein wissen, welches das Kind ist, das die Stelle des Oberlama ersetzen soll.

Der Großlama sitzt in einem innern Zimmer seines Pallastes, das mit Gold und Silber ausgeschmückt und mit einer Menge Lampen erleuchtet ist, auf einem mit kostbaren Decken belegten Bette. Seine Anbeter, wenn sie sich ihm nahen, werfen sich vor ihm nieder, mit dem Kopf bis auf die Erde, und küssen ihm die Füße mit unglaublicher Ehrfurcht. Er hat immer das Gesicht bedeckt, und läßt sich nur denen sehen, die um das Geheimniß wissen. Um den Fuß des Berges, auf welchem der Dalai-Lama residirt, wohnen über zwanzigtausend Lama's, näher oder weiter von jenem entfernt, je nachdem ihr Rang sie mehr oder weniger würdig macht, sich ihrem Oberpriester zu nähern. Die Khans und andere Fürsten müssen den Dalai-Lama eben sowol und auf eben die Art anbeten, als die niedrigsten ihrer Unterthanen. Er bewegt sich nicht, wenn sie ihm ihre Ehrerbietung bezeigen; die einzige Gnade, die er ihnen zukommen läßt, ist, daß er seinen Anbetern die Hand auf den Kopf legt; und diese glauben dadurch von allen ihren Sünden gereinigt zu seyn. Man sagt, daß die Großen von Tibet sehr bemüht sind, etwas von den Excre-

menten des Oberlama zu erhalten, welches sie um den Hals tragen; und daß die Lama's aus der Vertheilung der Excremente und des Urins ihres Oberpriesters großen Vortheil ziehen. Seine Anbeter glauben, daß sie durch den Besitz dieser Kostbarkeiten vor allen körperlichen Schwachheiten gesichert sind. Sonst besaß der Oberlama nur geistliche Macht; mit der Zeit aber ist er auch weltlicher Herr geworden: er besaß sich aber nicht mit der Regierung seiner Länder, sondern läßt seine weltlichen Geschäffte durch zwei Khans verwalten, die ihm alles das liefern müssen, was zur Unterhaltung seines Hauses nöthig ist. So macht er sich von aller Sorge und Arbeit los, und behält sich nur den Genuß vor. Das ist klug eingerichtet.

Keine Religion breitet sich so weit aus, als die des Großlama. Außer Tibet, welches der Mittelpunct derselben ist, ist sie im ganzen Indien, in Tschina, in der östlichen Tartarei von einem Ende zum andern verbreitet. Um eine so weitläuftige Macht zu behaupten, hält er in den verschiedenen Ländern Vicarien; dieß sind die schon genannten Kotuktu's; ihre Anzahl geht nie über zweihundert. Die Anzahl der Lama's ist unglaublich; es giebt wenige Familien in Tibet, zu denen nicht irgend ein Lama gehörte. Sie leben alle im ehelosen Stande, und entsagen den weltlichen Würden und Geschäfften. Sie regieren aber die Fürsten, nehmen die ersten Stellen

in

in den Versammlungen ein, üben eine unumschränkte Gewalt über ihre Anhänger, die ihnen alle Kostbarkeiten bringen, die sie nur haben.

Japan.

Dieses Reich ist in aller Absicht von der übrigen Welt abgesondert, theils durch die Meere, die es umgeben, und theils durch die Gesetze, die den Fremden den Eingang verbieten. Es besteht aus einer großen und verschiedenen kleineren Inseln, die im großen Orientalischen Meere, Korea und der östlichen Tartarei gegen Morgen, liegen. Die Holländer allein haben die Erlaubniß, nach Japan zu kommen; und die Holländische Ostindische Compagnie schickt jährlich eine Gesandtschaft dahin, bei welcher Gelegenheit ihre Minister die Freiheit haben, am Hofe zu erscheinen, um dem Kaiser für seine Wohlthaten zu danken. Bei einer solchen Gesandtschaft im Jahr 1690, landeten die holländischen Schiffe in dem Hafen Nankasaki. Dieser Hafen ist mit hohen Bergen umgeben, und außerdem durch verschiedene runde Bastione befestigt. Auf dem Gipfel der Berge stehen mehrere Wachen. Von hier aus beobachtet man beständig durch Fernröhre alles, was auf dem Meere vorgeht, um dem Stadtmagistrat Nachricht davon zu geben. Zwanzig Japanische Ruderfahrzeuge kamen noch denselben Tag dem Holländischen Schiffe entgegen. Die Holländer ankerten drei-

hun-

hundert Schritt von der Stadt. Nun kamen zwei Officiere vom Gouvernement mit ihrer schriftlichen Commission an Bord, begleitet von einer großen Anzahl Commis, Dolmetscher und Soldaten. Sie ließen sich eine Liste von allen auf dem Schiffe befindlichen Personen geben, und riefen jeden der Neuangekommenen namentlich vor, untersuchten sie vom Kopf bis zu den Füßen, schrieben dann ihren Namen, ihr Alter und ihre Geschäffte auf. Dann wurden noch fünf oder sechs Personen, jeder besonders, über die Umstände der Reise gefragt; d. h. man fragte sie, woher sie kämen, wann sie abgereist wären, wie lange sie unterweges gewesen, ob sie schon irgend einen andern Hafen besucht hätten. Man that noch verschiedene andre Fragen, und schrieb alle Antworten auf. Dann besetzte man jeden Winkel des Schiffes mit Soldaten und Commis; man ließ sich alle Waffen und alles Pulver ausliefern, und brachte es in Sicherheit.

Unter den Inseln, die das Reich Japon ausmachen, unterscheidet man besonders drei grosse; die vornehmste davon heißt Nipon oder Niphon; diese giebt auch dem ganzen Reiche den Namen. Rund umher liegen noch andere, kleinere oder größere Inseln, die von kleinen Fürsten regiert werden. Ein Theil von der Halbinsel Corea steht unter der Oberherrschaft des Japanischen Reichs.

Das

Das Japanische Reich ist mit einem stürmischen Meere umgeben, und mit Bergen, Felsen und Sandbänken eingefaßt, wodurch seine Küsten fast umzugänglich gemacht werden. Die Einwohner dieser von der Natur gleichsam abgesonderten Welt, finden in ihrem Lande alles, was zu ihren Bedürfnissen, Bequemlichkeiten, und zu den Vergnügungen des Lebens gehört.

Die Regierung von Japan ist immer monarchisch gewesen; der erste Kaiser soll 660 Jahr vor Christi Geburt regiert haben. Er führte den Titel eines Dairi oder Halbgottes. Seine Nachkommen, die jetzt auf dem Throne sind, haben die weltliche Regierung nicht mehr; diese haben die ehemaligen commandirenden Generale der Truppen an sich gerissen, die jetzt ebenfalls den Kaisertitel führen, und eigentlich das Land beherrschen. Es giebt also zwei Kaiser in Japan, einen geistlichen oder Dairi, und einen weltlichen, der Cubosama heißt. Jener residirt zu Meaco; dieser zu Jedo, der eigentlichen Hauptstadt und Residenz. Die Dairis haben nur noch den Schein der Herrschaft, und ihre Macht erstreckt sich blos über kirchliche Angelegenheiten. Da der Dairi auch kene Besitzungen hat, so sorgt der Cubosama für seinen Unterhalt. Statt des ehemaligen Gehorsams erzeigt man dem Dairi jetzt eine beinah göttliche Ehre; man betrachtet ihn als den obersten Prester, dessen Person heilig ist. Er selbst sucht diese Meinung von sich zu erhalten.

Ein geistlicher Kaiser von Japan würde seine Heiligkeit zu entweihen glauben, wenn er nur mit der Spitze des Fußes, die Erde berührte; er läßt sich von Männern tragen, wenn er irgend wohin will. Er setzt sich nie der freien Luft, noch dem Sonnenlichte aus; denn er hält die Sonne nicht für würdig, seinen Kopf zu bescheinen. Die geringsten Theile seines Cörpers haben eine solche Heiligkeit, daß er sich weder Haar, noch Nägel, noch Bart abzunehmen wagt. Man schneidet ihm diese Auswüchse im Schlafe ab, weil alsdann der Dienst, den man ihm leistet, für einen Diebstahl angesehen wird. Um es nicht gar zu strenge zu nehmen, stellt er sich auch wol nur so, als wenn er schliefe, wenn man ihm den Bart abnimmt; eben so ist ihm auch wol erlaubt, in sein Zimmer zu gehen, ohne sich tragen zu lassen, weil sonst sein Leben gar zu bequem seyn würde. Sonst war er auch genöthigt, einige Stunden des Morgens auf dem Throne zu sitzen, mit der kaiserlichen Krone auf dem Haupte, in einer vollkommenen Unbeweglichkeit, welche als eine Bedeutung der Ruhe des Reichs angesehen wird. Man hat ihn aber von dieser lästigen Ceremonie befreit, und es ist schon genug, wenn er die kaiserliche Krone auf dem Throne läßt, unter dem Vorwand, daß ihre Unbeweglichkeit, die auf diese Art noch sicherer ist, eben dieselben Wirkungen hervorbringt. Jeden Tag bringt man dem Dairi seine Nahrung in neuen, aber gemanen irdenen Gefä damit man, ohne übermäßigen Aufwand,

wand, alle Tage das zerbrechen könne, was auf seinem Tische gewesen ist. Die Japaneser haben den Glauben, daß Mund und Kehle den Laien schwellen würden, wenn sie von diesem heiligen Geräthe äßen. Eben so ists mit den heiligen Kleidern des Dairi; wer sie ohne ausdrückliche Erlaubniß trüge, würde durch ein schmerzhaftes Schwellen der Glieder bestraft werden. Man sagt, daß man dem Dairi täglich ein prächtiges und kostbares Mahl bereitet, mit einer großen Musik, in zwölf Zimmern des Pallastes; nachdem er sich erklärt hat, in welchem Zimmer er essen will, so wird diese ganze Pracht auf einem einzigen Tisch vereinigt. Das ist ohngefehr eben so sonderbar, als wenn unter uns, wie es wol geschieht, jemand, der ziemlich sicher ist, daß er allein speisen wird, für funfzehn Personen anrichten ließe. Alle die Personen, welche den Hof des Dairi ausmachen, rühmen sich, so wie er, Abkömmlinge eines Geschlechts von Halbgöttern zu seyn. Sie zeichnen sich durch eine besondre Kleidung aus. Das Studium der Wissenschaften ist die vornehmste Beschäfftigung dieses Hofes.

7. Alle fünf oder sechs Jahr macht der Kaiser Cubosama dem Diari einen feierlichen Besuch. Ueber den Zubereitungen zu dieser Reise geht ein ganzes Jahr hin. Das Gefolge des Kaisers, welches sich, bei seiner Ankunft in der geistlichen

Haupt-

Hauptstadt versammelt, ist so zahlreich, daß hunderttausend Häuser, woraus Meaco besteht, nicht hinreichend sind, es zu beherbergen, und man genöthigt ist, außerhalb der Stadt Zelte aufzuschlagen. Es ist ein großes Schloß in der Stadt, welches blos dazu bestimmt ist, den Cubosama aufzunehmen. Der Zweck dieses Besuches ist, daß der Cubosama dem Diari, wie ein Vasall seinem Oberherrn, huldigt. Man erzählt, daß dem Kaiser während des Besuchs eine silberne Tasse mit Wein gebracht wird; er trinkt den Wein aus, zerbricht die Tasse, und behält die Stücken davon. Diese Ceremonie soll ein augenscheinlicher Beweis der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit seyn; es ist aber weiter nichts als Ceremonie, denn der Cubosama genießt einer unumschränkten Gewalt. Die Hälfte von Japan ist sein Eigenthum; die Zölle und Abgaben fliessen in seinen Schatz; er ist Befehlshaber der Truppen.

So leicht es dem Cubosama ist, Schätze zu sammeln, so schwer ist es für die Großen, Reichthümer zu erwerben, weil sie um des Kaisers willen sehr großen Aufwand machen müssen. Alle Statthalter müssen sechs Monat im Jahr in Jedo zubringen, wo sie sich in großem Pomp zeigen müssen. Die übrigen Herren müssen wenigstens alle zwei Jahr, und jedesmal, wenn sie eingeladen werden, nach der Residenz kommen. Bei tausend Gelegenheiten müssen sie Gastmähler und

Feste

Feste geben, die ihnen viel kosten. Wenn der Kaiser eine beträchtliche Unternehmung gefaßt hat, überträgt er die Ausführung einer Anzahl von Herren, die die Kosten dazu hergeben müssen. Wenn ein Fürst oder Herr ein Haus bauet, muß er außer der gewöhnlichen Thür noch eine andre machen lassen, die mit prächtigen Säulen geziert, verguldet und lackirt seyn muß. Sie wird mit Brettern bedeckt, um sie in ihrer Schönheit zu erhalten, bis es dem Kaiser einmal gefällt, dem Herrn des Hauses einen Besuch zu machen, der dann ein prächtiges Gastmahl anstellen muß. Die Einladung geschieht drei Jahre vorher, und die ganze Zwischenzeit wird zu den Zubereitungen gebraucht. Der Kaiser allein geht durch die vergoldete Thür ein.

Die Japanesen sind überhaupt übel gebaut. Ihre Farbe ist gelb. Sie haben kleine Augen, dikke Beine, und eine Statur, die noch unter dem Mittelmäßigen ist. Ihre Kleidung ist einfach und edel. Die Großen und alle von Adel, tragen lange schleppende Röcke von schönen Seidenstoffen mit Gold- und Silberblumen gewirkt. Um den Leib haben sie kleine Scherpen. Den Unterrock, der auch von kostbarem Zeuge ist, gürten sie mit einer breiteren Scherpe. Bei den Bürgerlichen gehen die Kleider nur bis ans Knie, und die Ermel bis an den Ellenbogen.

Die Japanesen haben vortreffliche Geistesfähigkeiten, besonders eine gute Einbildungskraft. Es sind vortreffliche Redner und Dichter unter ihnen.

Ihr vornehmstes Talent zeigen sie auf dem Theater. Ihre Maler arbeiten in einem besonders guten Geschmack; sie malen aber nur Vögel, Blumen und andre Naturproducte. Ihre Gelehrten schreiben viele Bücher, und ihre Bibliotheken sind sehr zahlreich. Der Ehrtrieb ist das vornehmste Gefühl der Japaneser; daraus entstehen ihre meisten Tugenden und Fehler. Sie sind offenherzig, redlich, gute Freunde, treu bis zum Bewundern, gefällig, großmüthig, zuvorkommend, ohne Anhänglichkeit an Reichthümer. Es giebt auch kein gebildetes Volk, welches im Allgemeinen ärmer wäre, als die Japaneser. Man findet bei dem gemeinen Manne nur das ganz Nothwendige; aber alles ist bei ihnen von der angenehmsten Reinlichkeit; und auf ihren Gesichtern liest man vollkommene Zufriedenheit und allgemeine Verachtung des Ueberflusses. Alle Reichthümer dieses mächtigen Staats sind in den Händen der Fürsten und Großen. Nirgends geht die Pracht weiter, als hier; und die Geschichte der reichsten Monarchien zeigt nichts in der Art, welches das, was man in Japan sieht, überträfe; und, was am meisten zu bewundern ist, das Volk fühlt keinen Neid darüber.

Das Ehrgefühl hat auch in den niedern Ständen außerordentliche Wirkungen. Ein Mann von der niedrigsten Classe des Volks findet sich beleidigt über einige Ausdrücke, die nicht gehörig abgemessen sind, selbst von einem großen Herrn. Die Tochter einer Soldatenwittwe wurde die Geliebte eines gros-

sen Herrn. Die Mutter, die das Glück ihrer Tochter erfährt, schreibt ihr einen Brief, worin sie um einige Unterstützung in ihrem Elend bittet. Der Herr kömmt dazu, als das Mädchen den Brief ihrer Mutter lieset; er verlangt, die Schrift zu sehen. In der Nothwendigkeit, die Schande ihrer Mutter zu entdecken, weiß das Mädchen keinen andern Rath, als das Billet zu verschlucken. Dieß thut sie mit einer solchen Schnelligkeit, daß sie daran erstickt. Der Herr, der eine Untreue in dem Briefe vermuthet hatte, läßt den Schlund öffnen. Er erfährt den Inhalt des Briefes; und um sich in seinem Schmerze zu trösten, läßt er die Mutter kommen, und unterhält sie im Ueberfluß bis an ihren Tod.

Der Japanese ist von Natur gottesfürchtig; er leidet die Wahrheit, die ihn verurtheilt; er gesteht sein Unrecht ein, wenn man es ihm vorhält. Er will von seinen Verpflichtungen und von seinen Fehlern unterrichtet seyn; und man versichert, daß alle Leute von Stande einen vertrauten Bedienten um sich haben, der weiter nichts zu thun hat, als auf ihre Fehler und Vergehungen Acht zu haben, und ihnen solche zu sagen. Unredlichkeit wird in Japan verabscheut, und die kleinste Lüge mit dem Tode bestraft. Selten hört man einen Japaneser klagen. In den größten Widerwärtigkeiten behalten sie fast alle eine Standhaftigkeit, die beinah unglaublich ist. Ein Vater verurtheilt seinen Sohn zum Tode, ohne Veränderung des Gesichts, und

ohne deswegen aufzuhören, Vater zu scheinen. Die Beispiele davon sind so gemein, daß sie gar keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Herren, die Väter, und Männer, haben das Recht über Leben und Tod, über ihre Vasallen, Weiber und Kinder.

Der Japanese schätzt sich sehr, und verachtet jeden Fremden, nicht allein wegen des hohen Begriffes von seiner Nation, sondern weil er niemands bedarf, und nichts fürchtet, selbst den Tod nicht, dem er mit einer wilden Fröhlichkeit entgegen zu sehen scheint. Die kleinste Ursach kann ihn dahin bringen, sich das Leben zu nehmen.

Man findet in der Geschichte der Japanesen die schönsten Züge von Edelmuth, und fürchterliche Wunder des Muthes.

Eine Frau war mit drei Knaben Wittwe geworden, und mußte sich von ihrer und ihrer Söhne Arbeit ernähren. Da sie aber nicht genug verdienen konnten, die ganze Familie zu erhalten, so faßten die Jünglinge, blos in der Absicht, ihre Mutter anständig zu versorgen, einen seltsamen Entschluß. Man hatte seit einiger Zeit öffentlich bekannt gemacht, daß jeder, der der Gerechtigkeit einen Dieb überliefern würde, eine ansehnliche Summe erhalten sollte. Jene drei Söhne machten also unter sich aus, daß einer von ihnen als Dieb angesehen werden, und die beiden andern ihn vor den Richter führen sollten. Sie looseten, und das Loos traf den jüngsten. Seine Brüder banden ihn, und führten ihn als einen Verbrecher fort. Der Richter

ter frägt ihn; und jener antwortet, daß er gestohlen habe. Man wirft ihn ins Gefängniß; und diejenigen, die ihn ausgeliefert haben, erhalten die versprochene Summe. Voll brüderlicher Liebe, und mit einem theilnehmenden Herzen, das über ein so theures Opfer erweicht ist, finden die Jünglinge Mittel, ebenfalls in das Gefängniß zu kommen; und da sie von niemanden gesehen zu werden glauben, überlassen sie sich ihrer ganzen Zärtlichkeit. Ein Officier, den das Ohngefehr zum Zeugen ihrer Umarmungen und ihrer Thränen machte, wurde von diesem Anblick ausnehmend gerührt. Er befiehlt den beiden Angebern, ihm zu folgen und ihm die Ursach eines so sonderbaren Betragens anzuzeigen. Indessen erfährt er, daß die beiden jungen Leute in ein Haus gegangen wären, und daß man sie ihr Abenteur einer Frau habe erzählen hören, die ihre Mutter wäre; daß diese bei der Nachricht ein klägliches Geschrei ausgestoßen, und ihren Kindern befohlen habe, die erhaltene Summe wieder zurück zu bringen, weil sie lieber Hungers sterben, als durch das Unglück ihrer Söhne ihr Leben verlängern wolle. Der Richter, dem man die Sache vorträgt, wird von Mitleiden und Bewunderung durchdrungen. Er läßt den Gefangenen kommen, und wiederholet das Verhör; da er aber sieht, daß dieser standhaft dabei beharret, sich für schuldig zu erkennen, so erklärt er ihm endlich, daß er alles wisse. Nachdem er ihm alle Umstände gesagt hat, umarmt er ihn zärtlich. Er eilt hierauf, dem Eu-

bosama Bericht abzustatten. Der Kaiser, voll Freude über eine so heldenmüthige Handlung, verlangte die drei Brüder zu sehen, überhäufte sie mit Liebkosungen, und wies dem jüngsten fünfzehnhundert, den andern beiden aber jedem fünfhundert Thaler Einkünfte an.

Zwei Edelleute begegneten einander auf einer Treppe des kaiserlichen Pallastes. Es traf sich, daß ihre Degen an einander stießen. Der, welcher die Treppe hinunter stieg, fand sich darüber beleidigt; der andre entschuldigte sich, und betheuerte, daß es ein bloßer Zufall wäre. Außerdem, setzte er hinzu, wäre das Unglück so groß nicht, da es nur zwei Degen wären, die einander berührt hätten, und der eine wol so viel werth wäre, als der andre. Ich will Ihnen beweisen, versetzte der erste, daß ein großer Unterschied dazwischen ist; und augenblicklich zieht er seinen Degen, und reißt sich den Bauch damit auf. Der andre steigt eiligst und ohne ein Wort zu erwiedern, die Treppe hinauf, um eine Schüssel, die er in der Hand hält, auf die kaiserliche Tafel zu bringen; kömmt gleich wieder zurück, und sagt zu seinem Gegner, den er in den letzten Zügen findet: Ich würde Ihnen zuvorgekommen seyn, wenn ich nicht im Dienste des Kaisers beschäfftigt gewesen wäre; ich werde Ihnen aber gleich folgen, um zu beweisen, daß mein Degen wol so viel werth ist, als der Ihrige. Sogleich ritzt er sich den Bauch auf, und fällt todt nieder. Es ist allerdings ein großer Muth, so dem Tode

Trotz zu bieten. Ist es aber nicht der höchste Unsinn, ihn um solcher Possen willen zu suchen?

Bei den Gastmählern in Japan sind die Ceremonien ohne Ende. Bei der großen Menge von Bedienten hört man doch nicht ein einziges Wort, und bemerkt nicht die geringste Verwirrung. Die Schüsseln sind mit seidnen Bändern geschmückt. Man trägt keinen Vogel auf, dem nicht Füße und Schnabel vergoldet wären. So ist alles übrige nach Verhältniß aufgeputzt.

Ehedem hatten die Portugiesen sich in Japan etablirt; aber der Stolz und der Geiz der Christen und besonders ihrer Häupter, der Geistlichen, die sogar den Vorrang vor dem Kaiser verlangten, waren Ursach, daß man die Europäer ganz aus dem Lande verjagte, und den christlichen Glauben in Japan ausrottete. Doch ließ man den portugiesischen Kaufleuten ein Handlungscomtoir in dem Hafen Nangasacki. Aber eine Verschwörung gegen die Person des Kaisers bewirkte völlig ihren Untergang; und die Holländer, die schon lange Nebenbuhler der Portugiesen gewesen waren, behielten allein die Freiheit, nach Japan zu handeln. Diese Duldung aber müssen sie sich sehr theuer durch alle die Erniedrigungen erkaufen, die sie sich gefallen lassen müssen. Sie sind auf einer kleinen Insel von Japanesischen Wachen, Spionen und Schließern eingeschlossen. Diese Leute, denen sie noch einen beträchtlichen Lohn bezahlen müssen, nähern sich ihnen nicht anders, als nachdem sie einen feierlichen

Eid geleistet haben, ihnen alle Arten von Verbindung, Zutrauen oder Freundschaft zu versagen. Jeder Japanese, der einige Aufmerksamkeit oder Freundschaft für die Europäer beweist, wird nicht als ein Mann von Ehre angesehen. Daher die Meinung unter den Japanesen, daß es rühmlich und rechtmäßig ist, die Europäer zu übertheuern und zu betriegen, so viel es sich nur thun läßt, ihre Freiheiten und Vortheile zu vermindern, und neue Plane zu ersinnen, um ihre Unterdrückung zu vermehren. Kein Holländer darf einen Brief außer Landes schicken, ohne den Statthaltern eine Abschrift davon zu geben. Eben das gilt von den ankommenden Briefen. Sonst, wenn ein Holländer zu Nangasacki starb, achtete man ihn des Begräbnisses unwürdig, und sein Leichnam wurde ins Meer geworfen; seit einiger Zeit hat man ihnen einen kleinen unnützen Platz zum Begräbniß ihrer Todten angewiesen. Sie müssen alle äusserliche Zeichen des Christenthums unterdrücken. — Diejenige Waare, welche die Japanesen am liebsten von den Europäern kaufen, ist die rohe Seide.

Man kennt wenige Länder, die den Erdbeben so sehr unterworfen sind, als Japan. Sie sind da so häufig, daß die Einwohner sich eben nicht darüber ängstigen, obgleich oft ganze Städte umgeworfen werden. Das gemeine Volk schreibt diese heftigen Erschütterungen einem großen Wallfische zu, der sich unter der Erde bewegt. Man macht eine fürchterliche Beschreibung von den Verwüstungen, die im Jahr 1586. durch Erdbeben verursacht wurden;

sie erstreckten sich von der Provinz Sakaja bis nach Meaco. Die Stadt Jedo wurde fast ganz versenkt, und über zweimal hunderttausend Japaneser wurden unter den Ruinen vergraben. Es ist leicht zu glauben, daß es auch Volcane und warme Bäder in Japan giebt.

Africa.

Es ist dieses große Stück Landes, welches von Asien, und zwar von Arabien, ostwärts durch das rothe Meer; nordwärts von Europa durch das mittelländische Meer getrennt wird. Man kann dessen größte Ausdehnung von Westen nach Osten etwa zwölfhundert deutsche Meilen; und von Norden nach Süden wenigstens tausend Meilen, rechnen.

Diese ungeheure Strecke Landes scheint, so weit sie uns bekannt ist, beinah eine andre Welt zu seyn. Die Menschen sind hier nicht mehr weiß oder gelb, sondern dunkelbraun, und verlieren sich in die tiefste Schwärze; das ganze Thierreich ist merkwürdig wegen der großen Gestalten, und der Menge furchtbarer Arten. Bei der brennendsten Sonnenhitze, die in Indien vortreffliche Früchte erzeugt, finden sich hier unendliche öde Sandwüsten. Die Sitten der Einwohner entsprechen der Rohheit der Natur. Ihre Stumpfheit liefert sie der Barbarei ihrer Tyrannen,

die sie wie das Vieh behandeln, wie das Vieh verkaufen, wie das Vieh tödten; die Tyrannen sind ihre Könige und die Europäer.

Wir fangen in der Nachbarschaft von Asien an, wo wir zwischen dem rothen und mittelländischen Meere, an der nordöstlichen Spitze

Egypten

finden. Dieses Land, schon in den ältesten Zeiten durch die Bibel uns bekandt, verdient alle Aufmerksamkeit. Schon zu den Zeiten Abrahams war es ein nicht unansehnliches Königreich. Nun lebte Abraham nach unserer Zeitrechnung ohngefehr vor viertausend Jahr, ohngefehr vierhundert Jahr nach der Sündfluth. Die Egyptischen Geschichtschreiber, die zwar jetzt nicht mehr existiren, zählen noch weiter hinaus, und man kann ihnen ihre Rechnungen nicht abläugnen. Die Egypter kannten damals schon den Ackerbau und viele Künste, wie es in der Bibel erzählt wird. Ein Volk zusammen zu bringen, dazu gehört Zeit; noch mehr Zeit, ein ganzes Volk unter eine gemeinsame Regierung zu bringen; noch mehr, um den Ackerbau zu lernen; noch mehr, um Steine zu brennen, zu behauen und große Gebäude aufzuführen. Was aber der redendste Beweis für das Alterthum Egyptens ist, ist die Beschaffenheit des Landes.

Es ist ein ziemlich schmales Thal zwischen zwei langen Bergketten; mitten durch dasselbe fließt

ein

ein großer Fluß, der Nil, der alle Jahr das Land überschwemmt. Daraus folgt, daß in seinem natürlichen Zustande das Land unbewohnbar war; denn wer konnte im Wasser und Schlamme einige Monate jedes Jahres wohnen? Das Land mußte erhöhet werden, wo die Menschen ihre Wohnungen, ihre Städte und Dörfer bauen wollten; man mußte die Kunst, Kähne zu bauen und zu brauchen, oder Dämme erfinden, wenn man nicht einige Monate alle Jahr in seinem Dorfe oder seiner Stadt eingesperrt seyn wollte. Wenn also zur Zeit Abrahams schon Egypten ein Königreich war, so mußte es gewiß einige hundert Jahr älter als Abraham seyn.

Um sich der Fruchtbarkeit des Landes zu versichern, mußten die Einwohner allerlei Anstalten machen. War die Ueberschwemmung zu groß, so hatten sie kein Brodt, weil sie nicht früh genug die Aecker bestellen konnten; war sie zu klein, so war das Land dürre, unfruchtbar; denn es regnet in Egypten äußerst selten; und es fehlte ihnen wieder an Brodt. Um also die Ueberschwemmungen in einem gehörigen Maaß zu erhalten, machten sie Canäle, um den Ueberfluß abzuleiten, und Wasserbehältnisse, um den Mangel zu ersetzen.

Die Egypter sind in den ältesten Zeiten im Ruf einer großen Gelehrsamkeit gewesen. Es heißt in der Bibel, daß Moses in allen Wissenschaften der Egyptier unterrichtet war.

Sie hatten insbesondre eine Menge Obelisken oder Pyramiden errichtet, die sie mit Denkmälern bedeckten. Ob sie gleich schon in dem höchsten Alterthum die Buchstabenschrift kannten, so drückten sie doch ihre Denkschriften in Bildern aus. Z. B. statt zu schreiben: Gedenke an die Ewigkeit; mahlten sie eine Schlange, die im Cirkel gewunden den Schwanz in dem Mund hält. Solche Bilder hiessen Hieroglyphen; das heißt, heilige Schrift. Die Priester hatten bei diesen Bildern den Vortheil, daß man ihrer zur Erklärung derselben bedurfte, und daß sie darin legen konnten, was sie wollten; denn sie waren die einzigen, die den Schlüssel dazu hatten.

Vor allen Denkmälern Egyptens sind drei ungeheure Pyramiden die merkwürdigsten, sie sind so ungeheuer groß, daß man ihre Beschreibung für eine Fabel halten müßte, wenn man sie nicht noch heut zu Tage sähe. Hier ist das Maaß der größten, welches auf der Stelle aufgenommen worden ist.

Die Basis ist viereckig und hat auf jeder Seite 110 Klafter, d. i. 660 Fuß.

Die senkrechte Höhe ist $77\frac{3}{4}$ Kl. oder $466\frac{1}{2}$ F.

Außerhalb sind Stuffen, wodurch man bis auf die Spitze steigt.

Die Steine, woraus sie besteht, haben, sagt man, bis an die 30 Fuß Länge. Hundert tausend Menschen sollen an dem Steinbruche, an dem Transport, und an der Aufrichtung der Säule dreißig Jahre gearbeitet haben. Sie wird unter die sogenannten sieben Wunder der Welt des Alterthums gezählt.

Wozu diente aber dieser ungeheure Bau? zum Grabmale eines Königes. Die Pyramide enthält nur ein Gewölbe von sechs Fuß. Welcher Unsinn! Diese drei Pyramiden sind so alt, daß man nicht weiß, welcher König thöricht genug war, sie zu erbauen. Einige glauben, daß die Israeliten zu solchen Pyramiden die Steine brennen mußten.

Es soll hier noch ein andres Wunder der Welt gewesen seyn, ein Pallast, den man Labyrinth nannte; es waren darin, sagt man, über dreitausend Gemächer, die so gebaut waren, daß man sich nicht daraus zu finden im Stande war. Man mußte Geheimniß und Irrthum sehr lieben. Rühmte sich doch einmal ein Prediger, daß man ihm seinen Hauptsatz (sein Thema) nicht leicht aus seiner Predigt herausfinden sollte.

Der See Möris (Moeris), ein drittes Wunder, war zweckmäßiger; er diente dazu, die Ueberschwemmungen des Nils in gehörigem Maaß zu erhalten. Er war von Menschenhänden gemacht, und mußte allerdings groß seyn; aber das wird man schwerlich glauben, daß er, nach dem Bericht eines alten Geschichtschreibers, ohngefehr hundert deutsche Meilen im Umfang und dreihundert Fuß Tiefe hatte. Andre sagen, er betrage ein paar Meilen; das wollen wir eher glauben.

Die Sitten der alten Egyptier, wie sie uns beschrieben werden, haben eben so viel wunderbares, als ihre Kunstwerke, und wir müssen vermuthen, daß es mit denselben eben so wie mit dem See

Möris gegangen ist, daß man ihre Sonderbarkeiten vergrößert hat.

Die Krone war erblich, allein der König war an die Gesetze gebunden; kein Sclave, kein Fremder durfte dem König dienen, damit kein Lasterhafter ihn verdürbe und kein Schmeichler ihn im Vergehen stärkte. Essen und Trinken und alle Geschäffte des Tages waren durch Gesetze bestimmt. Er mußte Gericht halten. Unter ihren Criminalgesetzen waren zwei besonders merkwürdig.

Der Verleumder, oder falsche Ankläger, wurde mit eben der Strafe belegt, als der Beklagte erlitten haben würde, wenn man ihn schuldig befunden hätte.

Derjenige, welcher einem Menschen das Leben retten konnte, und es nicht that, wurde zur Strafe eines Mörders verdammt.

Man durfte nur unter der Bedingung borgen, daß man den Leichnam seines Vaters zum Unterpfande gab; welches schimpflich war, und eine ewige Schande brachte, wenn man ihn nicht auslösete.

Es war nicht erlaubt, wenn man einen Schuldner pfändete, ihm sein Werkzeug zu nehmen. Aber wie mit der Person des Schuldners selbst? Durfte man diese einziehen? Denn konnte er auch nicht arbeiten.

Brüder und Schwestern durften einander heirathen.

Die alten Leute standen in großen Ehren; junge Leute durften sich vor ihnen nicht niedersetzen.

setzen. Die Lacedämonier nahmen dieses Gesetz an.

Die Priester waren hier, wie allenthalben im hohen Alterthume, die einzigen Gelehrten im Lande; sie waren Gottesgelehrte, Gesetzkundige, Aerzte, Astronomen, Sterndeuter, alles. Daher galten sie auch bei dem Könige alles, waren seine Räthe und Minister, folglich die ersten im Lande nach der königlichen Familie. Sie hatten große Güter und waren von allen Abgaben frei; die Bibel sagt uns, Joseph habe diese den Priestern so günstige Einrichtung getroffen. Um alle diese Vortheile für sich und ihre Kinder zu behalten, waren die Priester mit ihren Wissenschaften sehr geheimnißvoll, und theilten sie niemanden mit.

Die höchsten Götter des alten Egyptens waren Osiris und Isis (Bruder und Schwester, Mann und Frau; die Sonne und der Mond) und Horus. Als Vorstellungen der Gottheit verehrten sie allerlei Thiere, Hunde, Katzen, Crocodille, Störche, die sie lebendig in Tempeln verwahrten. Vor allen aber einen Stier, den sie Apis nannten, und der gewisse Merkmale haben mußte.

Die Trauer um verstorbene Verwandten währte 40 bis 60 Tage; die Armen begruben ihre Todten, Reichere verbrannten sie, und noch Reichere ließen sie einbalsamiren, und behielten sie in ihren Häusern oder in Gewölben. Dieses ist es, was wir Mumien nennen, von welchen man heut zu Tage noch in Egypten einige findet.

Nach-

Nachdem ein Mensch gestorben war, wurde über ihn Gericht gehalten. Die Richter saßen jenseit eines Sees, der Leichnam wurde in einem Nachen hinüber gebracht, der Schiffer wurde Charon genannt. Der dazu vom Gesetz verordnete Ankläger mußte gegen den Verstorbenen auftreten, und wenn letzterer schuldig, lasterhaft befunden wurde, sprach man ihm sein Urtheil, und er wurde der letzten Ehre beraubt. Selbst die Könige waren von diesem letzten Gericht nicht frei.

Egypten hatte viermalhunderttausend Mann stehender Truppen (das ist viel in einem so kleinen Lande, zu einer Zeit, wo man keine stehende Armeen hielt); sie hatten jeder sechs Morgen Landes, und bekamen täglich fünf Pfund Brodt, zwei Pfund Fleisch und ein Maaß Wein. (Nun, die standen besser als unsre Soldaten; und zwar in einem Lande, wo wenig oder gar kein Wein wuchs. Was hatte aber der Staat für Einkünfte, um dies alles zu geben?) Niemals aber sind die Egyptier kriegerisch gewesen.

Die Soldaten waren nach den Gelehrten der erste Stand; ihnen folgten die Ackerbauer, die Hirten und die Handwerker und Künstler. Die Kinder mußten alle bei dem Gewerbe ihres Vaters bleiben.

Das Land enthielt achtzehntausend Städte und sieben Millionen Einwohner. (Das beträgt auf jede Stadt noch nicht vierhundert Einwohner, und von 7000000 Menschen lassen sich nicht 400000 Soldaten nehmen. Denn wenn wir auf jeden

Mann

Mann eine Frau und zwei Kinder rechnen, was doch nothwendig seyn muß, so beträgt der Militairstand 1600000, das ist fast der vierte Theil der ganzen Nation.) Merkwürdige Städte waren:

Thebe; sie hatte hundert Thore, war also sehr groß; und so volkreich, daß zu jedem Thore zehntausend Mann Truppen nebst zweihundert Wagen ausgehen konnten; das macht eine Million Soldaten in einer einzigen Stadt, wo im ganzen Lande nur viermalhunderttausend waren. Das heißt aufschneiden! — Uebrigens bleiben von dieser zerstörten Stadt noch ungemein große und bewundernswürdige Ueberbleibsel.

Memphis, eine große schöne Stadt, wo jetzt Cairo liegt.

Sais. Hier war ein Tempel, welcher die Inschrift trug: Ich bin alles, was ist, was war, und was seyn wird; und nie hat ein Sterblicher den Vorhang weggezogen, der mich deckt. Man zweifelt an der Aechtheit der Inschrift.

Heliopolis (die Stadt der Sonne). Hier war es, wo der Vogel Phönix sich auf dem Altare der Sonne alle fünfhundert Jahre verbrannte, und dann wieder in seiner Asche neu auflebte. Der Vogel ist einzig in seiner Art.

Alexandrien ward von Alexander dem großen erbaut, und ward nachher die Hauptstadt und Residenz der Könige von Egypten. Diese Stadt ist sehr berühmt, weil hier die erste große Bibliothek, die erste Academie errichtet wurde, und weil hier

die Philosophie in Aberglauben und Unsinn ausartete. Nahe bei der Stadt war auch ein Leuchtthurm, zum Behuf der Schiffe; der auch zu den sieben Wundern der Welt gezählt wird. Beide bestehen noch.

Alle diese Herrlichkeiten, Wissenschaften, Künste, prächtige Städte sind verloren, nur die drei großen Pyramiden stehen noch. Das Land steht unter der Oberherrschaft des türkischen Kaisers.

Alexandria, Cairo, Damiette, Rosette blüheten ehemals, vor dem 15ten Jahrhundert, durch die Handlung, weil aller Handel von Europa nach Indien hierdurch mußte; als aber 1497 und 1498 Vasco de Gama einen andern Weg nach Indien um Africa herum entdeckte, fiel die Handlung in Egypten und Venedig ungemein, und diese Städte sind nur noch ein Schatten des, was sie vorher waren. Cairo, oder Kahira, oder auch Groß-Cairo, hat ohngefehr zweimalhunderttausend Einwohner.

Die Muhamedanische Religion ist die herrschende; es finden sich auch hier Juden und Christen.

Man schätzt das ganze Land zu fünf bis sechs Millionen Einwohner und zwölfhundert und sechzig Quadratmeilen Landes.

Nubien.

Dieses ist ein fast unbekanntes Land, eine Sandwüste, an der Südwestseite von Egypten. Der Nil fließt dadurch.

Die merkwürdigsten Thiere in Egypten und Nubien sind eine Wasserratze, Ichneumon genannt,

eine

eine Art Storch, die Ibis heißt, das Crocodill, und das Nilpferd.

Das Crocodill hat die Gestalt einer Eidex, ist aber bis fünf und zwanzig Fuß lang. Sein Rachen ist einige Fuß weit, es hat vier Reihen scharfer Zähne, und lange krumme Krallen; seine Haut ist hart und mit Schuppen bedeckt, die die Büchsenkugel kaum durchdringt; mit seinem dicken steifen Schwanze schlägt es einen Kahn um. Es lebt vorzüglich im Wasser, auch in der Luft, läuft mit seinem dicken Leib und kurzen Füßen sehr schnell; nur umkehren kann es sich nicht leicht. Die Neger greifen es an und überwinden es mit ihrem Spieße. Es greift Menschen, Ochsen, Pferde, Tiger an, zerreißt und verschlingt sie.

Das Nilpferd oder Hippopotamus ist viel grösser als ein Ochs, und viel dicker im Leibe, hat eine dicke Haut ohne Borsten, vier große Hauer, zwölf bis sechzehn Fuß lang und beinah fünf Zoll im Umfang dick, die aber nicht aus dem Munde herausstehen; sie wiegen zwölf bis dreizehn Pfund. Sie sind härter als Elfenbein und schlagen Feuer. Mit den Zähnen schlägt es ganze Stücken aus einem Kahn, oder zieht ihn unter Wasser; man sieht ganze Heerden von einigen hunderten ziehn. Es frißt Fische und lebt in der Luft und im Wasser. Es raubt, frißt aber auch Gewächse. Seine Backenzähne sind so groß, daß einige drei Pfund das Stück wiegen. Das Thier wäre sehr furchtbar, wenn

es nicht sanft und träge wäre. Es kann so wenig geschwind laufen, daß es kein Thier ereilt.

Man sagt, der Ichneumon zerstöhre die Eyer des Crocodills.

Der Ibis verzehrt eine Menge Schlangen. Aus diesem Grunde verehrten die Egyptier beide letzte Thiere. Das Crocodill aber vermuthlich aus Furcht. Sie fütterten welche in besondern Behältnissen, und nannten sie heilige Crocodille.

Die Barbarei.

Von Egypten an bis an die Meerenge Gibraltar wird die ganze Küste von Africa die Barbarei genannt. Sie enthält das Königreich Barca, das ostwärts an Egypten gränzt. Dann die Staaten Algier, Tunis, Tripoli, und das Kaiserthum Fez und Marocco.

Alle diese Staaten sind Seeräuber, welche die christlichen Schiffe auf dem mittelländischen Meere angreifen, wegnehmen, und die Mannschaft zu Sclaven machen. Um vor ihnen Frieden zu haben, machen ihnen die europäischen auf dem mittelländischen Meere handelnden Mächte große Geschenke. Diese Seeräuber werden Corsaren genannt. Hier herrscht die muhamedanische Religion.

An dem Orte, wo jetzt Tunis steht, der westlichen Spitze Siciliens gegenüber, war ehemals das berühmte Carthago, das die Römer zerstöhrten, und in dem Lande Fez und Marocco waren die Numi-

dier,

dier, vortreffliche Reuter in den alten Zeiten, die, wie man sagt, ohne Sattel, Steigbügel und Zügel ritten. Die Pferde aus der Barbarei werden sehr geschätzt, und man holt eine große Menge daher. Die Einwohner werden Mauren genannt; man muß sie aber mit den Mohren oder Schwarzen nicht verwechseln; denn sie sind nicht schwarz.

Es sind im Lande eine Menge Löwen, die sich aber, wie man sagt, von den Hirten leicht verjagen und ihren Raub abnehmen lassen sollen. Die Löwen sind nicht überall so geduldig. Man erklärt aber die Furcht der hiesigen daher, daß sie schon die Uebermacht des Menschen kennen gelernt haben.

Diese Theile von Africa haben die Alten schon gekannt, denn ihre Schifffarth reichte bis an die Meerenge von Gibraltar. Allein das Uebrige von Africa, die westliche, südliche und östliche Küste, war ihnen völlig unbekannt. Das Innre des Landes kennen auch wir noch nicht; und man muß über unsre Charten von Africa lachen, die das Innre des Landes und die Vertheilung der Flüsse Senagel, Nil ꝛc. bezeichnen.

Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts ward endlich nach vielen Versuchen die westliche Küste von Africa, und zuletzt auch die südliche und östliche entdeckt.

Schon lange hatte die Vermuthung von der Gestalt der Erde ohngefehr das errathen lassen, was wirklich ist, und die Begierde, den Handel mit Ostindien unmittelbar zu treiben, die Spanier und

Portugiesen vornemlich auf verschiedene Versuche gebracht, die aber bisher noch nie hatten gelingen wollen. 1498. entdeckte und umschiffte Vasco de Gama, ein Portugiese, die südliche Landspitze von Africa, welche man vorerst das Vorgebirge der Stürme, nachher aber das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte. Letzteren Namen führt es jetzt ausschließlich.

Die Entdeckung war vielmals versucht, aber wegen der Gefahren, die mit einer solchen weiten Reise in unbekannten Meeren verbunden sind, immer wieder verlassen worden. Schon hatte man auf einer solchen Entdeckungsreise gegen das Jahr 1430. die Insel Madera entdeckt; jeder nachfolgende Abenteurer ging immer etwas weiter.

Woher kam es aber, daß man in dem 15ten Jahrhundert erst seine Fahrt entdeckte, die man schon mehrere Jahrhunderte hindurch gewünscht hatte? Indien war schon seit mehr als tausend Jahr bekannt, und schon lange wünschten die Abendländer den Handel dahin zu treiben, ohne die Vermittelung der Levante, der Araber und Egyptier. Allein die Schiffer hatten sich bis dahin auf unbekannten Gewässern nicht von den Küsten entfernen dürfen. Erst seit dem vierzehnten Jahrhundert waren sie in den Stand gesetzt worden, jedes Wasser zu befahren, und sich, bekannt oder unbekannt, immer wieder zu finden.

Und welches war das Mittel dazu? Ein ganz kleines Ding; der Compaß, das nunmehr erfunden worden war.

Schon

Schon in dem höchsten Alterthum kannte man die Kraft des Magneten, vermöge welcher er das Eisen anzieht. Allein, eine andre wichtigere Kraft desselben war bisher dem Menschen unbekannt geblieben, nemlich diese Kraft, wenn er beweglich liegt, sich immer mit der einen Spitze nach Norden, mit der andern aber nach Süden zu drehen. Diese Eigenschaft wußte ein gewisser Italiäner, Namens Goja im 14ten Jahrhundert, anzuwenden, und machte den Compaß. Mit Hülfe dieses Instruments nun kann der Schiffmann bei Tag und bei Nacht, bei dunkelm und bei heiterm Wetter wissen, wo Norden liegt, und seinen Lauf darnach richten; nun darf er nicht mehr fürchten, seinen Weg zu verlieren, wenn er die Küsten aus den Augen läßt, oder wenn trübe Wolken ihm Sonne und Sterne verbergen.

Die Inseln wurden zuerst entdeckt, je früher oder später, nachdem sie von der Meerenge von Gibraltar näher oder entfernter liegen. Zuerst ward Madera entdeckt, dann die Canarischen Inseln, dann die vom grünen Vorgebirge. Die übrigen zerstreuten Inseln, als die Himmelfahrts-Insel, Sanct Helena, wurden erst später entdeckt.

Ehe wir das feste Land von Africa uns näher bekannt machen, wollen wir die Inseln sehen, um nachher ungestört die Küsten nach der Reihe zu verfolgen.

Dies große Meer heißt das Atlantische Meer, von dem Berge Atlas, der in dem Kaiserthume Fez und Marocco liegt. Weiterhin gegen Westen bekommt es den Namen Nordmeer.

Die Canarischen Inseln.

Es sind sieben große Inseln und mehrere kleine, die von der westlichen africanischen Küste in einiger Entfernung liegen. Die drei für uns merkwürdigsten, sind, 1) die große Canarische, welche ohngefehr in der Mitte der übrigen liegt, und als die vornehmste angesehen wird, weil die Spanier die Landesregierung aller dieser Inseln dahin niedergesetzt haben. 2) Teneriffa, welche der ersten gegen Nordwesten liegt und etwas größer als diese ist; sie kann etwa zwanzig Meilen im Umfang haben. 3) Ferro. Diese ist ziemlich klein und liegt am westlichen Ende aller Inseln.

Die ganze Strecke, in welcher diese Inseln von Osten nach Westen liegen, beträgt etwa achtzig Meilen.

Diese Inseln wurden erst nach dem Jahre 1430 von den Spaniern entdeckt.

Als die Europäer sie eroberten, waren die Einwohner sehr roh und ungebildet; hatten, nach den Berichten der Reisenden, viele Weiber, ließen ihre Kinder von Ziegen säugen, hatten alles gemein, und dieses Alles bestand in ihrem Speisenvorrath. Zum Ackerbau hatten sie keine andre Werkzeuge, als Kuhhörner. Damit kann man freilich die Erde auflockern und umwühlen, es geht aber nicht so geschwind, als mit dem Spaden und dem Pflug. Daraus sehen wir, daß bei uns nicht die einzigen, sondern nur diejenigen Werkzeuge gebraucht werden,

die

die wir für die besten halten, und daß man sich im Nothfall ohne unsre Instrumente behelfen könnte. Ihre Vorfahren kannten den Gebrauch des Feuers nicht einmal. Sie kannten also auch kein Metall, und daraus kann man abnehmen, wie vieles ihnen fehlen mußte von dem, was wir für unentbehrlich halten. Sie scheeren sich Haar und Bart mit scharfen Steinen; die Feuersteine schneiden, und zwar sogar Glas. Ihre Häuser waren weiter nichts, als Höhlen, die sie sich in den Felsenklüften gruben. Dafür aber schauderten sie auch vor Menschenblut, und fürchteten sich, es zu vergießen. Als sie einstens ein kleines spanisches Schiff eroberten, wußten sie in ihrer Rache wider diese unruhigen und furchtbaren Feinde keine schwerere Strafe zu ersinnen, als, die Mannschaft zu ihren Ziegenhirten zu machen. Schade nur, daß der Mensch, der andern zu schaden und deren Blut zu vergießen sich fürchtet, von den Menschen beunruhiget, gehudelt, beraubt, zum Sclaven gemacht zu werden, besorgen muß. Unter bösen Menschen sicher zu seyn, muß man sich ihnen furchtbar machen, weil sie nur durch die Furcht vom Bösen abzuhalten sind.

Bei ihrer Rohheit hatten diese Völker doch, wie jedes andre rohe und gebildete Volk, einen Begriff eines zukünftigen Lebens; sie verehrten ihre Regenten noch nach dem Tode, wuschen deren Leichname mit großer Sorgfalt, stellten sie in Felsenhöhlen aufrechts, gaben ihnen einen Stab in die Hand,

und setzten ihnen zwei Töpfe, den einen mit Milch, den andern mit Wein hin, als ob sie ihnen Vorrath auf die Reise mitgäben. Man sagt aber, daß kein Wein auf diesen Inseln wuchs, ehe die Europäer dahin kamen.

Noch sonderbarer ist es, daß diese unwissenden Völker, die kein Blut vergossen, keinen Krieg und keinen Feind hatten, einem Regenten gehorchten. Ist denn dem Menschen die Unterwürfigkeit und der Gehorsam angebohren?

Ihre Waffen — Sie hatten Waffen, und vergossen kein Blut! das paßt nicht recht zusammen — Ihre Waffen waren Steine und eine Stange, deren Spitze sie im Feuer härteten. Statt des Schildes diente ihnen ein Schmier aus Talg und Kräutersaft gemacht, womit sie sich den ganzen Körper bestrichen, und der sie auch vor der Kälte schützte. Es ist freilich auf den Canarischen Inseln nicht kalt.

Bei jedem Wechsel der Regenten wurden einige junge Leute, die sich freiwillig dazu erbothen, als ein Opfer dem Tode geweiht. Sie stürzten sich selbst von einem hohen Felsen herab; dafür überhäufte der neue Monarch die Familie mit Ehre und Reichthum. Dadurch lernte das ganze Volk, den Tyrannen höher als sein eignes Leben schätzen. (Und doch scheuten sie sich, Menschenblut zu vergießen!)

Die Eingebohrnen sollen lebhaft, behende, kühn, und von Natur gute Krieger seyn, und so stark essen, daß ein Mann auf einer Mahlzeit zwanzig Kaninchen und ein Ziegenlamm verzehrt. Sie trinken kei-

nen Wein und lüstern nicht nach dem Fleische der Thiere. Aus diesen Widersprüchen mag man abnehmen, wie sehr man sich auf die Reisebeschreibungen verlassen darf.

Diese Inseln sind alle sehr fruchtbar an allerlei Arten von Gewächsen, und können allerlei Thiere nähren.

Sie sind besonders wegen des Zuckers und des Weines berühmt. Die Weinreben sollen vom Rheine dahin verpflanzt worden seyn. Am Rheine giebt der Weinstock einen sauren und fast kühlenden Wein; auf den Canarieninseln aber einen süßen hitzigen Wein; was Boden und Luft nicht thun!

Der Zucker, der hier gebaut wird, wird für den besten gehalten.

Den Namen der Canarieninseln kennt jedermann in dem Namen des Canarienvogels, der hier einheimisch und folglich wild ist.

Die Spanier haben sich dieser Inseln bemeistert, und es sind daselbst Mönchs- und Nonnenklöster, mehr als nöthig wären.

Die große Canarische Insel bemerken wir, weil sie den übrigen ihren Namen gegeben hat. Es ist darauf eine Stadt, die man die Palmenstadt nennt. Die Insel kennt weder die Kälte, noch die brennende Hitze, sie giebt zwei Waizenerndten, die eine im Februar, die andre im Mai. Der merkwürdigste Baum ist der Platan, den man auch in Indien findet; seine Blätter entspringen alle aus der Spitze des Stammes, haben eine Elle Länge und eine halbe Elle Breite. Jeder Baum hat nur zwei oder drei

Zweige, an welchen die Frucht wächst. Diese Frucht sieht ohngefehr wie eine Gurke aus, und soll ganz vortrefflich schmecken. es wachsen 30 oder 40 an einem Baume. Doch ist es nicht eigentlich ein Baum, sondern eher eine Art Rohr; sein Holz ist hohl und weich, der Stamm trägt nur einmal Früchte, dann schneidet man ihn ab, und aus der Wurzel schießt ein neuer Stamm hervor.

Auf der Insel Teneriffa ist der Pico, ein berühmter, spitz in die Höhe gehender Berg, der ehemals für den höchsten auf Erden gehalten wurde, ehe man die Kunst verstand, die Höhe der Berge richtig auszumessen. Er soll in gerader Höhe dritthalb Meilen betragen; versteht sich aber, Seemeilen, welche nur das Viertel einer deutschen Meile sind. Das würde also fünfzehntausend Fuß betragen; es giebt aber Berge von 18 bis 20000 Fuß. An der Spitze des Pico ist ein Krater (oder Crater) das heißt, die Mündung eines Volcans, der oftmals Feuer auswirft; um den Gipfel liegt ewiger Schnee; im Thale kennt man den Schnee nicht. Ihr merkwürdigster Baum ist derjenige, dessen Saft oder Harz das sogenannte Drachenblut ist.

Madera, durch ihren Wein berühmt, ist eine ziemlich große Insel, die nordwärts von den Canarischen Inseln liegt, und von einigen Geographen dazu gerechnet wird. Sie ward zu Anfang des 15. Jahrhunderts entdeckt. Der Boden soll so fruchtbar seyn, daß er das siebenzigste Korn geben

könnte; aus Mangel der Anbauer aber nur das 30 oder vierzigste giebt. Der Weinstock hat mehr Trauben als Blätter, und soll schon gegen Ostern zu reifen anfangen; so soll es ehemals gewesen seyn; jetzt geschieht die Weinlese im September und October. Warum das?

So fruchtbar die Insel an Wein ist, so werden zwar die Eigenthümer der Weinberge reich, die armen Winzer aber haben kaum Brodt. So gehts überall; die armen Arbeiter, die durch ihren Schweiß und ihre Plage den Reichthum erzeugen, hungern; indeß daß die Müßiggänger sich den Magen überladen, und mit Leckerbissen die Gesundheit verderben. Wenn Arbeit und Genuß unter alle mit mehrerer Billigkeit vertheilt wären, möchten alle besser daran seyn. Während der Weinlese leben die Armen von Trauben und Brodt, weil sie nichts anders haben. Ohne diese Mäßigkeit, sagt man, würde es bei der großen Hitze schwer möglich seyn, die Gesundheit zu erhalten. Auch sollen die reichen Europäer, aus Furcht vor Krankheiten, mäßig seyn, und ihre Gäste weder zum Essen noch zum Trinken nöthigen.

Die jungen Leute verloben sich und heirathen einander, ohne einander vorher gesehen zu haben.

Der Mord ist hier sehr gemein. Alle Menschen gehen bewaffnet, tragen Degen und Dolche. Der Mörder ist von der Strafe, die er verdient, frei, so bald er nur eine Kirche oder einen Altar erreichen kann; und das ist nicht schwer, weil überall Kirchen und Altäre sind. Hier trotzet der Ver-

brecher der Gerechtigkeit, und hat nichts, als etwa Verbannung oder einige Gefängnißstrafe zu befürchten, wovon er sich aber noch durch Geschenke loskaufen kann.

Die Portugiesen in Madera sind sehr eifrig catholisch. Die Leichname der gläubigen Catholiken begraben sie in ihren Kirchen; vermuthlich um sie zu verpesten; die Ketzer werfen sie ins Meer; durch reichliche Geschenke aber lassen sie sich besänftigen. Das Kind eines hier ansässigen Engländers starb, es sollte ins Meer geworfen werden; die Eltern begruben es heimlich; die Priesterschaft ließ es ausgraben, und da die Eltern gut bezahlten, gaben die Priester dem Kinde erst die catholische Taufe, und nun erlaubten sie, es gehörig zur Erde zu bestatten.

Die Domherren müssen der Ordensregel nach um vier Uhr ins Chor gehen, wissen sich aber die Sache zu erleichtern, ohne die Regel zu übertreten; sie stellen nemlich die Uhr um eine Stunde zurück, so daß es erst vier schlägt, wenn es fünf ist.

Die Inseln des grünen Vorgebirges.

Das grüne Vorgebirge ist eine Landspitze von Africa, dem die Inseln gegenüber liegen, aber wol neunzig bis hundert Meilen davon; etwas über zweihundert Meilen südwärts von den Canarischen. Es ist hier eine unerträgliche Hitze, und es sind wenig Eingebohrne auf diesen Inseln; allein die Europäer haben doch da Niederlassungen. Die Inseln sind

fast

fast unfruchtbar; sie geben aber eine Menge Baumwolle, haben wilde Pferde, Salz, und einen Vogel in der Gestalt eines Fischreihers, der ganz roth ist und Flattmingo (Feuer- oder Flammenvogel) genannt wird. An den Ufern des Meeres findet man grauen Ambra. Er wird sehr geschätzt; der Hof hat sich denselben vorbehalten, und es ist den Einwohnern bei Lebensstrafe verboten, welchen zu fischen. Vögel und Fische kehren sich aber an das Verbot seiner Majestät nicht, und verzehren eine große Menge davon.

Männer und Weiber gehen auf einigen Inseln fast nackt, und tragen nur eine Art von Schurz oder Tuch vor dem Unterleib; nur an Festtagen kleiden sie sich ein wenig besser. Sie sind aber so faul, daß sie ihre Lumpen eher auseinander fallen lassen, als daß sie dieselben ausbessern sollten. Sie lesen nicht einmal die Baumwolle auf, die so häufig um sie her wächst.

Eine Menge Schildkröten sind um diese Inseln. Es giebt welche, die so viel Fleisch, als ein gutes Schwein, geben; sie legen eine Menge Eyer, die sie in den Sand am Ufer verscharren, wo sie von der Sonne gebrütet werden. Diese Eyer sind sehr gut, und die Menschen suchen sie fleißig auf.

Auf der größten Insel, Sanct Jago (d. h. Jacob) genannt, die am meisten von den europäischen Schiffen besucht wird, sollen die Einwohner die ärgsten und geschicktesten Diebe von der Welt seyn. Wenn sie einen Fremden an einem abgele-

genen

genen Orte allein treffen, ziehn sie ihn ganz aus; sie sind im Stande unter einer großen Gesellschaft, bei hellem Tage, dem ersten dem besten den Hut abzunehmen, den Degen von der Seite zu reißen, und sich dann auf ihre Beine zu verlassen, die in der That sehr schnell sind. Um einen Streich auszuführen, rotten sich mehrere zusammen; einige suchen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf etwas zu ziehn, indeß ein andrer den Handgriff thut. Dabei aber verlieren die Europäer nichts, denn sie tauschen den Insulanern für ihre Waaren alte Kleider, schlechte Messer und Scheeren, und dergleichen Sachen aus, die nichts werth sind.

Auf der einen Insel, Fuego (Feuer) genannt, ist ein hoher Volcan, der unaufhörlich brennt. Es sind einige hundert Einwohner darauf, obgleich das Wasser so selten ist, daß manche es zwei Meilen weit holen müssen. Es giebt hier Wallfische, aus welchen man Thran nimmt.

Nun kommen wir auf das feste Land zurück.

Südlich von der Barbarei liegt eine große Sandwüste, die sich von Osten gegen Westen, ohngefehr 600 Meilen lang, von Egypten bis an das Atlantische Meer erstreckt. Ihre Breite von Süden nach Norden ist etwa hundert Meilen. Die Europäer kennen sie nicht, weil sie noch nicht hineingedrungen sind. Man findet hier Goldstaub, Straußfedern, und Sclaven. Wilde Thiere, Löwen, Leoparden giebt es in großer Menge; Affen sind überall in den Wäldern.

Der Löwe soll hier und in den südlicheren Theilen weit größer, als die Löwen der Barbarei und Asien, und beinah so groß als ein Pferd seyn. Was man von der Großmuth und dem Stolz dieses Thieres sagt, wird durch neue Reisende stark widersprochen; der Löwe soll wie jedes andre Raubthier schleichen, und seinen Raub, wenn dieser stark ist, unvermuthet überfallen.

Der Löwe ist nicht ganz unbändig; man hat Beispiele, daß er so zahm und treu wie ein Hund geworden ist. Alle Thiere fürchten sich vor ihm; das Pferd wird starr, sagt man, der Hund verkriecht sich. Der Eber, der Tiger wehren sich gegen ihn, und nicht immer vergeblich, der Elephant wird zuweilen von ihm überwunden.

Der Tiger hat die Bildung einer Katze und die Größe eines großen Hundes; es soll tiefer hinein ins Land Tiger geben, die so groß als ein kleines Pferd sind. Seine Stärke ist ungeheur, er soll einen Ochsen wegtragen oder wegschleppen können; seine Leichtigkeit ist nicht geringer; seine Klauen und Zähne sind furchtbar. Uebrigens macht ihn sein buntes Fell zu einem schönen Thiere. Er ist äußerst grausam; und reißt, nicht sowol um seine Bedürfnisse zu stillen, als aus Mordbegier; wenn er ein Thier zerrissen hat, läßt ers liegen, und fällt ein anderes an. Er trinkt niemals, sagt man, und saugt nur Blut statt des Getränkes. Er greift selbst den Elephanten an. Die Neger essen das Fleisch desselben. Man erkennt ihn an seinen Streifen.

Der Pardel, oder Leopard, das Pantherthier, die Unze haben mit dem Tiger viel Aehnlichkeit, nur sind sie kleiner und haben Flecken statt der Streifen.

Der Strauß ist der größte unter allen Vögeln, wenigstens der den dicksten Körper hat, und den Kopf am höchsten trägt. Dafür aber kann er auch nicht fliegen, da seine Flügel sehr kurz sind; laufen aber thut er mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit, weil er sich mit den Flügeln, wie mit Rudern hilft. Der Kopf ist sehr klein, kaum zweimal so dick als der drei Fuß lange dünne Hals. Der Strauß hat an dem Kopfe, dem Obertheil des Halses und den Beinen und Schenkeln keine Federn. Er verschlingt Holz, Steine, Stücken Eisen; verdaut dies alles, nach der Behauptung einiger Naturkundigen; nach andern aber nicht, und nährt sich damit nicht; seine Nahrung besteht in Gewächsen. Einige Völkerschaften halten ganze Heerden von Straußen, wie wir ganze Triften von Gänsen halten. Ihre Federn werden zum Putz gebraucht und sehr hoch geschätzt. Man sagt sogar, daß einige Völker diesen Vogel zum Reiten und den Wagen zu ziehen gebraucht haben. Man hat gesagt, daß er seine Eyer verläßt; das ist falsch; er brütet sie.

Zu bemerken ist das weiße Vorgebirge, in dessen Gegend die Franzosen einige Niederlassungen haben.

Auf den gewöhnlichen Generalcharten von Africa wird diese Strecke Landes in Biledulgerid und Zara oder Sara getheilt.

Gegen Süden findet sich der Fluß Senagel oder Sanaga; und einige siebenzig Meilen weiter der Fluß Gambia oder Gambea; die ganze große Strecke Landes um diese Flüsse und tief ins Land hinein heißt Nigritien, d. h. das Land der Schwarzen, weil es hier der eigentliche Erdfleck ist, wo die Menschen schwarz sind.

Der Senagel wird als ein Arm des Flusses Niger angesehen, welcher einer der größten Flüsse auf Erden ist.

Hier ist alles ganz anders als bei uns, Farbe, Haare der Menschen, Sitten, Schicksale, Nahrung, und es ist der Mühe werth, bei diesen merkwürdigen Menschenarten sich ein wenig aufzuhalten.

Die Gegenden um den Senagel sind die heissesten der Erde; besonders aber hält man dafür eine kleine Insel, Gorea genannt, die fast nur ein mittelmäßiger Felsen ist, und nahe an der südlichen Seite des grünen Vorgebirges liegt. Die Sonne, die dort den Menschen gerade über dem Kopf steht, soll besonders auf Gorea fürchterlich brennen.

Die Gelehrten haben lange gestritten, ob die Neger, d. h. die Schwarzen, aus eben dem Stamme als die Weißen herkommen, und ob folglich das ganze Menschengeschlecht eine einzige große Familie ist? Man hat, wie gewöhnlich bei gelehrten Streitigkeiten, welche nicht sinnliche Dinge und doch die Natur betreffen, nichts ausgemacht. Diejenigen, welche die Neger für einen andern Menschenstamm erklären, führen die große Verschiedenheit an. Eine

ganz schwarze Haut, Wolle statt der Haare, keinen Bart. Die andern bemerken, daß die Weißen in diesen Gegenden immer schwärzer werden, und daß sie also nach ein paar hundert Jahren wol eben so wie die Eingebohrnen aussehen könnten; daher ziehn sie den Schluß, daß die Hitze des Climas allein diese Verschiedenheiten hervorzubringen im Stande ist.

Es sind hier zwischen dem Senagel und der Gambia verschiedene Völkerschaften, Uzanaghis, Jaloffer, Mandingoer, Fulier, ꝛc.

Alle diese Völker sind äußerst roh, unwissend, kennen weder Wissenschaften, noch Künste, noch Handwerke, noch eigentlichen Ackerbau. Sie leben großentheils von Reis, der fast von selbst wächst, von Fischen, von Heerden; nennen nichts das Ihre, als was sie eben brauchen, ihre Hütte und ihre geringen Heerden. Alle Kunstbedürfnisse macht sich jeder selbst.

Die Arabischen Kaufleute bringen Pferde her, die sie gegen Sclaven vertauschen. Für ein schönes Pferd bekommen sie zwölf bis fünfzehn Sclaven. Fünfzehn Menschen für ein Pferd! das ist schändlich!

Was ist denn das aber, ein Sclave? Es ist ein Mensch, der einem Herren dient; nicht aber wie unsre Bedienten. Der Unterschied ist folgender. Der Bediente verdingt sich zum Dienste freiwillig, der Sclave wird von seinem ersten Herrn an den neuen wie ein Stück Vieh oder Zeuges verkauft, auch wider seinen Willen. Der Bediente verdingt sich zu gewissen Diensten; der Sclave muß alles thun, was sein Herr haben will; keine Schwierig-

keit,

keit, keine Gefahr macht ihn von der Erfüllung des Befehles los. Der Bediente verläßt den Dienst, wenn er will; der Sclave kann nur durch die Gnade seines Herrn loskommen. Sein Herr füttert ihn so schlecht als er will, prügelt und mishandelt ihn, wie er will; und an den mehresten Orten kann er ihn todtschlagen, wenn er will. Kurz, sein Sclave ist sein Vieh. Hat der Sclave ein Weib, Kinder, so gehören diese dem Herrn, der damit macht, was er will, die Frau dem Manne, die Kinder den Eltern wegnimmt, wenns ihm beliebt. Alles was der Sclave haben und verdienen kann, gehört dem Herrn.

Wie hat der Stand der Sclaverei stattfinden können? Einzig und allein durch Gewalt. Die ersten Sclaven sind Kriegesgefangene gewesen. Dann hat man die Menschen geraubt, wie man die Sperlinge wegfängt.

Dennoch fodern die Herren von ihren Sclaven Treue; wenn einer wegläuft, wird er als ein Verbrecher, ein Treuloser angesehen, und mit schweren, ja gar Lebensstrafen belegt. — Wenn ein Räuber mich bindet, und ich kann loskommen und davonlaufen, begehe ich ein Verbrechen? verdiene ich Strafen?

Aber, wer kauft und hält Sclaven? Ganz Asien, und ein großer Theil von Europa. Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Engländer; alle, die sich ein Gewissen daraus machen würden, einen Sclaven in Europa zu halten, haben viele

tausende in Indien und America, die sie hier in Nigritien kaufen. Zur Ehre der Menschheit muß man aber sagen, daß die Engländer und Franzosen jetzt damit umgehen, wo nicht die Sclaverei ganz aufzuheben, doch wenigstens das Schicksal der Sclaven zu erleichtern, und ihnen einen Theil der Menschenrechte wiederzugeben.

Die Uzanaghi tragen, nach den Berichten einiger Reisenden, einen Tuch um Nase und Mund, weil sie diese Theile für unrein halten; sie entdecken sie also nur zum Essen und nie in Gegenwart andrer.

Als sie zum erstenmale Schiffe sahen, hielten sie selbige erst für Vögel, dann für Fische, und dann für irrende Gespenster.

Sie sollen einen Handel mit einem Volke, das tiefer im Lande wohnt, auf eine sonderbare Art führen. Sie tauschen nemlich ihr Salz gegen Goldstaub mit demselben aus. Sie bringen, heißt es, ihr Salz an die Gränze, wo sie es in Haufen aufstellen, und entfernen sich. Die Fremden kommen, legen auf das Salz soviel Gold, als sie dafür geben wollen, und entfernen sich wieder. Nun kommt der Uzanaghi. Ist er mit dem Golde zufrieden, so nimmt er es; und jener holt nachher sein Salz: wo nicht, so läßt er das Gold liegen ꝛc. Man sagt, daß niemals ein Betrug dabei vorgegangen ist, obgleich die handelnden Parteien sich niemals sehen, und keiner ihre Waaren hütet. Aller Handel in dieser Gegend geschieht durch Tausch; es giebt keine Münze; in einigen Gegenden dienen gewisse Mu-

schelfschaalen statt der kleinen Münze; hin und wieder auch die Betelsnüsse.

Bei einem benachbarten Volke haben die Reisenden ein Muster von einem Könige gesehen. Er hat, sagen sie, keine gewisse Einnahme, allein die Reichen und Herren im Lande bringen ihm Geschenke an Pferden, Kühen, Ziegen, Gemüse, um seine Gunst zu gewinnen. Uebrigens lebt er von Raub, überfällt Nachbaren und Unterthanen, und macht sie zu Sclaven, die er theils seine Ländereien zu bauen braucht, theils verkauft. Er hat dreißig oder vierzig Weiber, die ihn füttern müssen; alle Tage setzen ihm die, die er besucht, vierzig oder fünfzig Gerichte vor; er nimmt das Beste, und überläßt das Uebrige seinem Gefolge.

Die Neger gehen meist nackt; die Reichen tragen eine Art von baumwollnem Hemde; die Weiber machen das Zeug; die Stücke sind nur etwa sechs Zoll breit; denn sie verstehen die Kunst nicht, breitere Zeuge zu weben.

Die kleinen lumpigen Fürsten dieser Gegend trachten, so viel sie können, eine Asiatische Pracht zu zeigen. Vor dem Einen müssen sich die Leute aus Ehrfurcht ausziehn, sich die Länge lang auf die Erde hinlegen, und den Kopf mit Staub bestreuen. Nie darf ein Unterthan ihn ansehen. Und das Volk läßt sich dies gefallen!

Ein andrer Fürst hat auch eine sonderbare Art reich zu werden und Geschenke zu erhalten, wie die Reisenden erzählen; er nimmt nemlich das Geschenk

an, welches ein Neger ihm mit dem Hause eines Nachbaren macht. Das Geschenk ist freilich nicht kostbar und prächtig; denn es ist eine bloße Lehmhütte in Gestalt eines Dorfbackofens, die weder Fenster, noch abgetheilte Zimmer, und nur ein niedriges Loch statt der Thür hat, wodurch man hinein kriechen muß. Dem sey wie ihm wolle, prächtig oder schlecht, der Besitzer muß ausziehn, und Ihro Majestät besetzen oder verkaufen das Haus. Der arme Besitzer muß es leiden, und hat keinen andern Trost, als es dem ersten Geber wieder so zu machen, und dessen Haus ebenfalls dem gnädigsten Landesfürsten zu schenken. Doch, das ist kaum glaublich. Einstens hatte dieser Monarch den Portugiesen einen Sclaven zur Verwahrung anvertraut; der Sclave erhing sich. Von rechtswegen fiel der Schade auf den Fürsten, als Eigenthümer des Sclaven. Denn wenn eine anvertraute Sache ohne Verschulden des Verwahrers verlohren geht, so ist der Schade des Eigenthümers; und der Verwahrer vertritt nur sein Versehen und Verschulden. Damit waren aber Seine Majestät nicht zufrieden, und die Portugiesen mußten ihm einen andern Sclaven verschaffen. Ein andermal hatte er den Portugiesen ein paar Sclaven verkauft; diese liefen davon, wurden von seinen Wachen wieder gefangen; er lieferte sie aber nicht aus, und behauptete, sie gehörten ihm, weil sie doch den Portugiesen entlaufen wären.

Nach dem Tode des Königs in diesem Lande gab man ihm seine liebsten Weiber und seine ver-

trautesten Sclaven mit, um ihm in jenem Leben zu dienen; das heißt, ehedem wurden sie lebendig ins Grab gelegt; nachher tödtete man sie; nunmehr soll dieser Gebrauch abgekommen seyn.

Die Strafe der mehresten Verbrechen besteht in der Sclaverei, der König verkauft die Verbrecher; wohlverstanden, für seine Rechnung. Aus diesem Grunde ist er streng in Ausübung der Strafgerechtigkeit, und soll sich sogar zuweilen beklagen, daß seine Unterthanen zu tugendhaft und zu eifrig in seinem Dienste sind. Mit dem Schuldigen wird nicht selten seine ganze Familie verkauft.

Ein anderes Volk schneidet seinen Feinden den Kopf ab, nimmt die Haut davon, um sie an seine Häuser als Siegeszeichen zu hängen. Um den geringsten Verdruß erhenken oder ersäufen sie sich, oder springen in einen Abgrund. Die Helden aber brauchen den Dolch. Den Brandwein lieben sie über allemaßen, sie drängen sich zu den Schiffen, wo sie welchen zu bekommen hoffen; da ergreift der Stärkere den Schwachen, der Vater den Sohn, die Kinder den Vater, mehrere Einen, Räuber allerlei Kinder, und verkaufen sie für Brandwein. Sie geben aber keine gehorsame Sclaven ab.

In einem Dorfe der Fulier war ein Reisender Zeuge von folgender Ceremonie.

Einer der vornehmsten Einwohner starb. Sogleich steckte seine Frau den Kopf zur Thür hinaus, um mit einem Schrei den Tod anzukündigen; und es entstand ein großes Geräusch im ganzen Dorfe.

Es war ein klägliches Geheul, die Weiber rauften sich die Haare aus, ehe sie noch wußten, was es gab; und da sie es hörten, liefen sie haufenweise hin. Einige Stunden darauf kamen die Priester, die den Leichnam wuschen, ihm seine besten Kleider anlegten, ihn auf sein Bett trugen und ihm seine Waffen gaben. Dann kamen die Verwandten, nahmen ihn bei der Hand, thaten ihm allerlei Fragen, und boten ihm ihre Dienste an; da er aber mit keinem Wort ihnen dankte, gingen sie mit großem Ernste wieder ihres Weges und sagten: Er ist todt. Indeß schlachteten seine Weiber und Kinder seine Ochsen, verkauften seine Waaren und Sclaven, um Brandwein zu kaufen; denn man muß nach der Beerdigung einen Schmaus geben. In das Grab wird zu den Häupten ein Topf mit Speise und einer mit Wasser gesetzt; es ist Vorrath auf die Reise. So bald das Gefolge wieder zu Hause gekommen ist, wird an kein Trauren mehr gedacht, und man macht sich lustig.

Es wird hier eine Menge Gummi Arabicum eingehandelt. Die Araber und Schwarzen, die damit handeln, brauchen es zu ihrer Nahrung.

In einigen Gegenden haben sie Korn, und machen eine Art von Brodt; sie haben aber keine Mühlen, und quetschen das Korn nur zwischen Steinen.

Die Neger vergiften ihre Pfeile, so daß die leichteste Wunde tödtlich ist. Demohnerachtet essen

sie

sie das Fleisch der Thiere, die sie damit auf der Jagd erlegt haben.

Der Mann, der ein Mädchen heirathen will, muß dem Vater derselben eine gewisse Summe geben, die das Witthum vorstellt. Wenn er seine Frau abholen will, stehn ihm die Verwandten der Braut entgegen, und er muß sich mit Geschenken durchkaufen; hat er sie erst, so erheben die Weiber ein großes Geschrei, und stellen sich, als wenn sie die Braut wieder wegnehmen wollten. Ueberall Possen und Anstalten, die kein Ernst sind. An manchen Orten wehrt sich die Braut auch mit Hülfe ihrer Gespielinnen, und es giebt zuweilen blaue Flecke. Wenn aber der Bräutigam abließe, möchte es wol der Braut nicht gefallen. Hier bekommt der Mann das Gesicht seiner Frau nicht eher als nach den drei ersten Jahren der Ehe zu sehen; bis dahin darf sie nie ohne Schleier vor ihm erscheinen.

Unter den Jaloffern darf nur der König und die königliche Familie sich des Nachts mit einem gewissen Zeuge, welches die Mücken und Fliegen abhält, bedecken; wer das thäte, oder sich auf die Matte setzte, auf welcher die königliche Familie gesessen hat, würde zur Strafe als Sclave verkauft werden. Ein unsinniger Stolz scheint dem Menschen natürlich und angebohren zu seyn, da er sich unter diesem armen und rohen Volke findet.

Zwei kleine Fürsten, Oheim und Neffe, hatten mit einander über ihre Rechte zur Thronfolge Streit. Sie nahmen einen dritten, einen mächtigen

König,

König, zum Schiedsrichter. In einer öffentlichen Versammlung erschienen die Parteien vor ihrem Richter, der dem Neffen den Vorzug gab. Sogleich verschwand das Gefolge des Oheims, und alle Bänkelsänger spotteten des Oheims und erhoben den Neffen in den Himmel. Den Tag darauf widerrief der bestochene Richter seine Entscheidung, und nun wandte sich das Gefolge und die Sänger zu dem Oheim. Der Schiedsrichter war noch sehr bescheiden, daß er das streitige Reich nicht für sich nahm.

Ein andrer König am Senagel ist so arm, daß er öfters nicht Hirse genug zu seiner Sättigung hat, und daß er sichs vom Munde abbricht, um seine Pferde zu füttern. Oftmals nimmt er mit einem paar Pfeifen Taback und einigen Gläsern Brandtewein vorlieb. Wenn sein Vorrath von diesem Lebenswasser, (Uquavit) das die Menschen tödtet, sich zum Ende neiget, schließt er das Uebrige in ein Flaschenfutter ein, übergiebt den Schlüssel einem Vertrauten, der ihn 20 Meilen weit bringen muß, damit er nicht zu seinem Vorrath kommen kann. (wenns wahr ist!) Nicht selten treibt ihn die Noth, seine Nachbaren anzufallen, ihnen Menschen und Vieh zu rauben. Auch treibt er sich mit seinem Gefolge von einem Dorfe zum andern umher, und verzehrt den Vorrath seiner Unterthanen. Wer es wagt, sich darüber zu beklagen, wird als Sclave verkauft. Das ist brav! so lernt das Geschmeiß den schuldigen Gehorsam.

Ein andrer König war so jachzornig, daß er keinen Anstand nahm, auf denjenigen zu schießen, der ihm misfiel; und er verfehlte selten. Zuweilen, wenn er eine Lustreise zu Wasser durch seine eigne Städte machte, schoß er zum Zeitvertreib auf die Vorübergehenden, oder durchfahrenden Kähne, und in einem Tage erlegte er immer einen oder zwei Menschen zum Vergnügen. Er hatte mehrere Brüder, sprach aber selten mit ihnen, und wenn er ihnen diese Gnade gewährte, so mußten diese sich in den Staub legen, wie alle andre Unterthanen. Und ein solches wüthendes Ungeheuer blieb am Leben, blieb König! Das ist ein Beweis, daß diese Völker ohne alles Gefühl, ohne allen Muth sind.

Die Hirten haben immer zu wachen, um ihre Heerden vor den wilden Thieren, Löwen, Tigern, Pardeln, Crocodillen zu schützen. Des Nachts halten sie diese durch Feuer ab. Eben so müssen es die Reisenden machen; denn es giebt in Africa nicht wie bei uns, und in der Türkei, überall Herbergen; die Reisenden lagern sich mitten unter freiem Himmel, und rund um sich zünden sie Feuer an; alle reißende Thiere fürchten sich vor dem Feuer.

Die Fulier sind Hirten, folglich irrende Völker, und durch die Luft, oder die Salbe, womit sie sich beschmieren, so abgehärtet, daß sie es nicht achten, wenn sie von Fliegen ganz bedeckt sind. Ueberall, wo sie gute Weide finden, lassen sie sich mit Erlaubniß des Königes, dem diese Weide gehört, nieder, werden aber deswegen seine Unterthanen

nen nicht; und wenn man sie beunruhiget, setzen sie den Stab weiter fort. Um ihre Läger bauen sie ein wenig Weizen, Taback, Reis und Mays, und verkaufen ihren Ueberfluß sehr wohlfeil. Sie haben ihre Häupter, die mit vieler Sanftmuth regieren, und es entstehen bei ihnen keine Revolutionen, weil sie von stillem und friedfertigem Charakter sind. Sie haben von Recht und Redlichkeit so richtige Begriffe, daß sie den, der unrecht thut, verabscheuen, und daß niemand sich des Schuldigen gegen den Gerechtigkeit übenden Führer annimmt. Ihre natürliche Güte macht, daß sie an der Gastfreiheit Wohlgefallen haben, und daß man es für ein Glück hält, in ihrer Nachbarschaft zu wohnen. Es ist eine Schande, sie zu beleidigen. Fällt Einer unter ihnen in die Sclaverei, so treten die andern zusammen, ihn loszukaufen. Niemand leidet unter ihnen Noth; sie verpflegen die Alten, die Blinden und Gebrechlichen; ja selbst den benachbarten Mandingoern geben sie, beim Mangel der Nahrung, Hülfe. Zänkereien sind bei ihnen unerhört. Dabei sind sie weder feige noch schwach, sondern so tapfer, daß ihre Nachbaren es nicht wagen, sie anzugreifen. Die Schilderung ist schön; hat sie aber ihre vollkommene Richtigkeit?

Die Mandingoer halten eine Menge Sclaven, worin ihr Reichthum besteht, und die sehr gute Zeit haben. Diejenigen aber, die sie den Europäern verkaufen, haben es so gut nicht. Um Sclaven zum Handel zu bekommen, schicken sie bewaff-

nete Mannschaft, ein Dorf zu umzingeln, die so viel Einwohner wegnehmen, als sie brauchen. Die Kinder werden in Säcke gesteckt, den Erwachsenen legt man einen Knebel in den Mund. Das geschieht nemlich gegen eigne Unterthanen. Wenn diese sich zusammenrotten, die Räuber gefangen nehmen und bei dem Könige verklagen, so leugnet dieser seine Befehle, und verurtheilt die ungeschickten Soldaten, als Verbrecher, zur Sclaverei, und läßt sie verkaufen. Es mag also gehen wie es will, so hat der König doch immer etwas zu verkaufen, entweder geraubte Unterthanen, oder seine Diener. Diejenigen aber, welche die Soldaten schon geraubt hatten, ehe sie überwältiget wurden, werden, wenn sie sich als Zeugen der Gewaltthätigkeit stellen, auch verkauft, weil sie doch schon Sclaven waren.

Der Bräutigam reicht seiner Braut, die in sein Haus zieht, die Hand zum Bewillkommen, befiehlt ihr aber sogleich, die Hausarbeit zu thun. Der Mann ißt, die Braut bedient ihn, und ißt nachher, nicht in seiner Gegenwart; und so geht das immer, die ganze Dauer der Ehe hindurch. Es giebt Völker, wo die Weiber die Männer auf den Knieen bedienen. Ein Mann kann mehrere Weiber haben, wovon die erste, die er geheirathet, das Vorrecht und Ansehen über alle andere hat.

Den Weibern oblieget alle Hausarbeit, sie bauen alles Feld, das gebauet wird, spinnen, weben, holen Holz und Wasser, besorgen das Vieh. Die Männer sitzen, plaudern, schmauchen, essen

und

und trinken; dabei müssen die Weiber ihnen die Fliegen abjagen.

Die Neger haben ihre Dichter, oder vielmehr Bänkelsänger, deren Loblieder sie gern hören und gut bezahlen. Dort kann man also, wie bei uns, für Geld in Gedichten gelobt werden. Wir haben es aber, als klügere Menschen, schon weiter gebracht; wir können für Geld Hof-, Krieges- und Geheimeräthe, auch Edelleute werden. Jene Titel dauern das Leben hindurch, und letzterer pflanzt sich gar auf die Nachkommen fort. Es wird ein ewiges Lob, und was noch schöner ist, ein ewiges Recht. So weit haben es die Neger nicht gebracht. Wir sind aber auch weiß, klug, gelehrt, aufgeklärt, und wissen eher, was schön, was gut und vortheilhaft ist.

Die Loblieder der schwarzen Dichter heißen ohngefehr so: „Es ist ein großer Mann, ein vornehmer Herr, er ist reich, mächtig, freigebig, „er spendet Brandwein aus.“ Es braucht eben nicht wahr zu seyn; denn es ist ja ein Gedicht. Sucht man doch nicht einmal in einem Patent von der Canzelei Wahrheit. Das Loben ist ein so gutes Handwerk, daß die Dichter dabei reich werden. Sie werden aber verachtet, man gewährt ihnen kein ehrliches Begräbniß. Warum? Weil man glaubt, sie haben mit dem Teufel ein Bündniß. Ist es nicht gut ersonnen, diejenigen zu verachten, von denen man sich gern loben hört? Man sollte glauben, die

Neger

Neger hätten etwas von unsrer Europäischen Klugheit erwischt?

Die Neger behangen sich und ihre Häuser und Vieh mit Grisgris. Dies sind kleine Büchsen, in welche sie Zettelchen legen, die die Priester mit gewissen Worten beschrieben haben, und die vor alle Krankheiten, vor Wunden und allerlei Unglück ein sichres Verwahrungsmittel abgeben; nur gegen das Feuergewehr der Europäer wollen sie nicht recht vorhalten; daher glauben die guten Schwarzen auch, die Europäer seyn noch größere Hexenmeister, als ihre Priester. Wenn das Grisgris seine Wirkung nicht thut, so heißt es, daß der, der es trug, ein böser Mensch war, dessen Laster die wohlthätige Kraft des Grisgris vernichteten.

Der Sorey oder Mumbo-Jumbo ist ein Popanz, den die Männer ersonnen haben, um die Weiber in Ordnung zu erhalten. Es ist ein Gespenst, das, wie alle übrigen Gespenster, nie anders, als bei Nacht erscheint, und welches sich von weitem mit Hülfe eines Sprachrohrs ankündiget. Seine Gestalt ist acht bis neun Fuß hoch, mit einem langen Mantel bekleidet. Wenn die Männer einige Klage wider ihre Weiber haben, so wenden sie sich an den Mumbo-Jumbo, und gemeiniglich behalten die ersteren Recht.

Er wandelt zuweilen durch die Dorfschaft, wo alles ihm mit der tiefsten Ehrfurcht begegnet, und die Weiber sich verkriechen. Er läßt sie aber vorfodern; wenn sie nicht gleich kommen, läßt er

sie mit Gewalt holen, und für ihren Ungehorsam mit der Peitsche strafen. So bald sie erscheinen, giebt er ihnen allerlei Befehle, heißt ihnen sich setzen, oder tanzen, oder singen. Und wenn ihre Männer gegen sie Klage-anbringen, so verurtheilt der Popanz sie zu einer Tracht Schläge, und läßt seine Sentenz durch Helfershelfer sogleich vollziehn.

Man stellt sich wol vor, daß diese Posse eine von den Männern erdachte Mummerei ist, die sie unter sich sehr geheim halten. Im Jahr 1727. hatte einer von den kleinen Königen des Landes eine listige und neugierige Frau, die ihm das Geheimniß mit dem Mumbo-Jumbo abzuschwatzen wußte. Kaum hatte sie es weg, so plauderte sie es allen ihren Bekannten und Freundinnen. Einige Vornehme, die dem Könige nicht gewogen waren, erfuhren die Sache; sie zogen mit dem Mumbo-Jumbo nach der Residenz, ließen den König vorfodern, hielten ihm sein Verbrechen vor, riefen seine Frau, verurtheilten beide zum Tode, und tödteten sie.

Die Priester sind hier so listig wie anderswo; sie halten stark zusammen, schützen einander vor Armuth und Sclaverei, lassen keinen andern als ihre Kinder zum Priesterthum gelangen, und machen und verkaufen Grisgris. Sie werden von dem Volke und den Königen sehr geehrt. Die Vornehmsten, wenn sie einem Priester begegnen, fallen auf die Kniee, verrichten ihr Gebet, und empfangen den Segen des heiligen Mannes.

Süd-

Südwärts von dem Flusse Gambia ist die Sierra Leona, eine große Bergkette, nebst einem beträchtlichen Flusse gleiches Namens.

Die Einwohner rupfen sich die Augenbraunen aus, lassen aber den Bart wachsen.

Sie haben kleine hölzerne Götzenbilder, allein wenn man sie frägt, was sie damit machen, heben sie die Hände in die Höhe, und man glaubt, daß sie damit sagen wollen, sie beten den großen Gott dort oben an. Man meint auch, daß nie Menschen Bilder als Götter, sondern nur als Bilder der Götter, angebetet haben.

Es soll hier in der Gegend ein Volk seyn, das Menschen frißt. Allein man behauptet, daß kein Volk andre Menschen, als seine Kriegesgefangene gegessen habe.

Es werden auch hier Sclaven und Elephantenzähne von den Europäern eingehandelt.

Man sieht hier zum großen Verderben des Ackerbaues allerlei Arten von Affen, mit langen Schwänzen und ohne Schwänze, in Menge. Daß sie bei ihren Räubereien Schildwachen stellen, wird von einigen behauptet, von andern aber geleugnet. Die Neger essen ihr Fleisch und das Fleisch der Elephanten.

Unter andern aber ist der Ourang = Outang merkwürdig, weil er dem Menschen sehr ähnlich seyn soll. Die Neger glauben, es sey ein Mensch, sagt man, der aber aus Tücke und um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden, nicht sprechen will. Selbst

einer unsrer grösten Gelehrten (Linnee) nennet ihn den Nachtmenschen, und viele Reisende haben gezweifelt, ob es ein Mensch oder ein Thier wäre. Der Ourang-Outang geht auf zwei Füßen, hat das Gesicht und die Ohren kahl und wie die des Menschen gestaltet; seine Aerme und Hände sind eben so, nur hat er geringere Waden an den Beinen, und der Hinterfuß hat mit der Hand einige Aehnlichkeit. Auf dem Leibe hat er wenig Haare, seine Farbe ist bräunliche Fleischfarbe, er ist außerordentlich gelehrig und geschickt. Er ist größer als der Mensch, gewöhnlich sechs bis sieben Fuß hoch, dick und stark. Er wohnt und ruhet auf den Bäumen, oder macht sich Hütten, lebt von Gewächsen, ißt kein Fleisch. Ob er gleich nicht spricht, zeigt er doch mehr Verstand und Geschicklichkeit, als alle übrige Thiere. Wenn die Neger Feuer in den Wäldern anzünden, kommt der Ourang-Outang und setzt sich zu ihnen, hat aber nicht Verstand genug, um Holz anzulegen, und das Feuer zu erhalten. Diese Geschöpfe gehen haufenweise, greifen die Neger und selbst die Elephanten an, die sie mit Knütteln aus ihren Wäldern verjagen. Man kann sie nicht lebendig fangen, weil zehn Mann nicht im Stande wären, einen einzigen zu zwingen; so daß man sie also ganz jung fangen muß. — Wenn eins von diesen Thieren stirbt, bedecken die andern seinen Leichnam mit Reisern und Laubwerk. Eines raubte einmal einen jungen Neger, der ein ganzes Jahr mit diesen Thieren lebte, und nachher er-

erzählte, daß sie ihm nichts gethan hätten. Man kann sie lehren, was man will; sie rauben oftmals Weiber und Kinder, und halten sie recht gut. Man hat einige nach England und Frankreich gebracht, wo man sie lange gesehen und beobachtet hat. Sie zeigten Sanftmuth, und ließen sich mit Wort und Blick regieren. Das eine bot den Leuten die Hand, sie zu begleiten, ging mit ihnen anständig auf und nieder spatzieren, setzte sich an den Tisch, brauchte Messer, Gabel und Löffel, legte die Serviette vor, wischte sich damit den Mund, schenkte ein, stieß an, wenn man ihn dazu auffoderte, holte eine Tasse, setzte sie auf den Tisch, legte Zucker und goß Thee ein, ließ es kalt werden und trank; war gern unter Menschen, und aß gern Zuckerwerk; genoß alles, gab aber dem Obste den Vorzug, trank Wein, aber wenig, und ließ ihn für Milch oder Thee stehen. Das eine ward einmal krank, es legte sich ins Bette, ließ sich wie ein Mensch verpflegen, ward zur Ader gelassen, und als es in der Folge wieder krank wurde, reichte es den Arm hin, um zur Ader gelassen zu werden. Man hatte ein Paar auf einem Schiffe, sie machten ihr Bett wie die Menschen; und als das Weibchen starb, ließ sich das Männchen verhungern, und starb zwei Tage darauf. — Diesen Zug von Liebe findet man auch bei andern Thieren. Sie können wie Menschen dienen, wenn man sie jung zähmt und abrichtet; sie schöpfen und tragen Wasser, tragen Lasten fort, wenden den Bratspieß, und

stampfen Korn, schwenken Gläser aus, schenken zu trinken ein. Ein Weibchen machte sein Bette, legte das Kopfkissen zurecht, deckte sich mit einer Decke, und wenn es Kopfschmerzen hatte, verband es sich den Kopf mit einem Tuche. Wenn sie in ihren Wäldern und Gebirgen keine Nahrung mehr finden, gehn sie an die Ufer des Meeres, wo sie Krebse und Austern fangen. Es giebt dort Austern, die ein paar Pfund wiegen, und zuweilen offen am Ufer liegen. Der Murang-Outang wirft dann einen Stein in die Schaale, damit ihm das Thier nicht die Pfote klemme, und verzehrt dann die Auster ohne Furcht. Sie sollen zuweilen den vorübergehenden Negern entgegenkommen, ihnen einen Stock präsentiren, um sich mit ihnen zu schlagen. Dies ist nicht sehr wahrscheinlich.

Hier findet man auch die Zibethkatze, oder das Moschusthier, von welchen man den Moschus oder Bisam bekommt. Das Thier selbst hat mit einer Katze viel Aehnlichkeit; ist bunt, schwarz und gelb auf einem weißen Grunde gesprenkelt. Es ist wild, gefräßig und reißend; man fängt es in Fallen und hält es in Käfigen. Unter dem Schweife hat es einen Beutel voller Drüsen, in welchem der Moschus, in Gestalt eines Saftes, sich befindet, und woraus man es alle zwei bis drei Tage mit einem kleinen Löffel herausholt. Der Geruch davon ist stark, und macht leicht Kopfschmerzen. Man hält auch solche Thiere in Holland, wo man sie mit Eyern und Milch füttert.

Es giebt in diesen Ländern eine Menge Schlangen von verschiedenen Arten. Viele schleichen sich in die Hütten der Negern ein, fangen Ratzen und auch wol die Hühner weg; ihr Biß ist gefährlich, weil sie giftig sind; und wenn nicht schleunige Hülfe erfolgt, ist der Tod unvermeidlich. Die Neger scarificiren, das heißt, brennen, geschwind die Wunde. Sie essen das Fleisch der Schlangen.

Unter andern ist die Riesenschlange die größte; man giebt ihr fünf und zwanzig Fuß Länge und achtzehn Zoll Dicke. Sie verschlingen eine Ziege ganz; doch sollen sie nicht so gefährlich als kleinere Schlangen seyn, weil man sie von ferne sieht, und weil sie schwerfällig sind. Es giebt auch schöne, bunte und glänzende Schlangen. Es soll sogar welche von dreißig Fuß geben, die im Stande wären einen Ochsen ganz zu verschlingen. Vielleicht haben die Reisenden mit Vergrößerungsgläsern oder mit Schrecken darauf gesehen, oder die Einwohner haben die Sache übertrieben.

Weil wir von Schlangen reden, wollen wir gleich eine andre mitnehmen, die eigentlich weiterhin in Guinea zu Hause ist; es ist die Fetischschlange. Fetisch nennen die Neger eine Art von Götzen oder kleiner Gottheit; und diese Schlange wird so genannt, weil die Neger sie verehren.

Sie hat einen dicken runden Kopf, eine schöne weißliche Haut mit gelben, blauen und braunen Streifen und Flecken. Sie ist sehr sanftmüthig, und man kann sie ohne Scheu treten, greifen und

damit spielen. Sie greift die giftigen Schlangen an, als wenn sie den Menschen davon befreien wollte, ist sieben bis acht Fuß lang, und so dick, als der Schenkel eines Menschen. Die Neger glauben, der Stammvater dieser Schlange sey noch am Leben und sehr dick und groß, ihr Biß sey eine Arzenei gegen den Biß der giftigen Schlangen. Dies mag die Ursach ihrer Verehrung seyn.

Unter den Vögeln bemerken wir den Pelican, eine Art Falken, und eine Art Habichte, einen Geier, den Ochsensauger, einen Storch, und den Fischer.

Der Pelican hat den Körper einer Gans, nur größer, auch wird er Löffelgans genannt. Es giebt derselben mehrere Arten. Alle haben ein sonderbares Kennzeichen.

Der untere Theil des Schnabels besteht aus zwei Stücken, die man nicht besser, als mit zwei Fischbeinstäben, die vorn am Ende des Schnabels zusammenhängen, vergleichen kann. Diese Fischbeine sind die Mündung eines Sackes, worin ein Mensch den ganzen Kopf stecken könnte. In diesen Sack sammelt der Pelican die Fische, die er nachher frißt oder seinen Jungen bringt. Einige dieser Vögel sind so groß beinah als ein kleiner Mann, weil sie lange Füße und einen noch längeren Hals haben. Sie sind weiß. Bei einigen ist der Obertheil des Schnabels, bei einer Länge von achtzehn Zoll, über drei Zoll breit durch seine ganze Länge, und hat der Länge nach durch die Mitte innwendig eine Art von Säge. Andre haben spitze Schnäbel, und es giebt auch kleinere.

Der Pelican ist lange Zeit das Symbol der mütterlichen Zärtlichkeit gewesen, weil man von ihm fabelte, daß er sich mit dem Schnabel die Brust aufschlitzte, um seine Jungen mit seinem Blute zu nähren. Was davon wahr seyn mag, wird das seyn, was mehrere Vögel thun; nemlich, daß er sich einige Federn von der Brust reißt, um das Nest für seine Jungen damit zu belegen; es giebt auch einige, die an der Brust röthlich schimmern, als wenn auf ihren weißen Federn Blut gewesen, und wieder abgewischt worden wäre. Daher mag die Fabel wol entstanden seyn.

Die Falken sollen dort, nach der Sage der Negern, so groß seyn, daß sie ein Reh zwingen; sie setzen sich auf den Kopf desselben, und schlagen es mit ihren Flügeln, bis daß es betäubt hinfällt. Auf die Art läßt sichs begreifen.

Es giebt Habichte so groß wie unsre Adler; sie sollen Kinder angreifen und fressen, wenn sie selbige an entlegenen Orten treffen.

Auch findet sich eine Art Geier, so groß wie ein Hühnerhahn, der den Leuten das Fleisch vom Tische vor ihren Augen wegholt. Ein Schuß erschreckt ihn nicht.

Der Ochsensauger ist von der Größe einer Amsel, schwarz, und hat einen harten, spitzen Schnabel. Er setzt sich auf das Vieh, bohrt ihm die Haut mit dem Schnabel durch, saugt ihm das Blut, und wenn die Hirten dem Thiere nicht zu Hülfe kommen, können diese kleinen Vögel das stärkste

Rind tödten. Freilich kommts auf die Größe nicht an, wie viel man Gutes und Schaden thun kann; und es ist gewiß, daß die Hornissen ein Pferd oder einen Ochsen tödten können. Dies geschieht aber durch die Entzündung und das heftige Fieber, das ihre Stiche und ihr Gift verursachen. Allein daß durch das bloße Aussaugen des Blutes die Vögel einen Ochsen tödten sollten, ist nicht wahrscheinlich; oder es müßten mehrere hundert sich einander ablösen.

Der Statker, eine Art von Storch, ist der größte Vogel dieser Gegenden; er ist größer als ein Mensch; diesen Vorzug verdankt er aber nur der Länge seiner Füße und des Halses; denn sein Leib ist nur so groß als ein Lamm.

Der Fischer, oder Kourbalos, ist so groß wie ein Sperling, hat buntes Gefieder, einen langen, spitzen und starken Schnabel, der inwendig mit Zähnen, wie eine Säge, versehen ist. Die Nester dieser Vögel sind merkwürdig; sie sind länglicht und so fest, daß kein Regen durchdringen kann. Mit einem langen Faden hängen sie an der äußersten Spitze der Zweige, die über dem Wasser stehen, und haben an der Ostseite eine kleine Oeffnung, die den Regen nicht einläßt. In diesen Nestern sind diese Vögel vor den Anfällen der Affen sicher.

Manche Thiere haben von der Natur entweder Waffen oder Künste erhalten, wodurch sie sich vor den Angriffen ihrer Feinde schützen: andre nicht. Wenn der Ochs Hörner, und der Eber Hauer, um sich zu wehren, haben, wenn das Kaninchen sich

in

in Löcher verkriechen kann, so hat das Schaaf nichts. Ist dem Schöpfer das Schaaf minder, als der Ochs, der Eber und das Kaninchen lieb? Schwerlich. Es war also wol nicht die Absicht des Schöpfers, diese Thiere zu verwahren. Und er konnte die einen nicht verwahren, ohne die andern, die er auf Raub zu ihrer Erhaltung angewiesen hatte, Noth leiden zu lassen. Wollte er der Ochsen und Eber und Kaninchen schonen, so ging er sicherer, wenn er keine reißende Thiere schuf. — Es scheint also, daß die Absicht des Schöpfers nicht sowol die Verwahrung einiger Arten, als die Mannigfaltigkeit in seiner Schöpfung war.

Es giebt hier große Wallfische. Der merkwürdigste Fisch aber ist der Hayfisch. Er hat drei Reihen scharfer Zähne, womit er einem Menschen in einem Biß das Bein abbeißt; er ist auch der furchtbarste unter den Fischen, und man nennt ihn den Seewolf, und den Seetiger; seine Länge beträgt fünf und zwanzig Fuß, und seine Breite vier. Er wirft mit dem Schwanze einen Kahn um, und wenn ein Mensch ins Wasser fällt, ist er gewiß verlohren.

Der Sägefisch hat an dem Oberkiefer einen zwei Fuß langen und etwa vier Zoll breiten Knochen, der mit großen Zähnen in Gestalt einer Zimmermannssäge, mit den Zähnen aufwärts gekehrt, vor seinen Kopf gerade hervorragt. Man sagt, daß er den Wallfisch angreift, ihm den Bauch mit seiner Säge aufschlitzt, und ihn tödtet.

Der Narval hat vor dem Kopf ein gerade ausgehendes elfenbeinernes Horn, welches vier, fünf Fuß und mehr, lang ist. Er soll damit Löcher in die Kähne und einen Leck machen können. Man sollte glauben, daß das Brett nicht ganz neu seyn müßte. Denn, wie bekannt, sind die Bretter an den Fahrzeugen von Eichenholz und ohngefehr vier Zoll dick.

Der Krampffisch ist sehr wunderbar; wenn man ihn berührt, entweder mit der Hand, oder mit einem Stock, oder mit den Schuhen an den Füßen, bekommt man einen electrischen Schlag, und zwar so heftig, daß der ganze Körper erschüttert und der berührende Theil starr wird. Diese Wirkung ist nun desto stärker, je mehr das Thier noch Leben hat, und dauert einige Minuten. Wenn man aber bei der Berührung den Athem an sich hält, so soll er seine Wirkung nicht thun.

Guinea.

Südwärts von der Sierra Leona erstreckt sich die Küste nach Osten hin, und bekommt den Namen Guinea. Sie ist über dreihundert Meilen lang, man unterscheidet darin die Goldküste, die Elfenbeinküste, die Sclavenküste, das Königreich Benin.

Eine von den schwarzen Majestäten gab einem paar Schiffcapitains öffentliche Audienz, wobei folgende Ceremonien und Prachtanstalten zu bemerken sind.

Die

Die Großen und Edeln des Reichs holten die Fremden am Eingange des Pallastes ein, führten sie durch den Vorhof nach dem Audienzsaale, der voll von andern Großen war, die auf ihren Knieen lagen, und sie selbst legten sich auf die Knie, wo sie während der ganzen Audienz lagen. Ihro schwarze Majestät saßen hinter einem Vorhange, denn die Großen dürfen auf das Glück, das holde Antlitz seiner Majestät zu schauen, keinen Anspruch machen. Höchstdieselben kuckten durch ein kleines Loch im Vorhange auf die Engländer, und winkten ihnen näher zu treten. Sie gingen zum erhabenen Throne, welcher eine Erhöhung von Töpferarbeit zwei Fuß hoch von der Erde war, um welche alte schmuzzige Vorhänge hingen. Der gnädigste Fürst hatte eine lange hölzerne Pfeife im Munde, die ein paar Loth Taback halten mochte; und neben demselben stand das Fläschchen mit Brandwein, und eine kleine etwas unsaubre silberne Schaale. An den Wänden hing Höchstdero Garderobe, eine Menge prächtiger Kleider, die seine Majestät von Capitainen der Weißen geschenkt bekommen zu haben sich rühmten. Sie hatten die Gnade sich zu äußern, daß sie die Königliche Englische Handlungscompagnie für einen redlichen Mann hielten; hießen die Engländer sich setzen, tranken die Gesundheit Ihres Bruders des Königes von England, Ihres Freundes der Handlungscompagnie, und der beiden gegenwärtigen Capitains. Nach diesem setzte man vor den König einen kleinen viereckten Tisch, ein altes Laken war

das

das Tischtuch; darauf waren zinnerne Teller und Löffel; denn der ganze Silbervorrath seiner Majestät schien in dero Mundbecher zu bestehen. Nach Messer und Gabeln muß man hier nicht fragen, jeder reißt mit den Zähnen oder Fingern seine Portion Fleisch von dem ganzen Stücke ab. Man trug eine große zinnerne Schüssel auf, so blank als das Gesicht seiner Majestät. Es waren darin geschmorte Hühner, und daneben eine Schüssel mit abgekochten Kartoffeln statt Brodts. Nachdem Seine Majestät und Dero Gäste (die Engländer) satt waren, nahmen höchstdieselben einige Hühner aus der Brühe, und reichten sie den Durchlauchtigen Prinzen und Prinzessinnen, Dero Kindern, die indeß um die Tafel herumkrochen; das Uebrige ward unter die Großen und Edeln, die im Saale waren, vertheilt, die auf dem Bauche, wie Hunde, heranschlichen, und mit großem Appetite die Brocken verzehrten.

Unter einem Volke des Landes haben die Weiber die Mode, eine Menge Schlüssel an ihrer Seite hängend zu tragen, als wenn sie viele Kasten und Schränke hätten; und in der That haben sie meistentheils nicht einmal eine Schachtel. Die Einwohner überhaupt tragen große Sorge, alles, was zu ihrem Begräbnisse nöthig ist, bei ihrer Lebenszeit anzuschaffen; weil sie glauben, sagt man, um desto besser in jenem Leben aufgenommen zu werden, je prächtiger und kostbarer man sie zur Erde bestattet. Dazu gehört ein schönes buntes baumwollenes Laken, ein Sarg, goldne Ringe und andres Geschmeide.

Man

Man hat den Negern von der Goldküste sehr unrecht gethan, wenn man sie beschuldigt hat, daß sie die Fetische als ihren Gott ansähen. Sie selbst behaupten, sie erkennen nur Einen Gott, der alles, und selbst die Fetische gemacht hat, die er zum Dienste der Menschen auf die Erde sendet. Diese Fetische nun, gleich furchtbar und wohlthätig, erzeigen dem Menschen alles Gutes, können aber auch vielen Schaden anrichten. Alle Morgen, nachdem sie sich gewaschen haben, sprechen diese Neger folgendes Gebet: „Mein Gott, gieb mir heute „Reiß und Kartoffeln; gieb mir Gold, Sclaven, „Reichthum, gieb mir Gesundheit, und verleihe „mir rasch und thätig zu seyn.“ Sie glauben Gott so gütig, daß er ihnen keinen Schaden thun kann; und daß er den Fetischen alle seine Macht übergeben hat, ohne sich etwas davon vorzubehalten.

Man kann sich ungescheut auf das Wort der Negern verlassen, wenn sie bei ihrem Fetisch schwören, oder denselben so gar hinunterschlucken. Um die Wahrheit aus ihrem Munde zu erhalten, darf man nur in ein Glas mit Wasser etwas mischen, oder Brodt tauchen, und ihnen diesen Fetisch zu trinken geben. Haben sie wahr geredt, so werden sie ohne Scheu trinken; haben sie aber gelogen, so berühren sie den Trank für keinen Preiß, weil sie glauben, daß sie unvermeidlich den Augenblick des Todes seyn würden. Sie haben weder Tempel noch Priester; aber eine Art von Landespriester, der die Fetische macht.

Der Aberglaube mit dem Schwur beim Fetisch ist ganz gut. Wie aber, wenn sie einmal einsehen sollten, daß es ein bloßer Aberglaube ist? Wie würde man denn die Wahrheit aus ihnen herausbringen, oder sich auf ihr Versprechen verlassen können? Ein Nutzen, der nur auf dem Aberglauben beruht, ist nicht zuverlässig.

Sie glauben die Seelenwandrung, aber weder Himmel noch Hölle.

Die Kinder der Könige sind von der Thronfolge ausgeschlossen, die auf einen andern Verwandten des Königes fällt. Jene erben nicht einmal einen Theil von dem Privatreichthum ihres Vaters, so daß sie für ihren Unterhalt selbst sorgen müssen. So lange der Vater lebt, werden sie geehrt, haben sie ihre Wache; alles ist aber vorbei, so bald der König todt ist, und sie verfallen in den Stand der Privatpersonen.

Dem Adel allein ist es erlaubt, Handlung zu treiben; daher sie auch die einzigen Reichen sind. Es sind deren etwa vierzig oder fünfzig im Reiche; der übrige Theil des Volkes ist so arm, daß es kaum ein elendes Tuch hat, seine Blöße zu decken. Es muß den Edlen dienen, um Nahrung für sich und seine Kinder zu haben, und nicht selten verkauft es seine Freiheit, um satt zu werden. Wenn einer glücklich genug gewesen ist, etwas zu erwerben und sicher genug zu verstecken, so sucht er mit Fürsprache der Edeln beim Hofe um den Adel, oder das Privilegium, die Handlung zu treiben, an. Findet

sein

sein Gesuch statt, so wird ein Tag zu seiner Erhebung angesetzt, die am Ufer des Meeres geschieht. Der künftige Edelmann macht damit den Anfang, daß er die Canzeleigebühren, die acht Thaler an Werth betragen, erlegt; dann erklärt der König ihn, in Gegenwart der Edlen, für einen Edelmann und einen Kaufmann; wendet sich gegen das Meer, verbietet den Wellen dem neuen Edeln zu schaden, befiehlt ihnen, dessen Kähne nicht umzuwerfen, und dessen Waaren nicht zu verderben; und das Meer erfüllt mit Ehrfurcht die Befehle seiner Majestät, wie man wol denken kann. Der König besticht aber auch das Meer mit einer Flasche Brandwein, die er hineingießt, um die Gunst desselben zu gewinnen. Endlich bewirthet der neue Edelmann den Hof, und nun ist er ein ganz andrer Mensch als vorher. Bei uns kostet der Adel und selbst ein Hofrathstitel weit mehr. Dafür heißt es aber auch in allen Zeitungen: wegen desselben Verdienste, vorzüglicher Geschicklichkeit ꝛc. und dieser Ruf erschallt durch die ganze Welt. Auf der Goldküste hat man aber keine Zeitungen, also kann auch der Adel wohlfeiler seyn.

Wenn einem Gläubiger die Zeit lang währt, und er durchaus seine Bezahlung eintreiben will, wendet er sich an den König, der den Schuldner sogleich fodern läßt. Kläger muß aber vor allen Dingen acht Unzen Goldes seiner Majestät zum Geschenk bringen, (das ist sehr theuer, und unglaublich; denn wie, wenn der Proceß nur ein Paar Unzen Goldes beträgt?) wofür Hochdieselben Brand-

wein kaufen, sich bei der schweren Untersuchung des Rechts zu stärken. Ueberdies muß er auch noch den dritten Theil der einzuklagenden Summe niederlegen, der sogleich unter den König und seinen Hof vertheilt wird. Wenn das geschehen ist, beschwört er die Richtigkeit der Schuldfodrung mit Verschlukkung des Fetisches. Nun hört man den Beklagten, und wenn seine Defension nicht für gültig gehalten wird, wird er zur Bezahlung in einer gewissen Zeit verurtheilt, und er muß die Leistung bei dem Haupte des Königes beschwören. Bezahlt er nicht, so muß er, für seinen Eidbruch, Strafe erlegen, man setzt ihm eine neue Frist, der Kläger muß immer neue Geschenke bringen, bis endlich nach mehreren Fristen der Beklagte, wenn er nicht Zahlung leistet, für insolvent erklärt und als Sclave verkauft wird.

Die Zauberei wird bei ihnen mit dem Tod im Wasser bestraft; diejenigen, die die Geheimnisse des Staatsrathes verplaudern, verlieren ohne Gnade den Kopf, entlaufene Sclaven, oder auch die, die entlaufen wollen, werden zum Tode verurtheilt.

Von den Kriegesgefangenen opfert ein gewisses Volk, das tiefer im Innern des Landes wohnt, immer einige seinen Fetischen. Hier ist die Beschreibung, die ein Reisender, der bei einem solchen Opfer zugegen war, davon macht.

Der Dahomay (d. i. der Regent dieses Landes) ließ die Gefangenen alle auf seinen Hof bringen, und suchte zum Opfer für die Fetische eine große Menge aus; die Uebrigen wurden zur Sclaverei

verei vorbehalten. Alle Soldaten des Dahomay, welche an diesem Fang Theil hatten, bekamen Belohnungen, welche die Diener des Königes auf der Stelle unter sie austheilten. Für jeden gefangenen Mann bekamen sie an Muscheln, die bei ihnen statt der Scheidemünze dienen, den Werth von etwa zwanzig Schillingen, (Da es ein Engländer ist, der hier erzählt, muß man wol englische Schillinge, oder Schillinge Sterlings verstehen, die etwas mehr als acht Groschen in Gold betragen, also ohngefehr zusammen sieben Thaler.) und die Hälfte für ein Weib oder Kind. Die nemlichen Soldaten brachten einige tausend Köpfe in den Hof, die sie auf Stricke, wie Perlen, aufgereiht hatten. Jeder hatte davon seine Last, lieferte sie an die Diener des Königes ab, und bekam fürs Stück fünf Schillinge. Diese Belohnungen haben zur Absicht, den Soldaden zur Tapferkeit aufzumuntern; veranlassen aber ein unnützes Morden nach der Schlacht. Andre Neger trugen diese schrecklichen Zeichen des Sieges weg, um sie bei dem Lager auf einen Haufen zu legen; die Absicht des Königes war, ein dauerndes Denkmal seines Sieges damit zu errichten.

Als der Fürst im Hofe erschien, fielen alle Großen auf die Erde nieder, und durften nicht näher als zwanzig Schritt sich seinem Stuhle nähern. Diejenigen, die mit ihm zu sprechen hatten, küßten die Erde, dann sprachen sie einem alten Weibe ins Ohr, die dem Fürsten ihr Anliegen sagte, und ihnen die Antwort zurückbrachte. Er verschenkte sei-

nen Dienern und Hofleuten ohngefehr zweihundert Sclaven. Diese königliche Freigebigkeit, die wenig kostete, ward sogleich in dem ganzen Hof ausgerufen, und wurde von allen Anwesenden mit lautem Beifall geehrt. Nachher brachten zwei Neger ein Gefäß mit Korn, das etwa einen halben Scheffel enthalten mochte, setzten es auf die Erde, fielen auf die Kniee, und fraßen in einigen Minuten das rohe Korn handvollweise auf. Man sagte dem Fremden, als er um die Ursache dieses sonderbaren Schauspiels fragte, es geschähe blos, um dem König einen Zeitvertreib zu machen; und daß diese Spasmacher nicht lange lebten; daß sich aber immer neue finden ließen. Schande der Menschheit, daß sich verständige Wesen finden, die ihr edles Leben hingeben, einem dummen Tyrannen einige Augenblicke des albernsten Zeitvertreibes zu machen! Geht es aber an manchen Europäischen Höfen besser?

Das Opfer geschah auf vier kleinen, dazu erbauten, Gerüsten, die etwa fünf Fuß hoch über der Erde standen. Das erste Opfer war ein schöner Neger von fünfzig oder sechzig Jahren, der mit hinter den Rücken gebundenen Händen auftrat. Er zeigte sich mit einer edeln Standhaftigkeit, und ließ kein Zeichen des Schmerzes oder der Furcht blicken. Ein Priester sprach über ihn einige geheimnißvolle Worte, und dann hieb ihm der Nachrichter, der hinter ihm stand, den Kopf mit einem Säbel ab. Nachdem der Körper sich verblutet hatte, ward er von einigen Sclaven in die Gegend des Lagers gebracht.

bracht. Der Dollmetscher sagte zu dem Reisenden, der Kopf gehöre dem Könige, und der Leib dem Volke. Das Volk verzehrt den Leib, und der König pflastert mit den Schädeln den Hof seiner Burg. Welcher von beiden, Volk oder König, ist der rasendste?

So erging es allen Opfern. Die Männer zeigten alle Standhaftigkeit, die Weiber und Kinder aber erhoben ein jämmerliches Geschrei.

Der Reisende fragte einen Eingebohrnen, warum man so viele Menschen schlachtete, die man, mit größerem Vortheil für den König und die Nation, verkaufen könnte? Der Einwohner antwortete ihm, es wäre bei ihnen ein uralter Gebrauch; daß der König es nicht unterlassen dürfte, nach einem Siege ihrem Gotte eine gewisse Anzahl Gefangener zum Opfer zu bringen; daß sie ein großes Unglück zu befürchten zu haben dächten, wenn sie einen so ehrwürdigen Gebrauch versäumten, und daß sie nur der Treue, mit welcher sie ihn beobachteten, ihre letzten Siege verdankten. — Welch ein Begriff von der Gottheit! Er sagte ferner: der Grund, warum man vornemlich die Alten zu Schlachtopfern wählte, sey blos politisch; sie trauten den Alten und Erfahrnen mehr Einsicht und Klugheit zu; man fürchte, daß diese, wenn man sie leben ließe, Meutereien und Verschwörungen anzeddeln möchten. Uebrigens würden die Alten nicht gut verkauft werden. Was die jungen Leute betrifft, die man geopfert hätte, so geschähe es nur, um den Weibern des feindlichen Königes, die das Leben verlohren

haben, in jenem Leben aufzuwarten. Die Sieger sind doch, selbst gegen die feindlichen Damen, artig.

Der Dahomay mußte sogleich gegen ein andres Volk zu Felde ziehn, dessen Armee aus lauter Cavallerie bestand. Da seine Armee bloße Infanterie war, konnte sie dem Feinde nichts anhaben; endlich verfiel der Dahomay auf eine List. Er hatte in seinem Lager eine Menge Brandwein; diesen ließ er in eine nahgelegene Stadt bringen, und brach auf, als wenn er sich zurückzöge. Die Feinde glaubten, er wäre geflohen, nahmen die Stadt ein, fielen über den Brandwein her, und ließen sichs wohl seyn. Der Brandwein, der bei den Feinden etwas seltenes war, stieg ihnen zu Kopf, und in dem Augenblick, da sie taumelten und ihrer nicht mächtig waren, überrumpelte sie der Dahomay, und hieb ohne Mühe eine Menge derselben nieder. Demohnerachtet fürchtete der Dahomay einen zweiten Anfall dieses Volkes, und man war schon entschlossen, wenn es wiederkäme, das Land zu verlassen, und sich auf die Küste zu begeben, wo die Feinde nicht hinkommen würden; denn das Meer war der Fetisch derselben, und ihre Priester hatten ihnen mit Androhung eines augenblicklichen Todes verboten, jemals das Meer anzusehen.

Jeder Soldat hat im Kriege einen Jüngling bei sich, den er zum Kriege anführen muß. Diese Einrichtung ist sehr gut; und es wäre zu wünschen, daß jeder Stand in der bürgerlichen Gesellschaft eine

ähnliche Gestalt träfe; denn würden alle Dienste gut besetzt seyn.

Der Hof der königlichen Burg ist das Gefängniß, wo die Verbrecher in Ketten unter freiem Himmel und vor den Augen aller Menschen liegen. Das ist kein hübscher Anblick. Aber es ist doch besser, als ihnen in dumpfen Löchern die Gesundheit verderben zu lassen.

Der Reisende bewirthete den General der Neger. Während der Mahlzeit stahlen diesem Generale seine eigne vornehmste Bedienten, die hinter seinem Stuhle standen, die Bissen vom Teller. Das würde uns sehr sonderbar vorkommen.

Die Goldküste hat ihren Namen von der grossen Menge Goldes bekommen, die man dort im Sande und in den Flüssen findet, obgleich die Einwohner mit dem Bergbau nicht umzugehen wissen. Die Portugiesen waren die ersten, die sich hier niederließen, und alle andere Europäer lange Zeit durch ihre Gewaltthätigkeit abzuhalten wußten. Mit den Negern verfuhren sie tyrannisch; sie legten auf alle Producte des Landes und auf die Fischerei schwere Auflagen; und doch gehörten Land und Fischerei nicht ihnen, sondern den Negern. Sie zwangen die Vornehmen des Landes, und selbst die Könige, ihnen ihre Kinder zur Bedienung, und als eine Art von Sclaven zu geben. Nie öffneten sie ihre Magazine zum Verkauf, wenn man nicht wenigstens mit vierzig oder fünfzig Mark Goldes kam; und dann gaben sie doch nur die Waaren, die sie los

seyn wollten, und die sie nach Belieben taxirten. Wenn das Gold der Negern nun im mindesten vermischt war, so wurde der Käufer unausbleiblich mit dem Tode bestraft, ohne Rücksicht auf Stand und Reichthum. Selbst ein König konnte einen seiner Verwandten, der dieses angeblichen Verbrechens schuldig war, vom Tode nicht retten. Alle Waaren, welche die Negern von andern Völkern kauften, wurden confiscirt, als wenn es gestohlene Sachen gewesen wären.

Eben so machten es die Holländer, nachdem sie sich hier niedergelassen und die Portugiesen verdrängt hatten. So haben es die Europäer allenthalben gemacht, wohin sie gekommen sind.

Man findet hier eine Art Dammhirsche, die so klein wie ein Mops sind, und Füße wie die Federkiele haben. Die Männchen haben Hörner zwei oder drei Zoll lang. Es sind die niedlichsten kleinen Thierchen; sie können aber die Seeluft nicht vertragen, und alle Versuche, welche nach Europa zu bringen, sind mislungen.

Die Neger sollen hier äußerst stolz seyn; sie gehen, sagt ein Reisender, immer mit niedergeschlagenen Augen, und würdigen nichts, darauf zu sehen; sie geben auf niemanden Acht, wenn sie nicht von ihrem Herrn, oder von einem höheren Staatsbedienten den Befehl dazu erhalten. Zu denen, welche sie unter ihrem Stande achten, sprechen sie kein Wort, und wenn sie selbige anreden, so thun sie es nur, um ihnen das Maul halten zu heißen,

als ob sie sich für beschimpft hielten, wenn diese mit ihnen sprechen. Man sieht, daß es von den Vornehmeren hier die Rede ist. Ueberall verachten die Menschen ihres Gleichen, um zufälliger nichtsbedeutender Unterscheidungen willen, oder aus tyrannischem Uebermuth. Gegen die Weißen sind sie bescheiden, und halten sichs für eine Ehre, wenn diese mit ihnen sprechen. Knechtische Niederträchtigkeit und dummer Stolz zusammen! Diese findet man oftmals gepaart; und das ist ganz natürlich; denn, wer den Menschen nicht als Menschen ehrt, und seinen Werth in äußeren Unterscheidungen setzt, der wird von jedem nichtswürdigen Unterschiede geblendet.

Man hat folgende Characterschilderung von ihnen entworfen: „Sie machen sich mitten unter den „Gräbern lustig; sie würden ihr ganzes Land in „Flammen stehn sehen, und sich in ihrem Gesang „und Tänzen nicht stöhren lassen. Sie sind nach „Gewinn begierig, und der Verlust macht sie nicht „betrübt; man könnte ihnen all ihr Vermögen rau„ben, ohne ihnen eine unangenehme Viertelstunde „zu machen.“ Die Leute sind so dumm nicht! Das ist zum Theil die Tugend, nach welcher ehemals die Stoiker trachteten.

„Sie sind, sagt man, keiner menschlichen Em„pfindung, keiner Zuneigung fähig. Kaum wür„den sie mit einem Trunk Wassers einen Menschen „erquicken, der vor ihren Augen an tödtlichen Wun„den umkäme; sie sehen einander ohne Mitleid und „ohne Hülfe dahin sterben. Ihre Weiber, ihre

„ Kinder sind die ersten, von welchen sie in solcher „ Noth verlassen werden. Der Kranke liegt ohne „ Hülfe, wenn er keine Sclaven, oder kein Geld, „ Dienste zu erkaufen, hat; und diese Verlassung „ der Freunde und Blutsverwandten wird nicht ein„ mal als ein Vergehen angesehn. Geneset der ver„ lassene Kranke wieder, so finden sich Freunde und „ Verwandte wieder ein, und leben mit ihm auf „ eben dem Fuß wie vorher, als ob sie alle Pflichten „ der Menschlichkeit und Liebe erfüllt hätten.“ Also hat der Kranke die Verlassenheit nicht übel empfunden, da er die Gefühllosen wieder aufnimmt; er hat also ihre Hülfe nicht erwartet, nicht verlangt, die Verlassenheit nicht gefühlt. Es ist also von jenen nicht Hartherzigkeit; sondern sie denken nicht daran; und diese Hülflosigkeit mag wol eine Folge des Muthes seyn, mit welchem rohe Völker ihre eignen Leiden verachten, und folglich die Leiden andrer mit Gleichgültigkeit ansehen.

Die Neger sind zum Raube geneigt, und entschuldigen sich mit folgendem religiösen Mährchen, das recht wie eine Legende aussieht.

„ Die drei Söhne Noahs, jeder von besondrer „ Farbe, der eine weiß, der andre braun, der dritte „ schwarz, kamen nach dem Tode ihres Vaters zu„ sammen, um dessen Verlassenschaft unter sich zu „ theilen. Sie bestand in Gold, Silber, Edelgesteinen, „ Elfenbein, Linnen, seidnen und baumwollenen Zeu„ gen, Pferden, Kameelen, Rindern, Schaafen, „ Ziegen und andern Thieren, und überdies in Waf-

„ fen,

„fen, Meublen, Taback, Pfeifen und Korn. Die „drei Brüder speiseten zu Abend in brüderlicher „Eintracht mit einander, und nachdem ein jeder „sein Pfeifchen geraucht und seine Flasche geleert „hatte, gingen sie auseinander, um sich zur Ruhe „zu begeben. Der weiße aber, der an keinen Schlaf „dachte, stand auf, so bald er merkte, daß seine „Brüder schliefen, packte Gold, Silber und alle „Kostbarkeiten zusammen, lief davon und flüchtete „nach Europa. Am Morgen wachte zuerst der „Mohr oder Braune auf, und merkte sogleich den „Diebstahl. Um sich, so gut er konnte, schadlos „zu halten, stahl er alle Meublen von Werth, lud „sie auf die Pferde und Kameele, und entfernte „sich. Der arme Schwarze, der zu spät erwachte, „erschrack über die Treulosigkeit seiner Brüder; sei„ne ganze Haabe bestand in Baumwolle, Taback, „Pfeifen und Hirse. Nachdem er sich einige Zeit „dem Schmerz überlassen, ermannte er sich wieder, „stopfte ein Pfeifchen, um sich zu erholen, und „war auf Rache bedacht. Die sicherste und ange„messenste schien ihm, Gleiches mit Gleichem zu „vergelten; er beraubte also seine Brüder bei jeder „Gelegenheit, so lange er lebte; und seine Nach„kommenschaft machte sich aus seinem Beispiele „ein unverbrüchliches Gesetz, das sie bisher mit vie„lem Eifer beobachtet hat.“

Die Kinder sind sich selbst überlassen und leben in beständigem Müßiggange, laufen beständig auf der Gasse, liegen auf den Plätzen haufenweis, wie

die

die Ferkel; werden aber auch sehr geschickt und gelenkig, und lernen sehr gut schwimmen. Es ist ihnen eine Kleinigkeit, wenn der Wind ihnen den Kahn umwirft; sie schwimmen ans Ufer ohne Umstände. Die Eltern lassen sie machen was sie wollen, und sagen ihnen niemals ein Wort. Das väterliche Ansehen wird auch wenig geachtet. Die Väter strafen selten ihre Kinder, wenn diese nicht andre geschlagen haben, oder sich von andern schlagen lassen; in diesem Falle aber mishandeln sie selbige unbarmherzig.

Die Nachlassenschaft eines Mannes kommt nie an die Frau, ob diese gleich Kinder hat. Der Bruder, der Vater, oder ein andrer Verwandter des Verstorbenen nimmt alles hin; die Wittwe muß sehen, wie sie mit ihren Kindern fertig wird, und ihr Brodt mit ihrer Hände Arbeit verdienen.

Die mehresten Neger auf der Goldküste glauben nur Einen Gott; einige halten ihren Gott für böse, weil er ihnen viele Leiden schafft; den Gott der Europäer glauben sie gut, weil er seinen Anbetern so viel Wohlthaten erweiset. Ihre Priester sagen ihnen vor, Gott lasse sich zuweilen unter den heiligen Bäumen in der Gestalt eines schwarzen Hundes sehen. Andre glauben zwei Götter, einen guten und einen bösen. Den bösen, den sie Teufel nennen, jagen sie alle Jahr an einem gewissen Tage mit vielen Ceremonien aus dem Orte. Er muß doch aber wiederkommen, weil sie ihn immer wieder wegjagen müssen.

In jenem Leben, sagen sie, werden die Menschen eben dieselben Gewerbe treiben, die sie auf Erden getrieben haben, und alle Geschenke brauchen, die man ihnen hier gemacht hat. Von Strafen und Belohnungen scheinen sie nichts zu wissen; allerdings, denn sie haben wenig moralische Begriffe. Uebrigens giebt es auch hier aufgeklärtere, welche meynen, daß die abgeschiedenen Seelen unmittelbar nach dem Tode an einen großen Fluß geführt würden, wo Gott sie frägt, welchen Wandel sie geführt haben. Können die Seelen nun, der Wahrheit gemäß, antworten, daß sie die Feiertage der Fetische heilig gehalten, sich der verbotenen Speisen enthalten, und ihre Versprechen gewissenhaft erfüllt haben, so fahren sie sanft auf dem Fuß nach einer Gegend hin, wo Vergnügungen die Fülle ihrer erwarten. Haben sie aber diese drei Pflichten versäumt, so stürzt Gott sie in den Fluß, wo sie ersäuft werden und in ewige Vergessenheit fallen. Man sieht, was die Armen, wenn die Sage wahr ist, für moralische Begriffe haben.

Viele Neger glauben, eine Spinne habe das Menschengeschlecht erschaffen. Lehrte doch der berühmte Weltweise Anaximander, daß die Menschen ursprünglich aus Fischen entstanden wären. — Andre Neger behaupten, Gott habe den Menschen das Leben gegeben; daß er anfänglich Schwarze und Weiße gebildet habe; daß er diesen seinen Geschöpfen zwei Geschenke, Gold und Künste, vorlegte, und den Negern die Wahl ließ. Diese wähl-

ten das Gold; die Weißen bekamen die Künste und Wissenschaften. Gott genehmigte die Loose, ward aber über die Habsucht der Neger entrüstet, und verdammte sie, ewig die Sclaven der Weißen zu seyn. In der That, dies ist eine sinnreiche Fabel!

Die Neger in Guinea sind bürgerlich in fünf Classen getheilt. Die Könige machen die erste Classe aus. Die zweite besteht aus den Kabaschieren, eine Art von obrigkeitlichen Personen, die auf die Ordnung in den Städten und Dörfern zu sehen haben. Die dritte enthält die Reichen, welche von einigen Reisenden für Edelleute ausgegeben werden. In der vierten Classe sind alle arbeitende Theile des Volks. Die Sclaven sind die fünfte.

Der Armuth, die unter den Negern herrscht, ohnerachtet, sieht man in Guinea keinen Bettler! Alte und Verstümmelte arbeiten unter der Aufsicht der Regierung, an Werken, die ihre Kräfte nicht übersteigen. Junge Müßiggänger müssen als Soldaten dienen. — Wenn das wahr ist, so ist die Regierung in Guinea in diesem Stücke vollkommner, als irgend eine Regierung in Europa. Denn obgleich die mehresten das Betteln und das Almosengeben verbieten, und für die Armen sorgen wollen, so wird man doch noch überall von Bettlern angefallen.

Ihre Grausamkeiten im Kriege, gegen die Unglücklichen, die ihnen in die Hände fallen, sind schauderhaft. Nachdem sie die Elenden lange gequält haben, schneiden oder reißen sie ihnen den untern Kinnbacken ab, und lassen sie dann elendiglich ster-

ben. Einer von diesen Negern rühmte sich gegen einen Europäer, drei und dreißig Menschen in einer einzigen Schlacht auf diese Art gemartert zu haben. Nachdem er ihnen das Gesicht von einem Ohre zum andern gespaltet hatte, setzte er ihnen das Knie gegen die Brust, und riß ihnen, mit aller Macht, den Kinnbacken aus, den er als ein Siegeszeichen davon trug. Andre reißen den schwangeren Weibern den Leib auf, nehmen das Kind heraus, und schlagen es an dem Kopf der Mutter todt.

Die gefährlichsten Krankheiten in diesem Lande sind die Blattern und die Würmer, die eine Menge Menschen wegraffen. Der Regen soll sehr schädlich, und die Stürme so heftig seyn, daß sie das Bley der Dächer zusammenrollen. Die Ungewitter und der Donner sind sehr heftig. Das kann man wol vermuthen, da die Hitze in dem Lande außerordentlich groß ist.

Die Hunde verlieren hier alle ihre guten Eigenschaften, die Wachsamkeit, den Muth und die Treue; man hält sie nur als Schlachtvieh und heerdenweise.

Die Tiger sind hier äußerst furchtbar und in großer Menge. Die gemeinen sind so groß wie ein Kalb, mit gelben und braunen Flecken. Die Menschen sind vor diesen Thieren nicht sicher, sie zerreißen Menschen und Vieh mitten unter den Wohnungen, und wer in die Wälder geht, muß sich wohl vorsehen. Den Negern gelingt es zuweilen, sie mit ihren Aexten todtzuschlagen. Ein Engländer erzählt, daß eine Zeitlang keine Nacht hinging, ohne

daß

daß die Tiger einige Stücke Vieh von seiner Heerde raubten, und einstens mitten am Tage drang einer in seine Wohnung, und zerrieß zwei Ziegen. Sobald der Engländer das Thier gewahr wurde, ging er ihm mit seinem Constabler, zween Engländern und einigen Schwarzen, alle mit Musketen bewaffnet, nach. Der Tiger flüchtete in einen Wald; der Constabler verfolgte ihn, kam aber bald wieder zurück ohne Hut, ohne Schuh und ohne seinen Säbel. Der Tiger hatte ihn angefallen. Ein andrer ging mit der Büchse in Anschlag ihm nach; der Tiger lag still, bis ihm der Mann nah genug kam; da packte er ihn bei den Schultern, warf ihn zu Boden, und würde ihn zerrissen haben, wenn die andern nicht dazu gekommen wären. Noch andre kamen, die das Thier angriffen; dieses aber ließ sich alle die Angriffe nicht abschrecken; es kam wieder und raubte Schaafe, bis daß man es in eine Falle fing. Dieser Sieg veranlaßte ein Freudenfest, woraus man das Schrecken abnehmen kann, was diese Thiere erregen. Nach dem Landesgebrauch darf derjenige, der einen Tiger erlegt hat, soviel Palmenwein auf dem Markte unentgeldlich nehmen, als er will.

Es giebt hier Kröten, die so groß wie eine Schüssel sind, und Schlangen von zwanzig bis sieben und zwanzig Fuß, die einen Menschen ganz verschlingen.

Dagegen findet man eine große Menge Bienen, die vortrefflichen Honig liefern.

Die

Die Ameisen machen sich furchtbar. Sie machen Baue in der Größe eines Mannes, besuchen die Niederlassungen der Europäer, und vertreiben die Menschen aus den Betten. Kein Thier kann sich vor ihrer Gefräßigkeit schützen, sie verzehren Hammel und Ziegen, und ein Europäer erzählt, daß sie ihm solches Thier mehrmals in einer einzigen Nacht so rein skeletirt haben, als es der beste Zergliederer hätte thun können. Mit einem Huhne werden sie in einem paar Stunden fertig; und die Ratze, so schnellfüßig wie sie ist, entkommt ihnen nicht. So bald nur eine einzige Ameise sie angegriffen hat, ist sie verloren; denn indeß sie sich von dieser loszumachen arbeitet, greifen andre zu, und sie muß der Menge unterliegen. Die Ameisen arbeiten sich durch Dielen und Kasten durch. Die größten sind nicht weniger als einen Zoll lang. Unsre Ameisen, in Deutschland, können kleinere Thiere, Frösche, Mäuse sehr sauber skeletiren, wenn man sie ihnen todt an ihren Bau legt. Die Ameisen sind ihrer Thätigkeit, Vorsicht und Geschicklichkeit wegen hochberühmt. — Was man ihre Eyer nennt, und womit man stärkende Bäder macht, sind keine Eyer, sondern Puppen.

Die Neger der Sclavenküste sollen die hervorstechendsten guten und bösen Eigenschaften haben. Wo die Vernunft die Kräfte nicht regiert, sind die vortrefflichsten Eigenschaften immer die gefährlichsten. — Diese treiben die Höflichkeit bis zum Misbrauch. Gegen Vornehmere fallen sie auf die Kniee,

küssen dreimal die Erde, bieten den guten Tag, freuen sich des Wohlseyns. Der Vornehmere dankt, und jener steht nicht eher auf, als bis dieser es ihm befiehlt oder weggeht. Muß der Geringere sich entfernen, so bittet er deswegen um Erlaubniß, und kriecht weg, denn es wäre ihm eine Art von Verbrechen, gegen einen Vornehmeren aufrecht zu stehen, oder auf einem Sessel zu sitzen. So verhalten sich die Kinder gegen den Vater, und die Weiber gegen den Mann. Gleiche mit Gleichen fallen vor einander auf die Knie. Wenn ein Vornehmer nieset, fallen alle Anwesenden nieder, küssen die Erde, und wünschen dem Niesenden Wohlergehen. Jedesmal, daß man einander begegnet, und wenn es zwanzigmal in einem Tage wäre, werden alle diese Ceremonien wiederholt; die Unterlassung wird durch eine Geldstrafe gebüßt.

Wenn ein Neger einen Vornehmeren besuchen will, läßt er sich vorerst melden, hält um Erlaubniß dazu an, und bittet um Bestimmung der Stunde. Dann zieht er hin von allen seinen Bedienten und Musicanten begleitet. Kurz, man sollte sagen, es wäre eine Audienz eines Gesandten bei einem großen Fürsten.

So geschickt und geneigt dieses Volk zur Höflichkeit ist, so geneigt und geschickt ist es auch zum Diebstahl. Der König sagte zu einem Europäer: „Meine Unterthanen sind nicht wie unsre Nachbaren beschaffen. Diese sind im Stande, einen Europäer, um der geringsten Kleinigkeit willen, mit

„Gift

„Gift umzubringen. Das haben Sie hier nicht „zu fürchten; aber nehmen Sie ihre Waaren in „Acht, denn meine Unterthanen sind im Stehlen so „geübt, daß sie ihnen nichts lassen werden, als „was sie nicht werden nehmen können.“

Die Männer nehmen jeder eine Menge Weiber, und manche rühmten sich gegen die Europäer, mehr als zweihundert Kinder zu haben. Ein andrer, den man fragte, wie viele Kinder er hätte? antwortete mit einem Seufzer: Ach, ich habe nur siebenzig; und es sind mir siebenzig gestorben. Der König, der dabei zugegen war, versicherte den Europäer, daß einer von seinen Vicekönigen einen mächtigen Feind zurückgeschlagen hätte, ohne andre Hülfe, als von seinen Kindern und Kindeskindern, die mit ihren Sclaven einen Haufen von mehr als zweitausend Mann machten.

Der Reichthum besteht in der Menge der Kinder; dies ist bei unsern Landleuten auch der Fall, wenn sie ihre Kinder zur Arbeit anhalten; hier aber hat der Reichthum einen andern Grund; die Väter verkaufen ihre Kinder, und behalten zuweilen nur den ältesten Sohn. Daher kommts, daß dieses kleine Land monatlich tausend Sclaven auf dem Markt feil bieten kann. Sollten aber die Väter wol das Schicksal ihrer Kinder wissen, die den Europäern in die Hände fallen? kaum kann mans glauben.

Wenn der Vater stirbt, erbt der älteste Sohn das ganze Vermögen, und sogar die Weiber des

Verstorbenen, die er heirathet, seine Mutter allein ausgenommen. (Ist das auch wahr?)

Sie spielen mit vieler Leidenschaft, setzen ihr Vermögen, Geld, Vieh aufs Spiel, ja selbst ihre Weiber und Kinder, und zuletzt ihre eigne Freiheit. Diese Wuth vermochte einen ihrer Könige, alle Hazardspiele bei Strafe der Sclaverei zu verbieten.

Sie fürchten den Tod so sehr, daß sie den Namen desselben weder aussprechen noch hören mögen. Sie machen es wie die Kinder, die das Gesicht unter die Bettdecke verstecken, wenn es blitzt. Den Tod in Gegenwart des Königes oder eines Großen nennen, wäre ein Hauptverbrechen. Ein englischer Kaufmann, dem der König ohngefehr hundert Pfund Sterling schuldig war, und der eben wegreisen wollte, fragte den König, wer ihm die Summe bezahlen sollte, wenn der König noch vor seiner Wiederkunft sterben sollte? Alle Anwesenden stutzten und erschracken. Der König aber lächelte und gab zur Antwort: Seyn Sie deshalb unbekümmert, Sie werden mich nicht todt finden, denn ich werde immer leben. Sollte man in der Selbsttäuschung wol so weit kommen können, daß der König dies mit Ueberzeugung gesagt hätte? Als der Engländer wieder nach Hause kam, sagte ihm sein Dolmetscher, es wäre bei Lebensstrafe verboten, vor dem Könige nicht allein von dessen Tode, sondern sogar vom Tode überhaupt zu sprechen. Nur seine Unwissenheit der Hofetiquette, hätte als einen Fremden ihn schützen können.

Sie glauben einen Gott, Schöpfer der Welt, beten aber nicht zu ihm, und bringen ihm auch kein Opfer. Der große Gott, sagen sie, ist über uns zu hoch erhaben, als daß er sich mit unsern Angelegenheiten befassen sollte; er hat die Regierung der Welt den Fetischen übertragen, an die wir uns zu wenden haben. Das ist nun gerade eine Vorstellungsart, die ihrem Gott wenig Ehre macht. Je größer Gott ist, desto mehr kann er ins Detail gehen. Fürsten und Könige müssen nicht ins Detail gehen, weil sie Menschen sind, die über das Detail die wichtigeren Geschäffte versäumen würden. Wer ganz groß ist, kann alles umfassen, und dann ist ihm kein Detail zu klein, weil in dem Detail die gewisse Ausführung der wichtigsten großen Plane besteht.

Sie glauben, die glücklicheren Weißen beten Gott an, sie, die Neger aber, den Teufel, den zu verlassen sie aber den Muth nicht haben, weil sie seine Rache fürchten, sowol als die Wuth des Volkes. — Auch hier herrscht Schwärmerei und religiöse Intoleranz. Was doch die Menschen sind!

Unter den Fetischen haben die Neger einen Wahrsager oder Orakel. Es ist eine häßliche Figur von schwarzer Erde, die eher eine Kröte als einen Menschen vorstellt. Diese liebliche Gottheit wird bei jedem Unternehmen zu Rathe gezogen. Die Consulenten wenden sich an den Priester derselben, tragen demselben ihre Frage vor, machen der Gottheit ihre Geschenke und vergessen den Priester nicht; ohne dies wäre das Orakel stumm. Der Priester

gebehrdet sich wie ein Besessener, macht Fratzengesichter, nimmt eine gewisse Anzahl Kügelchen, die er auf gerathewohl in zwei Becken oder Schüsseln, hin und her wirft, bis daß in jedem Becken eine ungerade Zahl Küchelchen fällt. Trifft sich diese ungerade Zahl mehrmals hintereinander, so ist die Vorbedeutung gut; und die Neger haben zu dem Orakel ein solches Vertrauen, daß, wenn sie auch ihre Hoffnung getäuscht sehen, sie niemals sagen, das Orakel habe sie hintergangen, sondern sich selbst eines Versehens oder Vergehens dabei bezüchtigen. Das ist für die Priester vortrefflich, die also immer Recht behalten.

1697. hatte ein Schwein eine Fetischschlange, die es quälte, verschlungen. Die Priester, die den Frevel erfuhren, wurden darüber bei dem König klagbar; und da niemand sich der armen Schweine annehmen durfte, erhielten die Priester von dem Fürsten ein Todesurtheil über alle Schweine im Lande. Umsonst suchten die Besitzer der Schweine ihre unschuldigen Thiere zu retten, umsonst stellten sie die Schuldlosigkeit der Verdammten vor; es wurde unter den armen Thieren wüthend gemordet, bis endlich der König durch einen Gegenbefehl dem Blutbade ein Ende machte. So fromm sind die Schwarzen, die man sich gemeiniglich so roh denkt. Der König beruhigte die ergrimmten Priester mit der Vorstellung, daß schon genug unschuldiges Blutes geflossen sey, und daß der Fetisch mit einem so grossen Opfer sich wol beruhigen könne. Die Schweine

dür-

dürfen aber nicht mehr aus den Ställen gelassen werden. — Wie kann man ein Thier göttlich verehren, das ein Kind mit einem Stabe todtschlagen, oder ein Schwein verschlingen kann? Wie der Pöbel dem lumpigen Betrieger zutraut, daß er Schätze finden und heben könne, ob er gleich lumpig einhergeht. Die verborgenen Kräfte, die geheimnißvollen Wirkungen, finden bei den Unwissenden immer Glauben. Die Vernunft selten. — Zum Glück verzehren andre Schlangen eine Menge von den geheiligten Schlangen, sonst würden sich die letzteren so vermehren, daß sie die Menschen verjagten. Die Fetischschlangen haben ihre Altäre und Tempel. Selbst der König wird in das Heiligthum und zur beseligenden Anschauung der Gottschlange nicht gelassen; der Andächtige muß seine Verehrung durch den Priester übersenden, und durch den Mund desselben den Segen der Gottheit empfangen.

Das Volk glaubt, die Fetischschlange erwecke bei den hübschen Mädchen, die ihr gefallen, eine Art von Krankheit oder Wuth, deren Heilung viele Geschicklichkeit und Sorge verlangt. Die Eltern solcher Mädchen müssen ihre vorgeblich kranken Töchter den Priestern zur Cur übergeben, und die Mädchen werden in ein Gebäude, nahe bei den Tempeln, mehrere Monate lang eingesperrt. Sie werden nicht eher, als nach vollendeter Genesung herausgelassen, und dann müssen sie die Kosten der Cur bezahlen, die ohngefehr dreißig Thaler betragen. Die Menge macht diese Quelle der Einnahme für

die Priester ergiebig. Jedes Dorf hat sein Krankenhaus für die Mädchen. — Ein verständiger Neger lösete einem englischen Kaufmanne das Räthsel. Die Priester wissen durch Geschenke, Drohungen, Versprechen die Mädchen dahin zu bringen, daß diese auf einmal und mitten in den Straßen ein erbärmliches Geschrei erheben, und dann vorgeben, die Schlange habe sie berührt, und sey geschwind verschwunden. — Eine Gottheit, die so geschwind davonläuft, wenn man zukommt! Die Wuth des Mädchens hält an, bis daß die Eltern sie endlich in das Krankenhaus abliefern. Wenn sie entlassen werden, drohen ihnen die Priester, wenn sie plaudern, daß sie lebendig verbrannt werden sollen; und so bleibt das Geheimniß verborgen. Diesem Neger selbst war eine dergleichen Posse widerfahren. Eines seiner Weiber fing an zu wüthen, und alles um sich her zu zerschmeißen, als ob sie von der Fetischschlange begeistert oder gebissen worden wäre. Er nahm sie bei der Hand, als wenn er sie ins Krankenhaus hätte bringen wollen, brachte sie aber in ein europäisches Handlungshaus, um sie als Sclavin zu verkaufen. Da die Dame sah, daß er Ernst machte, kam sie den Augenblick zu Sinne, fiel ihrem Manne zu Füßen und bat um Gnade. Der Mann ließ sich erweichen, gestand dem Europäer aber, daß der Streich ihm das Leben hätte kosten können, wenn die Priester es erfahren hätten. Er mußte vermuthlich seine curirte Frau wohl hüten, damit diese ihn nicht verriethe.

Der Oberprieſter wird ſo hoch geachtet, wie der König, und noch mehr; weil man glaubt, daß er mit der Gottheit einen vertrauten Umgang hat. Er macht ſich dieſen Glauben zu Nutzen. Die Oberprieſterſchaft iſt erblich, und bleibt in der Familie, die ſie beſitzt.

Es giebt auch Prieſterinnen, die auf ihre Würde ſehr ſtolz ſind. Sie nehmen ausſchließlich den Ehrennamen der Kinder Gottes. Alle andre Weiber müſſen ihren Männern knechtiſche Dienſte thun; die Prieſterinnen hingegen herrſchen über ihre Männer und gebieten über das Vermögen; ſie haben das Recht, zu verlangen, daß ihre Männer ſie knieend bedienen und anreden. Auch mögen die Neger nicht gern Prieſterinnen heirathen, und laſſen ihre Weiber nicht leicht zu dieſer Würde erheben. Dennoch dürfen ſie ſich nicht widerſetzen, wenn ihre Weiber dazu aufgefodert werden. Es iſt ein Beruf vom Himmel zu einem heiligen Stande.

Die Todesſtrafen ſind hart, treffen aber nur den Mord und die Verführung der königlichen Weiber. Wenn eine ſolche Verführung entdeckt iſt, werden zwei Gruben neben einander ſo gegraben, daß beide Verbrecher, die darüber gebunden ſind, einander ſehen und ſprechen können. Mitten in der einen iſt ein Pfahl, an den man das ſchuldige Weib bindet. In der andern liegt eine Menge Reisholzes, und darüber ein Bratſpieß, an welchen man den Verführer bindet. Wenn dies geſchehen iſt, zündet man das Holz an; das Feuer berührt den Verbre-

eher nur mit den äußersten Spitzen der Flammen, so daß der Körper nur langsam brät, und daß es in der That ein schmählicher Tod seyn würde, wenn der Mensch nicht mit dem Gesicht niederwärts hinge, und also von dem Rauch eher erstickt würde, als die Flamme ihn berührt. Wenn er todt ist, bindet man den Körper los, läßt ihn in die Grube fallen, die man sogleich mit Erde füllt.

So bald die Mannsperson todt ist, ziehn die Weiber des Königes aus dem Pallast, fünfzig oder sechzig an der Zahl, wie an hohen Festtagen prächtig gekleidet, von der Leibwache begleitet, und mit Musicanten umgeben. Jedes trägt auf dem Kopf einen großen Topf heißen Wassers, das sie nach einander ihrer unglücklichen Gespielen auf den Kopf schütten. Da sie nothwendig davon sterben muß, wird nachher sogleich Leichnam und Pfahl in die Gruft geworfen, welche mit Steinen und Erde gefüllt wird.

Nicht selten müssen dem Könige seine Weiber statt der Häscher und Henker dienen, wie man eben ein Beispiel davon gesehen hat. Er schickt deren drei oder vierhundert hin, mit dem Befehl, das Haus des Verurtheilten zu plündern und zu schleifen. Da es bei Lebensstrafe verboten ist, Hand an die Königinnen zu legen, verrichten sie ihren Auftrag ungestöhrt. Ein Neger erfuhr, daß man ihn gewisser Verbrechen beschuldigte, und daß der Befehl zur Plünderung und Zerstöhrung seines Hauses schon gegeben war. Die Gefahr war dringend, und es

blieb ihm keine Zeit mehr übrig, seine Unschuld zu beweisen. Da er sich aber derselben bewußt war, nahm er die Flucht nicht, und erwartete standhaft die königlichen Weiber. Er durfte nicht lange warten, sie kamen und wunderten sich sehr, ihn zu sehen. Sie sagten ihm, er möchte sich entfernen, und sie ungestöhrt ihr Geschäfft verrichten lassen. Er aber hatte sich mit zweitausend Pfund Pulver verschanzt, und drohete den Weibern, Feuer zu geben, und alles in die Luft zu sprengen, wenn sie ihn anrührten. Die Damen erschraken, gingen unverrichteter Sache ab, und unterdessen waren schon Anstalten getroffen worden, seine Unschuld an den Tag zu legen, und die Sentenz zu widerrufen. — Wie es scheint, sprechen Ihro Majestät Verdammungsurtheile, ohne den Beklagten vorzuladen und anzuhören; vermuthlich aus großem Eifer für die Gerechtigkeit.

Die mehresten andren Verbrechen werden mit einer Geldbuße bestraft; der König bekommt die Geldstrafe; und man kann denken, daß er die Gerechtigkeit streng handhabet.

Das Vergeltungsrecht wird gebraucht. Einige Gesetze verwerfen es, weil es Rache ist, und weil die Vernunft und die Gesetze die Rache nicht billigen, geschweige denn sättigen können.

Der König verkauft nicht selten seine Weiber als Sclavinnen an die Europäer, wie einige Reisende behaupten; doch soll das nicht ganz ausgemacht wahr seyn, denn andre leugnen es.

So

So bald der Tod des Königs bekannt gemacht ist, hält sich alles für frei, oder vielmehr für gesetzlos; als wenn der Mensch nur auf Befehl des Königes Ordnung halten müßte, und nicht aus Vernunft um sein selbst willen gewisse Gesetze seines Betragens zu beobachten hätte. — Sollten Unordnung, Diebstahl, Trunkenheit nicht schädlich, nicht schändliche Vergehen seyn, wenn Gott oder die Gesetze sie nicht verboten hätten? — Das ganze rohe und niedrige Volk glaubt nunmehr, alles begehen zu können, was ihm einfällt; kein Gesetz gilt mehr, die Ordnung verschwindet, man erkennt keine Regierung. Wer Haß oder andre Leidenschaften zu sättigen hat, nimmt die Gelegenheit wahr, und begeht allerlei Ausschweifungen. Die Vernünftigen verschließen sich in ihre Häuser, denn sie müßten Mishandlungen sich gewärtigen, wenn sie sich sehen ließen. Nur die Großen und die Europäer können ohne Gefahr ausgehen; nicht weil man Achtung für sie hat, sondern weil sie mit bewaffneter Mannschaft hinlänglich begleitet sind. Glücklicherweise dauert diese Unordnung höchstens vier oder fünf Tage. Sollte man nicht meynen, die Neger seyen unvernünftige Kinder, die zügellos sind, so bald nicht der Aufseher mit der Ruthe zugegen ist? Aber auch Europäer sind so gesonnen.

Dem verstorbenen Könige werden die acht vornehmsten seiner Weiber, prächtig gekleidet, mitgegeben; das heißt, die armen Weiber werden mit dem Leichname lebendig begraben. Dasselbe Schick-

sal trifft den Hofjunker, den man den Liebling des Königes nennt, und einige Hofbedienten, nach der Wahl des Oberpriesters, der allein die Opfer bestimmt.

Der sogenannte Liebling spielt eine sonderbare Rolle; er hat am Hofe gar keine Bedienung und nicht einmal den Zugang zu demselben, es müßte denn seyn, um eine Gnade zu erbitten. In solchem Falle meldet er sich bei dem Oberpriester, der dem Könige das Anliegen vorträgt; und alle seine Bitten werden dem Lieblinge gewährt. Ueberdies hat er noch viele Vorrechte, die ihm ein großes Ansehen geben. Es ist ihm erlaubt, auf dem Markte alles zu nehmen, was ihm gefällig ist; und nur die Europäer sind von dieser tyrannischen Brandschatzung frei. Er bezahlt keine Abgaben, und braucht keine Arbeit zu verrichten. Allein, sein Leben hängt unwiderruflich von dem Leben des Königes ab; stirbt dieser, so kann ihn nichts vom Tode befreien.

Der Boden ist sehr fruchtbar, und trägt jährlich drei Erndten.

Alle große Bedienten am königlichen Hofe nennen sich Hauptleute; so findet man einen Hauptmann der Tafel (den Haushofmeister), einen Hauptmann der Speisen, einen Hauptmann des Weines. — So hatte man ehemals in Frankreich Hofräthe; Hofrath Weinvisirer, Hofrath Schweinebeseher, ꝛc. In Deutschland haben wir auch eine Menge Hofräthe, die den Hof niemals gesehen haben.

Niemand sieht den König essen, und bei Lebensstrafe darf man ihn nicht ansehen, wenn er trinkt.

trinkt. Wenn er trinken will, giebt ein Hofbedienter ein Zeichen, alle Anwesende fallen auf die Erde, und niemand wagt es, aufzublicken; derjenige, der ihm den Becher reicht, giebt ihn rücklings. Will man damit zu verstehen geben, daß der König nicht isset, nicht trinkt, keine menschlichen Bedürfnisse hat? Ein junges Kind, das der König sehr liebte, war bei dem König, der damit spielte, eingeschlafen. In dem Augenblick, da dieser den Becher an den Mund bringt, wacht das Kind auf, und sieht den Becher. Der Oberpriester wird es gewahr, läßt das Kind den Augenblick ermorden, und mit dessen Blut den Rock des Königes, zur Tilgung des Verbrechens, und zur Abwendung der dadurch gedrohten Gefahr, besprengen.

C o n g o.

Südlich von Guinea ist eine große Strecke Landes, die Congo genannt wird. Merkwürdig sind darin besonders

Loango, die Wohnung der Brama's; es ist wenig bekannt

Angola. Dieses ist, wegen der Handlung mit den Europäern, mehr bekannt.

Die Einwohner von Loango lassen es nicht zu, daß ein Fremder bei ihnen begraben werde; wenn ein Europäer stirbt, muß man seinen Leichnam, in einem Kahne, ein paar Meilen weit von der Küste fahren und ins Meer werfen. Ein Portugiese war

ein=

einmal aus besondrer Begünstigung begraben worden; sein Leichnam blieb vier Monate ruhig: da aber der Regen diesmal zwei Monate länger als gewöhnlich ausblieb, schrieben die Priester dieses Unglück der Uebertretung der Landesgesetze zu; der Leichnam mußte ausgegraben, und ins Meer geworfen werden. Zwei Tage darauf kam der Regen. Hatten die Priester nicht Recht? Die Erfahrung bestätigte ja ihre Aussage. (Man sehe die Canarischen Inseln.)

Sie glauben, die Neger zu Loango, daß ihr König die Macht hat, Regen und trockne Witterung zu geben. Im December kommen sie zu ihm, und erinnern ihn, daß es Zeit sey, regnen zu lassen; die Erde bedürfe es, und sie bitten ihn, diese Wohlthat nicht länger zu verzögern, und bringen ihm Geschenke, um selbige von ihm zu erhalten. Der König setzt einen Tag fest, an welchem alle seine Edeln sich in völliger Kriegesrüstung mit ihrem Gefolge stellen müssen. Das Fest beginnt mit Kriegesübungen. Der König sezt sich auf seinen Thron, unter freiem Himmel, und befiehlt den Trommeln und Trompeten, sich hören zu lassen. Nachher steht der König auf, drückt gegen die Luft einen Pfeil ab; und wenn es noch an demselben Tage regnet, geht die Freude und das Zurufen bis zum Wahnsinn.

Die Neger bilden sich ein, daß wenige Menschen eines natürlichen Todes sterben, und daß alle Menschen theils aus eigner, theils aus fremder Schuld das Leben einbüßen. (Was wol, aber in

einem

einem andern Sinne, wahr ist.) Ist jemand im Wasser umgekommen, so heißt es, er sey durch Zauberei hineingestürzt worden; hat ein Tiger einen Menschen zerrissen, so war der Tiger ein verwandelter Zauberer; brennt ein Haus, so hat ein Zauberer es angesteckt; fällt der Regen zu spät ein, so hält ihn ein misvergnügter Zauberer zurück. Kurz, alles ist bei ihnen Zauberei. Sie sind auch gegen die Zauberer sehr strenge und verdammen sie unbarmherzig zum Tode.

Wie aber entdecken sie dieselben? — Wenn jemand verdächtig ist, muß er sich vor ein dazu bestimmtes Gericht stellen; und zum Beweis seiner Schuld oder Unschuld, einen gewissen betäubenden Trank trinken. Fällt er, so ist er überführt und wird verdammt; bleibt er auf seinen Füßen fest, so ist er unschuldig. Das sind unsre Ordalien. Das beste dabei aber ist, daß die Reichen, vermuthlich für baares Geld, die Erlaubniß erhalten, einen Sclaven für sich zu stellen, der die Probe bestehen soll. Besteht er nicht, so muß der Herr selbst daran; denn man ist noch verständig genug, den Herrn darum noch nicht für überführt anzusehen. Der Reichthum kann aber den Herrn, wenn er überführt wird, von dem Tode nicht retten, und es wird, bei der Strafe, keine Stellvertretung angenommen.

Auch hier findet man noch Beispiele des unsinnigen Gesetzes, daß niemand, bei Lebensstrafe, den König essen oder trinken sehen darf. — Selbst ein eilf- oder zwölfjähriger Sohn des Königes, der un-

glück-

glücklicher Weise in das Zimmer seines Vaters trat, indem dieser trank, wurde auf Befehl seines Vaters sogleich ergriffen, prächtig gekleidet, mit ausgesuchten Speisen und Getränken bewirthet, und nach der Mahlzeit sogleich in vier Theile gehauen, die an die Stadtthore gehängt wurden, wobei man die Ursach seiner Hinrichtung bekannt machte. Ein andrer noch jüngerer Sohn des Königes, lief, eben da dieser trank, auf denselben zu, ihn zu umarmen; der Oberpriester verlangte, daß er zum Tode ausgeliefert würde; der König willigte ein, und das unglückliche Kind wurde auf der Stelle mit einer Axt todtgeschlagen. Der Oberpriester fing einige Tropfen Blutes auf, und bestrich damit die Aerme des Königes, um den Frevel auszusöhnen, und das Unglück abzuwenden. Dies Gesetz schont der Thiere nicht. Ein schöner Hund, den die Europäer dem Könige geschenkt hatten, kam in das Cabinet, während daß Seine Majestät aßen; den Augenblick ward das arme Thier umgebracht. — Wenn ein Dichter mit Fleiß Unsinn zu erdenken sich angelegen seyn ließe, schwerlich könnte er so barbarische Ungereimtheiten erfinden, als wirklich sind.

Dieses abscheuliche Gesetz soll daher kommen, daß sich die Negern einbilden, der König müßte sterben, wenn man ihn essen oder trinken sähe. Sie erkaufen also sein gefährdetes Leben durch das Blut desjenigen, der das theure Haupt in Gefahr gebracht hat.

Die Speisen, wovon der König gegessen hat, dürfte niemand anrühren. Alle Ueberbleibsel werden also den Augenblick mit vieler Sorgfalt in die Erde verscharrt. Welcher Unsinn!

Der König und die Vornehmsten des Reichs nahmen von portugiesischen Missionären das Christenthum, und zugleich die Europäische Kleidertracht an. Die Armen aber sind bei ihrem Nationalkleide geblieben. — Der christlichen Religion und des europäischen Luxus ohnerachtet, ist bei ihnen nicht die mindeste Spur von Wissenschaften zu finden. Sie haben nicht einmal Register oder Documente vormaliger Begebenheiten, geschweige denn einige Geschichte; was leicht zu glauben ist. Die Schrift war unter ihnen unbekannt, ehe die Portugiesen ins Land kamen; sie zählten die Jahre bei den Wintern, und bestimmten die Zeit der merkwürdigen Begebenheiten durch den Tod bekannter Personen. Ehe dieser starb; als dieser schon todt war; so sprechen sie. Die Monate berechnen sie nach dem Monde, und die Wochen nach den Markttagen; von Stunden wissen sie nichts. Die Größe eines Landes, die Entfernung der Orte schätzen sie nach Tagereisen; wobei sie doch bemerken, ob es mit Ladung oder ledig ist, daß der Wandrer geht.

An ihren Festen oder Gelagen setzen sie sich in einem Cirkel auf das Gras; in der Mitte steht eine Schüssel mit Speise und eine Flasche. Der älteste in der Gesellschaft theilt die Speisen aus, und giebt die Flasche herum. Alle Vorbeigehende, Bekannte,

Unbekannte, Reisende und Fremde, setzen sich ohne Umstände mit in den Cirkel, und bekommen einen Antheil. Sie gehen wieder weg, wann sie wollen, ohne Dank zu sagen, und niemand frägt sie, woher? oder wohin? oder wer sie sind? Einstens bewirthete ein Europäer einige Negern, die ihm Dienste geleistet hatten. Es fanden sich aber viel mehr Gäste ein, als er gebeten hatte; er fragte, wer die Unbekannten wären? Niemand konnte es ihm sagen. Warum leidet ihr denn, sprach er, daß Leute eure Mahlzeit mit euch theilen, die mit euch nicht gearbeitet haben? Es ist so der Gebrauch, gab man ihm zur Antwort. Dieser Gebrauch ist recht gut, wenn er nicht Faulheit und Schmarotzerei begünstiget; die Menschen leben auf diese Art freundschaftlich mit einander.

Es ist der Gebrauch, die Todten zu beweinen, und um destomehr Thränen zu finden, nimmt man indianischen Pfeffer in die Nase. Also weint man nicht aus Betrübniß, sondern nur um sehen zu lassen, daß man weint. Hatte man doch vormals Trauerweiber, die zum weinen bei den Leichenbegängnisse gedungen wurden, wie man einen Tagelöhner dingt, um Holz zu hauen oder Wasser zu tragen.

In dem Innern des Landes, sagen die Reisenden, giebt es Völker von sonderbaren Sitten. Das eine nennen sie Anzikos, und erzählen von denselben folgendes.

Die Anzikos sind äußerst geschickt und behende; sie klettern die Berge, wie die Ziegen; man

rühmt ihre Tapferkeit, ihre Sanftmuth, ihre Rechtschaffenheit und ihren Biedersinn. Die Portugiesen haben zu ihnen das mehreste Zutrauen. Dennoch sind sie wild und roh, so daß man mit ihnen keinen Umgang haben kann. Auf ihren Märkten bietet man Menschenfleisch feil, wie bei uns Rind- und Hammelfleisch. Sie schlachten ihre Kriegsgefangenen und ihre eignen Sclaven, wenn sie selbige fett genug finden. Einige erbieten sich, ihrem Fürsten zur Speise zu dienen; ja sie verzehren einander, und schonen ihrer eignen Blutsverwandten nicht. — Wenn man aber mit ihnen keinen Umgang haben kann, wie weiß man dies alles? Die Europäer dringen ja nicht tief ins Land hinein; und dann scheinen die Züge der Rohheit den Zügen ihrer gerühmten Milde und Rechtschaffenheit zu widersprechen.

Die Reisenden erzählen noch von einem andern Volke, daß es sehr ungestaltet, aber groß und verwegen seyn soll. Es brennt sich mit einem Eisen allerlei Striche und Zeichen auf die Wangen; es zeigt von dem Auge nichts als das Weiße, um sich desto abscheulicher zu machen, da es, wie alle Völker dieser Gegend, sehr schwarz ist.

Sie gehen nackt und all ihr Verhalten zeigt Barbarei und Rohheit. Sie haben keine Könige — (macht sie das zu Barbaren?) — sie leben in den Wäldern, und streifen umher, wie die Araber; sie verheeren die Länder ihrer Nachbaren, und wenn sie den Feind angreifen, erheben sie ein gräßliches

Geschrei, um den Feinden Furcht und Schrecken einzujagen. Ihre furchtbarsten Feinde sind die Amazonen, ein Volk kriegerischer Weiber, die in dem Königreiche Monomotapa wohnen. — Bravo! die alte Fabel von den Amazonen muß die Sache noch verschönern, und unglaublich machen. — Die Franzosen sagen im Sprichworte: Wer von weitem herkommt, hat gut lügen *). — Er muß es aber nicht allzu arg machen, sonst sieht man die Lüge zu deutlich durch.

Es wird von diesen Völkern viel arges erzählt; sie bauen das Land nicht, halten keine Heerden, leben nur vom Raube, erndten die Früchte, die andre gesäet haben, ersticken und begraben die Kinder, die ihre Weiber ihnen gebähren, sogleich als sie gebohren sind; und doch ist das Volk zahlreich: das ist die Kunst. Doch, genug davon!

Die Küste Congo gränzt Südwärts an die Küste der Caffern.

Die Küste der Caffern.

Es ist die Küste, welche die südliche Spitze von Africa umschließt; sie ist berühmt. Man bemerkt hier besonders das Cap, oder das Vorgebirge der guten Hoffnung und die verschrieenen Hottentotten, die wir vorzüglich bemerken wollen, theils, weil sie berühmt und verschrieen, und theils, weil sie wirklich merkwürdig sind.

*) A beau mentir qui vient de loin.

Das Vorgebirge ward 1493. entdeckt, und der Weg nach Ostindien geöffnet. Die Portugiesen machten die Entdeckung, und nun haben die Holländer, der sich des Vorgebirges bemächtiget.

In den Gewässern um das Cap giebt es eine Menge Cachelot's, die im Wasser spielen, Sprünge machen, und den Kähnen, ohne ihren Willen, sehr gefährlich sind. Denn durch ihre Sprünge werfen sie die kleinen Fahrzeuge um, oder füllen sie mit Wasser.

Das Thier hat gemeiniglich sechzig bis achtzig Fuß Länge. Nicht selten hebt es sich mit seiner halben Länge gerade über das Wasser, und wenn es wieder hineinfällt, macht es einen Lärm, wie ein Kanonenschuß, und die Bewegung des Wassers ist vermögend, Canoes umzuwerfen.

Die Holländer brauchen zu ihrem Dienste Hottentotten, aber noch lieber Negersclaven. (Die Hottentotten sind nicht schwarz; diese Farbe hört in Congo auf.) Die Hottentotten sind träge, sorglos, unbeständig, verlassen die Holländer und entfernen sich, wenn die Zeit der schweren Arbeit kommt. — Kann man die Hottentotten tadeln, daß sie für andre die Arbeit nicht thun wollen, die die Holländer für sich selbst nicht thun mögen? So klagen wir über unsre Bedienten; und doch wollen wir das für uns selbst nicht thun, was sie für uns thun sollen. — Man kauft einen guten Negersclaven für hundert und fünfzig Piastern. Die Malayen sind die geschicktesten, aber auch die gefährlichsten; es ist für

sie

sie kein außerordentliches Verbrechen, ihren Herrn zu ermorden; und dann gehen sie mit kaltem Blute und ruhiger Stirn auf den Richtplatz. Ein solcher sagte einstens zu seinem Richter, es sey ihm sehr lieb, daß er sein Verbrechen begangen habe; er habe seine Strafe vorher gewußt, und er wünsche nur, daß man mit ihm bald ein Ende mache, weil er dann sein Vaterland wiedersehen würde. Man muß sich hier nicht einen der sieben Weisen Griechenlandes denken, der den Himmel sein Vaterland nennt. Die Malayen glauben, wie viele andre Völker, sagt man, daß derjenige, der im Auslande stirbt, in sein Vaterland wieder zurückkehrt.

Sclaven, die eine Kunst oder ein Handwerk verstehen, werden zu ungeheuren Preisen verkauft; ein Koch z. B. kostet acht bis zwölfhundert Thaler.

Es giebt Neger, die die Freiheit erlangt, und Bürger in der Stadt mit den Europäern geworden sind. Die Leichtigkeit, mit welcher man sonst hier die Sclaven befreite, machte, daß viele von den Freigelassenen, wenn sie ihr Brodt nicht zu verdienen wußten, Landstreicher und Räuber wurden. Die Regierung hat also die Freilassung eingeschränkt, und niemand darf einen Sclaven freilassen, ohne zugleich eine Summe zu dessen Unterhalt bei einer Armenanstalt niederzulegen.

Die Sitten werden hier aufs äußerste verdorben durch die Lotterbuben und Verbrecher, die die Regierung von Batavia zur Strafe hieher schickt.

Die Sclaven stehen hier unter dem Schutz der Gesetze. Selten straft ein Herr seinen Sclaven selbst, sondern er übergiebt ihn zur Strafe in die Hände des Richters. Will aber der Herr selbst die Strafe vollziehen, und er geht darin zu weit, so kann der Sclave klagen. Geschieht das öfter, so verurtheilt der Richter den Herrn, den Sclaven zu verkaufen. Verwundet der Herr den Sclaven gefährlich, oder tödtet er ihn, so wird er gestraft, oder gar in eine wüste Insel verwiesen. Allein, man weiß diese menschlichen Gesetze zu vereiteln! Welche Gesetze wissen List und Leidenschaften nicht unwirksam zu machen?

Die Insel, wohin die Verbrecher geschickt werden, liegt zwei Meilen von der Küste. Sie wird die Robbeninsel genannt, wegen der großen Menge von Seehunden, die man daselbst findet. Sie ist eben. Die hiesigen Züchtlinge müssen täglich eine gewisse Menge Kalksteine liefern, die sie ausgraben: die übrige Zeit fischen sie, oder bauen kleine Gärten zu ihrem Unterhalt. Alle Arten von Gewächsen kommen hier zum Erstaunen gut fort; der Blumenkohl wird ungeheuer groß, und bekommt auf dem sandigen Boden einen vortrefflichen Geschmack. Rebhühner und Wachteln sind hier so häufig, daß ein Mann fünfzig bis sechzig Stück in einem Morgen schießen kann.

Hier ist etwas merkwürdiges. Die Wachteln auf der Robbeninsel, und die auf dem Vorgebirge, sind völlig einerlei Gattung; nicht der geringste Unter-

terschied macht dieses zweifelhaft. Nun aber ist die Wachtel auf dem Vorgebirge ein Zugvogel; das ist aller Welt bekannt. Ob nun gleich die Robbeninsel nur zwei Meilen von der Küste liegt, so ist es doch ausgemacht, daß die Wachtel hier nie wegzieht, denn man sieht hier diesen Vogel zu allen Jahreszeiten. Wenn nun die Europäischen Wachtel eben dieselbe ist, sollte man nicht daraus schließen, daß sie nicht, wie man es bisher geglaubt hat, über das Meer zieht, da das Mittelländische Meer mehr als zwanzig Meilen breit ist, und diese nicht über einen Canal von zwei Meilen ziehn? Einige Reisende haben freilich, wie sie versichern, Wachteln auf dem Meere gesehen. Allein das entscheidet die Frage nicht; denn man sieht öfters sechzig bis siebenzig Meilen von den Küsten Staare, Finken, Hänflinge, ja zuweilen Eulen, sich auf die Mastbäume setzen. Diese Vögel aber sind keine Zugvögel, sondern müssen von Stürmen dahin verschlagen worden seyn; und dieselbe Beschaffenheit kann es auch mit den Wachteln haben; welche übrigens ein schwerer Vogel ist, der nicht wohl eine Reise über das mittelländische Meer unternehmen könnte; er wird gar zu bald müde.

Der Reisende, Herr Vaillant, der 1782. und folg. sich am Cap aufgehalten hat, und von dem hier das mehreste hergenommen wird, sagt, daß er unter den Hottentotten, mit welchen er sehr vertrauten Umgang gehabt, keine Spur von Religion gesehen hat, und überhaupt zweifelt er sehr stark an

vielen Ceremonien und Gebräuchen, die andre Reisende den Hottentotten mit vieler Freigebigkeit und mit entscheidender Mine beilegen. Unter andern sagt er von Kolben, dessen Beschreibung vom Cap für eine der vorzüglichsten gilt, daß er zwar zehn Jahre hier zugebracht, niemals aber aus der Stadt gekommen ist; so daß alle seine Nachrichten von den Hottentotten aus bloßem Hörsagen fließen.

Das Land ist voller Waldungen von den besten Holzarten, aber die Einrichtungen der Holländer taugen nicht viel. Sie lassen viele Meilen weit ins Land Holz zur Axe nach dem Cap fahren; und sie haben eine Bay nahe bei dem Walde, wo ohne Kosten ein kleines Fahrzeug in einer einzigen Reise mehr Holz bringen würde, als ihre Wagen nicht in drei Jahren anfahren können. Durch diese schlechten Anstalten ist das Holz in der Stadt erstaunlich theuer; man hat nur schlechtes Reisholz; um es zusammen zu suchen, muß man ganz besonders Sclaven halten, und so kosten diese elenden Brennmaterialien zweimal mehr, als das schönste Holz in Paris oder einer andern großen Stadt.

Die Handlungsgesellschaft läßt alle Jahr, zu ihrem Gebrauch, aus Amsterdam, zweitausend Meilen weit, Holz, Dielen, Balken kommen, da sie große Waldungen vor der Thür haben. Allein die Bedienten der Compagnie bekommen ihr Holz vor die Thür geliefert, und daher bekümmern sie sich darum nicht, woher, und wie weit her es kommt.

Die Colonisten im Innern des Landes, die die schönsten Waldungen vor der Thür haben, machen keinen Gebrauch davon. Sie bauen sich nicht einmal wohnbare Häuser, und leben unter schlechten Hütten, die mit Erde beworfen sind. Eine Büffelhaut, die mit den Zipfeln an vier Pfählen hängt, ist ihr Bette; eine Matte schließt ihre Thür, die zugleich das Fenster vorstellt; zwei oder drei lahme Sessel, einige Enden Brett, ein Ding, das wie ein Tisch aussieht, ein elender Kasten von zusammengeschlagenen Brettern, machen ihr ganzes Hausgeräth aus. Und diese Leute treiben mit dem Holze Handlung. — Dabei haben sie eine Menge Wildpret und Fische, die wohlschmeckendsten Gemüse das ganze Jahr hindurch. Ueberhaupt ist das Innre des Landes fruchtbar, anmuthig; da hingegen das Vorgebirge sandig, dürre und von der Sonne verbrannt ist. Dennoch ist dieses bewohnt, indeß jene Gefilde Wüsteneien sind, wo nur Löwen, Tiger und Elephanten hausen. Die Nachbarschaft des Meeres, die Handlung, der unersättliche Geiz macht diesen Unterschied.

So roh, so schmutzig, so dumm, wie man sich die Hottentotten gemeiniglich vorstellt, sind sie doch nicht edler Gefühle unfähig. Herr Vaillant war, mit mehreren Hottentotten, tief ins Land gedrungen, und eben auf der Elephantenjagd. Das angeschlossene wüthende Thier geht auf ihn los, er kann nicht fliehen, er wirft sich hinter einen dicken Baum die Länge lang auf die Erde; zweimal springt

der

der Elephant über den Baum, und sieht ihn glücklicherweise nicht. Indeß suchen ihn die Hottentotten, wagen sich aber nicht, dem Elephanten nahe zu kommen; ein einziger junger Mann spricht ihnen Muth ein, beschwört sie, ihren Anführer nicht zu verlassen. „Was werdet ihr, was werden wir anfangen, wenn „wir das Unglück haben, unsern Führer unter den „Füßen des Elephanten zertreten zu finden? Wer„det ihr auf das Vorgebirge zurückkommen dürfen? „Wird man euch nicht für seine Mörder halten? „In der That, ihr werdet ihn ermordet haben. „So geht in sein Lager (bei seinem Wagen und Gepäck) „plündert es, zerstreuet das übrige; und sehet „zu, was aus euch werden wird. Ich gehe hier „nicht von der Stelle; ich muß meinen armen „Herrn wiederfinden, lebendig oder todt; ich will „mit ihm sterben.“ Glücklicherweise nahm Herr Vaillant keinen Schaden.

Man erzählt von der Musik der Alten, daß sie Wunder gethan habe. Orpheus besänftigte Tiger, machte Bäume tanzen und bewegte Felsen; das heißt, er machte auf die rohen Menschen der Zeit einen gewaltigen Eindruck. Solche Wirkungen sehen wir von unsrer Musik nicht, und daher wollen manche behaupten, die Alten haben eine beßre Musik gehabt, als die unsrige. Wir finden im Vaillant einen Beweis, daß die Musik ganz schlecht seyn kann, und vermuthlich schlecht seyn muß, um auf rohe Gemüther mächtig zu wirken. Seine Neger waren einmal bei einer Pfeife Taback recht froh.

da läßt er sichs einfallen, eine Maultrommel hervorzuholen und ein Stückchen darauf zu spielen. Kaum hatte er die ersten Töne hören lassen, daß die Pfeifen dem schweigenden Munde entsanken; die Augen starrten ihn an, jeder Mund öffnete sich, mit halbvorgebogenem Leibe nnd halbgestrecktem Arme saßen alle wie versteinert. Bald ward ihnen der Zauber zu mächtig, nach und nach standen alle von ihrer Stelle auf, rückten näher, „und ich sah „den Augenblick, sagt Vaillant, wo alle vor dem „Gott, der diese Zaubertöne schuf, anbetend nie„derfallen würden. Nachdem ich mich mit ihrem „Staunen genug belustiget hatte, gab ich dem Ei„nen auch eine Maultrommel. Es kostete Müh, „ihn die hohe Kunst zu lehren, darauf zu spielen. „Da er sie nun, wie er konnte, gefaßt hatte, hieß „ich ihn sich an seinen Ort setzen. Die andern „mußten nun auch jeder sein Instrument haben, „und bekamen eins. Einige machten es ziemlich, „andre schlecht, und andre noch ärger; und alle „zusammen machten eine so erbärmliche Musik, daß „sie die Katzen verjagt hätten. Selbst meine Och„sen konnten es nicht aushalten, und fingen vor „Angst an jämmerlich zu brüllen.“

Die Hottentotten, die ehemals wol alle dieselben Sitten haben mochten, sind nunmehr verschieden; die an die Holländischen Niederlassungen gränzen, sind nicht die nemlichen als die entfernteren, die man wilde Hottentotten nennt.

„Als

„Als 1652, sagt Vaillant, der Wundarzt „Rinbeck hinkam, um die erste Niederlassung zu „veranstalten, wußte er geschickte Wendungen zu „nehmen, um die Gunst der Einwohner zu gewin„nen, und bestrich mit Honig den Rand des Gift„bechers. Die guten Hottentotten merkten es nicht, „daß dieser schlaue Mann sie ihrer Rechte, ihrer „Ruhe, ihres Glücks beraubte. Von Natur träge „und unbekümmert, konnten sie darüber nicht un„ruhig werden, daß der Fremdling einen Fleck Lan„des in Besitz nahm, der unfruchtbar und unbe„wohnt lag. Ihnen konnte es gleichgelten, ob sie „ihre Heerden, ihr einziger Reichthum, etwas nä„her oder etwas ferner von der Küste weideten. „Die Holländer bestachen sie mit zwei unwidersteh„lichen Reizen, Brandwein und Rauchtaback. Von „diesem Augenblick an, waren aller Muth, alle „Freiheit, alle natürliche Unschuld dahin; es waren „keine Hottentotten, keine Menschen mehr. Der „betrieglichen Wollust zu genießen, hielten sich die „Eingebohrnen so nah an die Niederlassungen, als „es ihnen möglich war; und die Holländer, die „für eine Pfeife Taback, oder ein Glas Brand„wein, einen Ochsen eintauschen konnten, suchten „sich so nützliche Nachbaren zu erhalten.„

„Die verrathenen, gedrängten Hottentotten er„griffen zweierlei Wege. Diejenigen, denen ihre „Heerden noch am Herzen lagen, gingen tiefer in „Norden und Nordosten, in die gebirgigte Gegend. „Es waren aber die wenigsten. Die übrigen alle,

„um

„um einige Pfeifen Taback, um einige Gläser „Brandwein von ihrer ganzen Haabe entblößt, blie„ben bei den Holländern, vergaßen ihrer Sitten, „ihrer ehemaligen Freiheit, und verkauften um ei„nen nichtswürdigen Preis den Fremdlingen ihre „Dienste; und diese bescheidenen Fremdlinge ver„wandelten sich sogleich in stolze und unternehmen„de Gebieter, überließen den Eingebohrnen die „Müh und Arbeit, und nahmen nur den Genuß „für sich; sie sammelten ungeheure Reichthümer, „mit fremdem Elende und Schweiße.„

„Einige elende Horden leben und behelfen sich „zwar unter den Colonisten, wie sie können, und „haben Führer von ihrer Nation. Sie ernennen „aber diese Führer nicht; das thut der Gouverneur „des Caps, und zwar auf die Vorschläge eines „Pflanzers, der nicht ohne Erkenntlichkeit dafür zu „erwarten seine Empfehlung verschwendet; dadurch „macht er sich die ganze Horde unterthänig, die „einen unfähigen Günstling als ihr Haupt ansehen „und verehren muß. So entscheidet der Eigennutz „eines Mächtigeren die wichtigsten Angelegenheiten „einer ganzen Völkerschaft.“ (Diese Anführer wer„den Capitaine genannt.)

Die sogenannten wilden Hottentotten sind ganz anders; je weiter sie von den Europäern wohnen, desto reiner und milder sind ihre Sitten. Sie die„nen gern aus Gefälligkeit; und man hat von ihnen nichts zu fürchten, wenn man sie nicht beleidiget.

Die

Die holländischen Pflanzer, sagt Vaillant, greifen immer weiter um sich, verdrängen, mishandeln, berauben die Hottentotten und Caffern, zerstöhren die Wohnorte, und um ihre Grausamkeiten zu beschönigen, geben sie vor, die Caffern seyen raubsüchtige, blutdürstige Barbaren; unter dem Vorwande, daß die Caffern ihnen einige Stücke Viehes genommen, haben sie ganze Horden ermordet, ohne Weiber und Kinder zu schonen, die Felder verwüstet, das Vieh weggeschleppt; und seit einem Jahre hatten sie zu der Zeit schon über zwanzigtausend Stück Hornviehes unter sich getheilt. — Nachdem sie einstens eine ganze Horde umgebracht hatten, entfloh ein Knabe von den unglücklichen Caffern von etwa zwölf Jahren, und verbarg sich in eine Höhle. Ein Pflanzer fand ihn, nahm ihn mit, in der Absicht, ihn als Sclaven zu behalten. Der Anführer der Pflanzer, dem der Junge gefiel, wollte ihn haben, jener wollte ihn nicht herausgeben; beide wurden hitzig; der Anführer wüthend, ging auf den Jungen los: wenn ich ihn nicht haben soll, sollst du ihn auch nicht haben, schrie er, und schoß das Kind nieder. — Nicht selten stellten diese Unmenschen ihre Kriegesgefangenen wie Scheiben in eine gewisse Entfernung, und schossen zum Zeitvertreib und zur Uebung um die Wette darauf.

Wenn die Regierung am Cap etwas von diesen Grausamkeiten hört, so läßt sie den Schuldigen vor sich fodern; dieser erscheint aber nicht. „Ey, sagte „Vaillant, ich wundre mich, daß der Gouverneur

„nicht

„nicht Soldaten schickt, die den Ungehorsamen mit „Gewalt abholen. — Wissen Sie wol, sagte ein „Pflanzer, was daraus kommen würde? Wir wür„den bald alle daseyn, wir brächten die Hälfte sei„ner Soldaten um, salzten sie ein, und schickten sie „durch die andre Hälfte dem Herrn Gouverneur „mit dem Bedeuten, daß wir den ersten, der sich „unterstünde herzukommen, eben so aufnehmen woll„ten.“ — Wie die Menschen sich verderben können, wenn sie nicht den nahen Zwang der Gesetze und der Obrigkeit fühlen! Und wie grausam sie mit ihren Mitmenschen umgehen!

Die Weiber, nemlich der Colonisten, sind äusserst muthig. Sie handhaben Pferd und Waffen, wie Männer, und scheuen keine Gefahr. Eine Wittwe, die ihre Wirthschaft selbst führte, saß auf, so bald die wilden Thiere ihre Heerden beunruhigten, und ließ nicht eher ab, bis sie die Unthiere getödtet oder vertrieben hatte.

Ein Mädchen von ein und zwanzig Jahren begleitete jederzeit ihren Vater, wenn er auf die Räuberjagd ausging; sie fürchtete die vergifteten Pfeile der Räuber nicht, sie verfolgte sie, holte sie ein, und schoß sie ohne Barmherzigkeit nieder.

Eine Wittwe lebte in einem abgelegenen Hause mit ihren beiden Söhnen, deren ältester neunzehn Jahr alt war. In einer düstern Nacht wird das ganze Haus durch das Trampeln und Brüllen der Ochsen aufgeschreckt, die unweit davon eingepfercht waren. Man greift zu den Waffen, man eilt herzu.

Es war ein Löwe, der über den Zaun gesprungen war, und unter den Ochsen schreckliche Verwüstungen anrichtete. Unter den Sclaven und Hottentotten wagte sich niemand herein, selbst die Söhne hatten den Muth nicht. Das Weib allein geht in den Park auf den Löwen zu, drückt auf ihn los, aber, unglücklicher weise, verwundet ihn nur. Das Thier ergreift sie, wirft sie nieder, die Kinder eilen der Mutter zu Hülfe, schießen den Löwen todt, aber zu spät. Außer vielen tiefen Wunden an dem Hals und andern Theilen des Leibes, hatte der Löwe ihr die Hand abgebissen und verschlungen; alle Hülfe war vergebens, die Heldin starb noch dieselbe Nacht.

„Die Hottentotten sind gefräßig, so lange sie „Ueberfluß haben; im Mangel aber sind sie auch „mit wenigem zufrieden. Hierin gleichen sie der „Hyäne, und allen Raubthieren, die alles auf der „Stelle verschlingen, und für den andern Tag un„besorgt sind; und die, wenn sie nichts haben, meh„rere Tage hungern, oder allenfalls ihren Magen „mit Lehm beruhigen.„ Sie machen es wie die Kinder; es ist Mangel an Vorsicht. „Der Hot„tentott ist im Stande, in einem Tage zehn bis „zwölf Pfund Fleisch zu verschlingen; und ein an„dermal wird er mit einigen Heuschrecken, oder „mit etwas Honig, auch wol einem Stückchen Le„der von seinen Schuhen, vorlieb nehmen. Mei„nen Begleitern, sagt Vaillant, habe ich niemals „begreiflich machen können, daß es gut sey, etwas „für die Zukunft aufzusparen. Sie essen, was sie

„hin-

„hinunterkriegen können, und geben ihren Ueber-
„fluß dem ersten besten hin; und wenn man sie
„frägt, was sie morgen anfangen wollen? geben
„sie zur Antwort: Man wird jagen; oder man
„wird schlafen. Mit Schlafen wissen sie sich den
„Hunger zu vertreiben. Wenn der Hunger gar zu
„arg ist, schnüren sie sich den Bauch mit einem
„Riemen zusammen.“

Ueberhaupt ist das Zusammenschnüren bei ihnen eine allgemeine Arzenei für jedes Uebel. Wenn sie Kopf- oder andre Schmerzen leiden, binden sie den kranken Theil recht fest, und meynen sich damit Lindrung und Beßrung zu verschaffen. Lindrung freilich, weil sie die Empfindungsnerven auf diese Art betäuben.

Sie beschmieren sich den ganzen Leib mit Fett. Das ist ihr Putz; und sie glänzen, als wenn sie lackirt wären. Sie sind auch im Stande, geschmolzenes Fett, wie eine Brühe, zu trinken. Das Fett des Nilpferds soll aber auch vortrefflich und sehr gesund seyn. Wenn sich die Hottentotten recht schmükken wollen, bestreuen sie sich nach der Salbung mit dem rothen Staube, den sie aus einer Wurzel machen, und der nicht übel riecht. Ueberdies bemalen sie sich auch das Gesicht mit allerlei Farben und Figuren.

Eines Tages besuchte eine ganze Horde wilder Hottentotten den Herrn Vaillant. „Sie hatten
„Weiber bei sich, sagt er. Der Anführer machte
„mir das Compliment im Namen aller; und

„die Weiber machten mir Geschenke. Die eine „gab mir Straußeneyer, die andre ein Lamm, eine „dritte einen Vorrath von Milch in Körben. Diese „Körbe sind von feinem Schilf gemacht, und so „dicht, daß sie Wasser halten. Die Caffern flech„ten sie und tauschen sie an die Hottentotten aus. „Der Führer schenkte mir eine Handvoll Strauß„federn; sogleich nahm ich meinen Federbusch von „meinem Hute ab, und steckte den seinigen auf. „Diese Höflichkeit fühlte der gute Alte, freute sich „darüber und bezeigte mir seine Freude.„

„Ich schenkte ihm dagegen einige Pfund Ta„back; sogleich winkte er seiner Mannschaft, die „sich in einen Kreis niederhuckten, und er theilte „seinen Taback unter sie aus; wobei er kaum für „sich eine gerechte Portion behielt. Unter dem Hau„fen war ein junges Mädchen, das mir sehr ge„fiel, ich gewährte ihr viele Bitten; einige aber „mußte ich ihr abschlagen; sie ließ es gut seyn, „und wiederholte diese Bitten niemals.“ Bescheidenheit genug, die man bei einer wilden Hottentottin nicht gesucht haben würde. Ueberhaupt verrathen hier manche Züge mehr Empfindung und Feinheit, als man erwartet hätte.

„Meine Hottentotten bewirtheten die Ankömm„linge mit Musik, und mit ihrer Portion Brand„wein, (welches viel sagen will) ob ich gleich schon „den Fremden welchen ausgespendet hatte.“

Die Kinder, bei den Hottentotten gehen ganz nackt; nach dem neunten Jahre bekommen die Mädchen

chen eine kleine Schürze, anderthalb Spannen lang und etwa eine Spanne breit. Diese Schürze tragen alle Erwachsene, Männer und Weiber. Um die Schultern schlagen sie eine Haut von einem Hammel oder von einem Kalbe. Um den Kopf tragen sie eine Art von Tuch; um den Hals, ein Geschmeide von Corallen; um die Aerme und Beine, Schnüre. In der Hitze haben die Mannsleute nichts als ihre Schürze an dem Leib.

„Auf die Einladung des Hauptes der Horde, „besuchte ich, sagt Vaillant, die unvermögenden „Alten, die nicht aus ihren Hütten gehen konn„ten. — Die Reisenden sagen uns, daß bei den „mehresten sogenannten wilden Völkern die Alten „und Kranken verlassen werden. Hier war es an„ders. Bei allen fand ich acht bis zehnjährige „Kinder, die ihnen die Bedürfnisse reichten, und sie „verpflegten. So alt wie diese Männer auch seyn „mochten, denn es war blos das hohe Alter, und „nicht Krankheit, das sie auf das Lager fesselte; „so waren ihre Haare doch nicht weiß, und kaum „konnte man ein leichtes Grauen daran bemerken.„

„Es war einer krank, der bei lebendigem Lei„be faulte; niemand wagte es, ihn anzurühren, „weil man seine Krankheit für ansteckend hielt. Den„noch hatte man ihn nicht ganz ohne Hülfe gelassen, „und man reichte ihm Speise und Trank. Auch „war man auf mein Zureden bereitwillig, ihm eine „neue reine Hütte zu bauen, und ihn hinein zu „tragen. Alle legten, mit vieler Theilnehmung,

„Hand ans Werk; sie freuten sich alle, dankten „mir für meine Hülfe, und baten mich dringend, „ein mehreres zu seiner Linderung zu thun.“

Die Hütten der wilden Hottentotten sind rund, haben nur acht oder neun Fuß im Durchmesser, und sind mit Schaaf- oder Rinderhäuten, oder mit Matten gedeckt. Ihre Gestalt gleicht einem Backofen; eine einzige niedrige Oeffnung ist zugleich Thür und Fenster. Mitten ein wird das Feuer gemacht, und die Hütte ist voller Rauch, welcher nebst dem Dunst und Gestank einen Europäer ersticken würde; die Gewöhnung aber macht dieses alles dem Bewohner erträglich. Freilich bringt er nur die Nacht darin zu. Hier liegt er auf einer Matte und einem Hammelfelle, und bei kühlen Nächten deckt er sich mit einem andern Felle. So wie der Tag anbricht, wird das alles zusammengerollt, und in einen Winkel der Hütte gelegt, oder bei schönem Wetter in Luft und Sonne gebracht und ausgeklopft.

Zum Zierath bewickeln sich besonders die Weiber die Beine mit Riemen von Rinderhäuten. Vermuthlich hat dies Gelegenheit gegeben zu sagen, daß sie die Gedärme der Thiere um die Beine wikkelten, was ganz falsch ist; sowol als das Mährchen, daß die Natur ihnen eine Schürze gegeben hätte. — Anfänglich waren die Riemen um die Beine nur eine nöthige Bedeckung vor den Anfällen der Insecten und Schlangen, und vor den Stichen der Dornen und Gesträuche. Die Eitelkeit weiß

aber jede nützliche Anstalt zu verkehren und zu verderben. An die Stelle der Riemen von Leder, die ihnen so gute Dienste leisteten, haben die Weiber Glascorallen genommen, die ihnen nichts nützen. So gehts bei den wilden Völkern, und bei den cultivirtesten Nationen.

Ueber ihren Putz vergessen die Hottentottischen Weiber ihre Pflichten nicht; und so bald sie Mütter werden, denken sie an keinen Putz mehr. So bald das Kind gebohren ist, kommt es von dem Rücken der Mutter nicht weg; sie befestigt es darauf mit einer Schürze. Nun mag die Mutter arbeiten, oder auf den Ball gehen und tanzen, legt sie ihr Kind niemals ab; das Kleine, das nur mit dem Kopf hervorguckt, schreyt nicht, und läßt sich nur hören, wenn es saugen will. Dann dreht die Mutter das Bündel nach der Brust hin, oder wenn sie schon mehrere Kinder gesäugt hat, und ihre Brüste lang geworden sind, reicht sie ihm die Brust unter dem Arm durch, oder über die Schulter; dabei läßt sie sich in ihren Vergnügungen nicht stöhren. — Wenn man glaubt, daß das Kind stark genug ist, setzt man es vor der Thür auf die Erde; da kriecht, fällt, und steht es so lange und so oft auf, bis es gehen, und dem Vater oder der Mutter folgen kann.

„Nie habe ich, sagt Vaillant, weder in Ame„rica noch in Africa, Lahme oder Bucklichte ge„sehen. Wenn man welche sehen will, muß man „nach Europa kommen, wo man die Kinder mit

„vieler Kunst wartet und verpflegt.„ Eine herrliche Wirkung unsrer Künste!

Das Beschmieren der Haut ist nicht bloße Eitelkeit, es hat einen großen Nutzen; es hält die Haut geschmeidig, die ohne dies vom Winde und von der Sonnenhitze spröde werden möchte; es hält die Insecten ab, und mäßiget die Ausdünstung, die in jenen brennenden Himmelsstrichen die Nahrungssäfte erschöpfen, und den Menschen entkräften würden. Diese Salbung dient also statt eines Kleides.

„Ich fragte die Hottentotten, ob es wahr wä„re, daß ihre Weiber, wenn sie Zwillinge gebä„ren, eines erstickten? Sie gaben mir zur Ant„wort, dieser Fall sey äußerst selten, und wenn es „geschähe, sey es blos aus zärtlicher Mutterliebe, „aus Furcht, beide nicht erhalten zu können. Andre „aber schauderten vor dieser Frage. Ich habe „selbst Mütter gesehen, die Zwillinge säugten, und „denen es nicht sauer zu werden schien. Auch glau„be ich nicht, was Sparrmann von den Hotten„totten erzählt, daß, wenn die Mutter stirbt, das „Kind mit ihr lebendig begraben wird, weil man „sichs nicht zutraut, es zu erhalten. — Ein paar „Beispiele, die er anführt, können die Furcht vor „ansteckenden Krankheiten zum Grunde haben.„

Ihre Ehen werden ohne Umstände geschlossen; die beiderseitige Einwilligung ohne andre Formalitäten knüpft das Band, das gemeiniglich so lange als die Verbündeten dauert. Werden aber die Eheleute einander gleichgültig oder unerträglich, so wird

die

die Ehe eben so leicht getrennt, was aber selten ist. Zuweilen wird zur Hochzeit ein kleines Gastmahl gegeben.

Bei der Ehescheidung wird die gemeinschaftliche Haabe friedlich getheilt. Wollte der Mann sein Recht oder seine Kräfte misbrauchen, und alles behalten; so würde die Frau bei ihren Verwandten Schutz finden. Dann giebt es Händel, worin zuweilen die ganze Horde verwickelt wird, und die Stärksten behalten Recht. Die Mutter behält die kleinen Kinder und die Mädchen; die Knaben, wenn sie groß sind, folgen dem Vater. —

Alle Streitigkeiten werden nach der bloßen Billigkeit und unter ihnen geschlichtet, ohne Richter, ohne Gesetze, ohne Volksversammlungen, ohne Gefängnisse und Strafen.

„Nie habe ich gesehen oder gehört, daß eine „Streitigkeit bis zum Blutvergießen gediehen sey. „Sollte aber das Unglück sich ereignen, und der „Erschlagene beliebt gewesen seyn, so würde die „Familie, in ihrer Rache mäßig, es beim Vergel„tungsrechte bewenden lassen. Die ganze Horde „würde den Verbrecher verfolgen, und ihn zwin„gen, das Land zu räumen, wenn er mit dem Le„ben davon käme.“ Wir werden sehen, daß andre Reisende ganz anders sprechen.

Die Vielweiberei ist bei ihnen nicht verboten, und wird nicht als ein Vergehen angesehn. Demohnerachtet ist es äußerst selten, daß ein Mann mehr als ein Weib nehme.

Die wilden Hottentotten treiben keine Art von Ackerbau, machen weder Butter noch Käse, sondern genießen die Milch, wie sie die Ziegen und Kühe geben. Sie machen mit Honig, mit einer gewissen Wurzel und Wasser ein gegohrenes berauschendes Getränk, aber nur selten, und zum außerordentlichen Vergnügen. Sie schmauchen alle gern.

Jedes Haus sorgt für alle seine Bedürfnisse; also keine Handwerker, keine Künstler; wer ein Bett, ein Kleid, einen Bogen und Pfeile, eine Hütte haben will, muß sie selbst machen.

Sie brauchen die Ochsen statt der Last- und Zugthiere; und ein besondres hottentottisches Volk richtet sie zum Kriege ab. Sie stechen ihnen ein Loch durch die Scheidewand der Nase, wodurch sie einen Stock stecken, woran sie einen Strick befestigen. Das ist ihr Gebiß und ihr Zaum.

Die Kühe geben hier keine Milch mehr, so bald man ihnen ihr Kalb nimmt. Stirbt dieses, so behält man sorgfältig seine Haut, womit man ein andres Kalb behängt, um die Mutter zu täuschen. Dieser Kunstgriff hilft aber nur längstens vier Wochen.

Die Schaafe am Kap sind wegen der Dicke ihres Schwanzes berühmt; „man hat aber auch „hier die Sache sehr übertrieben, sagt Vaillant; „gewöhnlich wiegt der Schwanz nicht über vier „oder fünf Pfund; und bei meinem Hierseyn zeigte „man einen, als eine Seltenheit, von Haus zu „Haus, der nicht mehr als neun Pfund wog.“

Dazu

Dazu braucht das Thier keine Räder. Die ganze Dicke des Schwanzes kommt vom Fett, das man statt der Butter im Lande braucht.

Es werden keine Schweine hier gehalten. Die wenigen, die man hergebracht hat, laufen in der Wildniß herum, und wenn man sie haben will, muß man sie schießen.

Die Hottentotten essen Wurzeln, aber roh; auch schmecken sie so besser.

Sie haben ihre vermeinten Aerzte, die sich rühmen den Kranken geheilt zu haben, wenn er genesen, und die Krankheit für unheilbar ausgeben, wenn er stirbt. Etwas besser verstehen sie Wunden zu curiren, Beinbrüche und Verrenkungen zu heilen. Es ist selten, einen verstümmelten Hottentotten zu sehen; vielleicht, weil alle schwer verletzte sterben.

Der Hottentott läßt sich nicht sehen, wenn er krank ist, als wenn er sich seiner Krankheit schämte. Keiner sucht durch Klagen Mitleiden zu erregen und Hülfe zu erbitten.

Sie haben weder Stände noch Priester unter sich, und kein Wort in ihrer Sprache, diese Begriffe auszudrücken.

Die Todten werden in die Erde verscharrt, aber nicht tief; und die Hyänen holen sie bald heraus. Die Häupter der Horden, werden mit mehreren Feierlichkeiten, als die andern, begraben.

Die Kinder erben die Nachlassenschaft, nicht aber die Würde des Hauptes der Horde. Dieser wird immer von der ganzen Horde gewählt, und sein

An=

Ansehen und seine Macht sind sehr beschränkt. Sein einziges Vorrecht ist, daß er nicht, wie alle andre, die gemeinschaftlichen Heerden hüten muß. Im Rath wird seine Stimme geachtet, wenn man seine Vorschläge gut findet; wo nicht, so kehrt man sich nicht daran. Im Kriege gilt er nicht mehr als ein andrer, jeder schlägt und wehrt sich, wie ers versteht: die Tapfersten gehn voran, und nach dem Siege wird die Ehre nicht einem Einzigen, zum Nachtheil aller übrigen, gegeben. Alle haben gefochten, alle haben gesiegt. Wo keine Anführung ist, ist dies billig.

Die Hottentotten wählen zu ihren Vergnügungen, welche in Tanzen und Musik bestehen, die Zeit der Nacht, weil sie bei Tage zu viele Geschäffte haben. Sie müssen auf die Heerden sehen, nicht allein um das Vieh zusammen zu halten, sondern auch um es vor den Anfällen der wilden Thiere zu schützen. Sie müssen es füttern, täglich zweimal melken, Matten machen, Holz zur Feurung sammeln, Speisen aufsuchen, Wurzeln dazu ausgraben; letztere kleine Beschäfftigungen fallen den Weibern zu, die Männer gehen auf die Jagd, sehen nach den Fallen, die sie dem Wilde oder den reißenden Thieren gelegt haben, verfertigen Bogen und Pfeile, und Hausgeräth. Alle diese Arbeiten erfodern viele Zeit, Mühe und Geduld, weil das Handwerkszeug, womit bei uns solche Werke erleichtert werden, den Hottentotten gänzlich fehlen.

Wenige essen den Haasen und eine gewisse Art wilder Ziege; sie haben Widerwillen gegen diese

Thiere;

Thiere; das Fleisch der wilden Ziege ist ihnen zu schwarz.

Der Hottentott ist gutmüthig, dienstfertig, und der gastfreundlichste unter den Menschen. Wer in seinem Lande reiset, kann auf Speisung und Aufenthalt bei ihm rechnen. Wenn man ihnen etwas giebt, nehmen sie es an; fodern aber nie. Hat der Wandrer eine lange Strecke vor sich, wo er nicht so bald eine andre Horde erreichen kann, so giebt man ihm in der letzten Vorrath mit, und alles, was ihm zur Fortsetzung der Reise nöthig ist.

„Einst besuchte mich eine Horde in meinem La„ger, sagt Vaillant; es war mir unmöglich, ste „alle mit Brandwein zu ergötzen, ich bot also nur „den Häuptern und den Aeltesten unter ihnen ein „Glas an. — Allein, diese wollten es nicht allein „genießen, ihre Camaraden mußten alle mit ihnen „theilen; und zwar schluckten die Beschenkten den „Trank nicht hinunter, sondern behielten ihn in dem „Mund, wie die alten Vögel die jungen füttern.“ Es war für uns nicht appetitlich, aber doch gutmüthig.

Die Caffern sind viel lebhafter, thätiger, geschickter, als die Hottentotten. Sie wissen in die Zukunft zu sehen und sich darauf vorzubereiten, und Vorrath zu sammeln.

Man vergleiche mit diesen rohen Menschen die That eines vermeintlich gesitteten Europäers, eines holländischen Colonisten. Dieser verkaufte den Caffern

fern alte unbrauchbare Flintenläufe, woraus jene sich Wurfspieße machen wollten. Ehe er ihnen seine Waare abliefert, läßt er das Zündloch der Läufe vernageln, und die Läufe bis obenan mit Pulver, Schrvot und kleingeschlagenem Eisen füllen. Die armen Käufer, die mit Pulver und Feuerrohr nicht umzugehen wissen, legen ihre Läufe ins Feuer, um sie zu glühen und zu verarbeiten. Das Pulver fängt Feuer, die Läufe platzen, werfen alles auseinander, schlagen, verwunden eine Menge Menschen, die um die Feueresse standen. Und diese That, zu welchem Nutzen? Kann man sagen, daß die Caffern blutgierig und grausam sind, wenn sie für eine solche Beleidigung Rache zu nehmen suchen? Wer könnte dabei kaltblütig bleiben?

Die Caffern sind eben nicht reinlich; sie waschen ihre Milchkörbe, statt des warmen Wassers, mit ihrem Urin aus. Sie bauen etwas Korn.

Vaillant bemerkte, daß der Strauß, der wie jeder andre Vogel seine Eyer brütet, ob man gleich von ihm sagt, daß er sie der Sonne zu brüten überläßt, jederzeit einige Eyer neben dem Neste unbebrütet läßt. Man glaubt, es geschehe, um an denselben, für die Jungen, eine Speise zu haben. Wenn das ist, so ist er vorsichtiger als die Hottentotten.

Die Caffrischen Weiber putzen sich gar nicht, sie sind von Natur schön und wohlgewachsen, und bedürfen des Putzes nicht. Die Männer gehen ganz nackt; putzen sich aber gern mit Corallen an den

Hals.

Halsbändern. Auf dem Kopf haben beide gar nichts, außer hin nnd wieder einige eine Feder in den Haaren.

Die Caffern haben einen hohen Begriff von einem Gott, glauben aber die Welt ewig, beten nicht, haben keine religiösen Ceremonien, keine Priester; also, eigentlich zu reden, keine Religion.

Die ganze Nation hat ein allgemeines Oberhaupt, der aber keine Macht hat. Er zeichnet sich nicht, weder durch größeren Reichthum, noch durch ein prächtigeres Haus, noch durch Ehrenbezeigungen von allen übrigen aus. Jede Horde hat übrigens einen Anführer, den der König ernennt.

Der Caffer vergiftet seine Pfeile nicht. Er trägt ein Schild von Büffelhaut, das ihn vor Pfeilen und Wurfspießen genugsam deckt. Er führt nebst dem Wurfspieß einen Streitkolben, womit mancher in der Ferne so richtig trifft, daß er ein Rebhuhn im Fluge erlegt.

Die Töchter erben mit ihren Brüdern nicht. Wenn sie bei Lebzeiten des Vaters heirathen, bekommen sie zum Brautschatz einige Stücke Viehes. Sonst gehen sie leer aus.

Nur der König und die Häupter der Horden werden begraben; die Leichname der Uebrigen werden außer dem Wohnorte in eine allgemeine offne Gruft gebracht, wo die wilden Thiere sie gemächlich verzehren, und die Luft von der sonst zu besorgenden Verpestung befreien.

In diesem wie in andern Theilen von Africa, sind die Heuschrecken in großer Menge. Vaillant erzählt, er habe in der Ferne eine Wolke wahrgenommen; sie kam näher, und nun bemerkte er, daß es ein Zug Heuschrecken war, der nicht hoch flog. Die Sonne, sagt er, ward davon in der That, wie von einer Wolke, verfinstert; die Breite des Zugs konnte zwei bis dreitausend Fuß halten, und, die Uhr in der Hand, währte der Zug über eine Stunde. Die Hottentotten, seine Begleiter, nutzten alle die, die niederfielen, und verzehrten sie mit dem größten Appetite. Wir haben schon gesehen, daß man sie in Syrien ißt.

Es giebt hier viele wilde Hunde, die den Heerden gefährlich sind.

Die Beschreibungen, welche andre Reisende, und besonders Kolbe, uns von diesen Völkern geben, sind ziemlich von den Berichten des Herrn Vaillant verschieden. Sie sagen, zum Beispiel:

Daß die Jünglinge, nachdem sie öffentlich für Männer erklärt worden sind, das Recht haben, ihre Mütter zu mishandeln und zu schlagen, ohne daß man es übel nehme; daß sie sich eine Ehre daraus machen, dieses Recht geltend zu machen, und daß die armen Weiber selbst diese Frechheit gut heißen. Wenn man die jungen Männer frägt, warum sie so etwas thun? so sollen sie zur Antwort geben: Es sey bei den Hottentotten so der Gebrauch.

Sie bringen Kinder und alte Leute um, sagt man. Das erste rechtfertigen sie durch den Gebrauch; das andre dadurch, daß sie sagen: Es sey besser von der Hand der Freunde und Verwandten zu sterben, als vor Hunger oder Krankheit umzukommen, oder von Raubthieren zerrissen zu werden. — Es wäre dann nicht Grausamkeit, sondern guter Wille.

Uebrigens, heißt es, scheinen ihre Tugenden ihre Laster zu übertreffen. Jene bestehen in Wohlwollen, Freundschaft und Gastfreiheit. Der Hottentott athmet nur Güte, und die Begierde andern zu dienen. Er sucht die Gelegenheit. Ruft man seinen Beistand an, so eilt er, die Bitte zu gewähren; frägt man ihn um Rath, so giebt er ihn mit Treuherzigkeit; sieht er jemanden in Noth, so bricht er sich selber ab, um zu helfen; sein größtes Vergnügen ist geben. Viele weigern sich, das Christenthum anzunehmen, und zwar blos aus dem Grunde, weil sie sehen, daß die Christen sich dem Geize, dem Neide, der Ungerechtigkeit und der Wollust überlassen.

Sie beschmieren sich die Wolle ihres Kopfes mit Fett, alle Tage von neuem, ohne sich jemals zu reinigen; woraus eine Art von dicker Mütze entsteht.

Sie sind nach den Eingeweiden der Thiere sehr begierig, und verschlingen sie halbroh. Aus Aberglauben enthalten sie sich gewisser Speisen, als des

Schweinefleisches, oder des Fisches, der keine Schuppen hat. Kaninchen und Haasen sind den Männern verboten; die Weiber dürfen sie essen. Das Blut und die Maulwürfe sind für die Männer, nicht für die Weiber.

Der Schmutz der Hottentotten macht, daß sie von Ungeziefer, besonders von ungeheuer großen Läusen, die sie essen, bedeckt sind. Wenn man sie frägt, wie sie das thun können; antworten sie mit dem Wiedervergeltungsrechte. — Wissen die Hottentotten darum?

Beide Geschlechter haben nach dem Rauchtaback eine unersättliche Begierde.

Die Hottentotten haben einen sehr ehrenvollen, aber sonderbaren, Orden gestiftet. (einen Orden!) Er besteht aus denen, die, im Zweikampfe, einen Löwen, einen Tiger, einen Leoparden, einen Elephanten, ein Rhinoceros oder ein Elendthier erlegt haben. Die Aufnahme geschieht mit vielem Gepränge. Nach der Heldenthat geht der Sieger in seine Hütte; die gesammten Einwohner der Horde ordnen einen der ältesten Männer zu ihm ab, ihn einzuladen, sich in die Mitte des Wohnorts zu begeben, wo man ihn mit den Ehrenbezeigungen erwartet, die seine That verdient. Er läßt sich hinführen; die ganze Versammlung empfängt ihn mit lautem Beifall; er huckt neben einer Hütte, die man ihm bereitet hat, nieder, und alle Einwohner schließen in derselben Lage einen Kreis um ihn.

Der alte Abgeordnete tritt in den Kreis, und bepißt ihn von oben bis unten, und das um desto reichlicher, je mehr er ihm gut ist. Vorher hat der Held schon, mit seinen Nägeln, sich Rinnen in dem Fette gemacht, womit er beschmiert ist, um das kostbare Weihwasser desto reichlicher und länger an sich zu behalten, womit er sich sorgfältig Leib, Kopf und Gesicht einreibt. Nun ist er Ritter des Ordens, und nimmt die Glückwünsche der Versammlung an. — Vaillant leugnet gänzlich diese Anecdote.

Eine Wittwe, die zum zweitenmale heirathen will, muß sich ein Glied vom kleinen Finger abnehmen lassen, und jedesmal ein andres, so oft sie wieder heirathen will. — Auch dies wird geleugnet.

Die Hottentotten haben sehr platte Nasen; das kommt nicht von der Natur; sondern die Mütter, die eine platte Nase schön finden, drücken ihren Kindern die Nase platt.

Die Jugend wird bis ins achtzehnte Jahr den Müttern anvertraut. So bald sie dieses Alter erreicht haben, werden die Jünglinge in die Zahl der Männer aufgenommen; vorher durften sie nicht mit Männern, nicht einmal mit ihrem eignen Vater sich unterhalten. Die Erklärung zum Manne geschieht auf folgende Art. Die Männer versammeln sich und hucken im Kreis; dem Jünglinge wird befohlen, gleichfalls, aber außer dem Kreis nieder zu

hucken. Dann steht der älteste unter den Männern auf, frägt die Versammlung, ob sie den Jüngling aufzunehmen gesonnen ist? Nach erhaltener Einwilligung geht er zum Candidaten, eröffnet ihm den Entschluß der Versammlung, und weiht ihn, wie bei der Aufnahme in den Orden der Helden, mit seinem Wasser reichlich ein, und sagt ihm: daß er nunmehr seine Mutter verlassen, den Umgang mit den Weibern, die läppischen Spiele der Kindheit aufgeben, und sich als einen Mann in seinen Reden und Handlungen zeigen muß. — Man glaubt in dem alten Lacedämon zu seyn.

Die Hottentotten sind wenigen Krankheiten unterworfen, und leben hundert bis hundert dreißig Jahr. (Sie halten keine Taufregister, und wissen die Jahre nur nach den Jahreszeiten zu bestimmen.) Diejenigen aber, welche die europäischen starken Getränke brauchen, verkürzen ihr Leben, und ziehn sich Krankheiten zu. Selbst die nach europäischer Art gewürzten Speisen sind ihnen schädlich. Sind sie es uns doch selbst, der Gewohnheit ungeachtet.

Die Arzenei und Wundarzenei sind bei ihnen eine Kunst, die derselbe Mann treibt. Die Hottentotten haben darin nicht zu verachtende Kenntnisse, und machen bewundernswürdige Curen; die Botanik ihres Landes verstehen sie recht gut; von der Anatomie, dem Aderlaß, den Schröpfköpfen haben sie sehr gute Begriffe, und verstehen sich auf die schwersten chirurgischen Operationen, als Abnahme der

Glie-

Glieder, Einrenkung verrenkter Gelenke, ꝛc. und ihre Geschicklichkeit verdient um desto mehr Bewundrung, da sie keine andre Instrumente, als Messer und gespitzte Knochen dazu haben. — Das ist viel gesagt!

Der Arzt ist die dritte Person im Staate — (haben sie denn einen Staat und Rangordnungen?) Man wählt sie unter den weisesten Einwohnern, um über die Gesundheit des Volkes zu wachen. Große Horden haben zwei; sie bekommen aber kein Gehalt, keine Belohnung; die Ehre muß ihnen Belohnung genug seyn. Auch werden sie sehr verehrt, haben aber wenig zu thun, weil die Hottentotten selten krank werden. (Und doch Stadtphysici!)

So lange ein Mann oder ein Weib nur aus der Hütte kriechen können, um ein wenig Gras, eine Wurzel oder ein Spänchen Holz zu holen, werden sie von den Ihrigen mit vieler Menschlichkeit und Zärtlichkeit behandelt. So bald aber die Kräfte gänzlich verschwunden sind, verlassen die Freunde, und selbst ihre eigne Kinder, sie gänzlich; und sie müssen hinschwinden, Hungers und Elends, oder durch die Klauen der reißenden Thiere, sterben. Umsonst hält man diesen Völkern ihre Unmenschlichkeit vor; sie vertheidigen ihr Betragen, als eine verdienstvolle That, und als ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit, wodurch das hohe Alter von den unerträglichen Mühseligkeiten des Lebens befreit wird.

Sie verstehen die Kunst, Leder und Felle zu bereiten. Ihre Kürschner sind zugleich auch Schneider — (als wenn die Hottentotten Kürschner und Schneider hätten!) und sind in ihrem Handwerk nicht ungeschickt. Ein Knochen von einem Vogel, ist ihre Nähenadel; ihr Zwirn, feine Nervenfasern. Mit diesen Werkzeugen machen sie Mäntel oder Pelze, in weniger Zeit, und vielleicht besser, als unsre geschicktesten Schneider.

Sie haben auch Handwerker oder Künstler, die in Elfenbein arbeiten, und welche Ringe und Armbänder machen. Ob sie gleich dazu weiter nichts als ein Messer haben, so wissen sie ihrer Arbeit doch solche vollkommne Ründung und Politur zu geben, daß man glauben sollte, sie wäre von einem geschickten europäischen Drechsler verfertigt worden.

Sie machen Töpfe, die sie in dem Feuer härten; die Arbeit ist sehr schön. Sie wissen das Eisen, wie es aus dem Bergwerke kommt, zu verarbeiten, wozu sie doch statt des Hammers nur Steine brauchen. Vaillant sagt, sie verstehen die Kunst nicht, das Eisen zu schmelzen und zu gießen. — Auch Kupfer sollen sie verarbeiten.

Sie beten den Mond an — Vaillant meint, man habe sich geirrt, und ihre nächtlichen Tänze für Anbetungen angesehen, weil man ihre Sprache nicht verstand. — Sie opfern ihre Thiere, Fleisch und Milch. Diese Opfer werden jedesmal im neuen

Monde

Monde wiederholt. Sie bitten ihn um fruchtbare Witterung, um Weide für ihr Vieh, und viele Milch. Auch verehren sie, als eine Gottheit, eine Art Hirschkäfer. Wo sie ihn sehen, bezeugen sie ihm große Ehre, und wenn er sich in einer Horde sehen läßt, versammeln sich alle Einwohner, um ihn zu empfangen, als wenn es ein Gott wäre, der vom Himmel herabsteigt, um sie zu besuchen. (Das möchte wol nicht ganz wahr seyn.)

Die Hottentotten haben auch ihre Heiligen, die sie verehren; diese sind die Männer, die sich durch Tugenden und Wohlthaten unter ihnen berühmt gemacht haben. Sie weihen ihnen Hügel, Wälder, Felder oder Flüsse, statt der Altäre, der Statüen und der Tempel. Wenn sie vor diesen Denkmälern vorübergehen, stehen sie stille, und bezeigen ihre Verehrung durch Stillschweigen, auch zuweilen durch Händeklatschen und Tänze. — Sie fürchten sich vor Gespenstern und vor den Erscheinungen der Todten, deswegen verlassen sie ihre Wohnorte, so bald jemand darin gestorben ist. Sie glauben, daß Zaubrer und Hexen die Geister citiren können. Sie hängen sehr an ihrer Religion, und wollen vom Christenthume nichts hören.

Ihre Priester, oder Ceremonien-Meister, werden Meister genannt.

Jede Nation der Hottentotten hat ihr Oberhaupt, und jede Horde ihren Capitain, (ja bei den Hottentotten am Cap,) der die zweite Person im

Staate ist. Diese Würde ist erblich; der Capitain muß aber bei seiner Erhebung versprechen, an den Sitten und Gesetzen der Väter nichts zu ändern. (Gesetze bei den Hottentotten?)

Jede Horde, oder Kraal, wie es dort genannt wird, hat seinen Gerichtshof, der die Civil- und Criminalgerichtspflege besorgt; er besteht aus dem Capitain und den versammelten Einwohnern. Die Parteien führen ihre Sache selbst aus, die nach der Mehrheit der Stimmen, ohne Appellation, entschieden wird. Die Bürger sind selbst Häscher. Der Capitain verrichtet das Geschäfft des Nachrichters, sogleich nach gesprochenem Urtheile. Die Hinrichtung des Verbrechers bringt auf die Familie keinen Schandfleck.

In Ansehung der Topographie ist zu bemerken:

Selbst das Cap, oder Vorgebirge; oder Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die Gebirge: der Tafelberg, die Löwenberge, die Schneeberge, welche letztere von dem Schnee, der ewig darauf liegt, ihre Benennung haben. Eine auffallende Erscheinung muß es seyn, in dieser Himmelsgegend, wo man weder Schnee, noch Eis, noch Kälte kennt, die Gipfel der Berge, die sehr hoch seyn müssen, mit Schnee bedeckt zu sehen, indem man vor der Hitze der Sonne kaum gehen, kaum athmen kann.

Die Tafel-Bay, welche von dem Tafelberge ihren Namen hat.

Die

Die Saldana = Bay.

Die Holländer besitzen das Cap und eine Fläche Landes von ohngefehr achtzehnhundert Quadratmeilen. Die meisten Colonisten wohnen zerstreut. Die Hauptniederlassung ist eine Stadt am Cap, die keinen andern Namen hat, als, die Capstadt. Sie liegt am Fuß des Tafelberges, ist der Sitz des Gouverneurs, und enthält ohngefehr zehntausend europäische Einwohner, tausend Hottentotten, und vierzig bis fünfzig tausend Negersclaven. Die Caffern wohnen tiefer ins Land hinein.

Auf der Ostseite an der Küste, sind unter mehreren Landschaften besonders das Land Natal und das sogenannte Königreich Sofala berühmt. Man findet hier viel Gold.

Wir müssen noch ein merkwürdiges, schönes Thier nachholen, wovon wir noch nicht geredet haben. Es ist der Zebra, den man zu dem Geschlechte der Esel zu rechnen pflegt, ob er gleich, den Wuchs und die Ohren ausgenommen, mit demselben nichts gemein hat. Er ist eines der schönsten, wohlgestaltesten und lebhaftesten Thiere. Seine Beine sind fein und wohlproportionirt. Von dem Halse bis zum Schweife zieht sich über seinen Rücken eine schwarze Streife, von welcher auf beiden Seiten schmale, weiße, blaue und braune Streifen herunter gehen, die unter dem Bauch zusammenlaufen, und deren Farben sich auf eine angenehme Art in einander verlieren. Der Kopf, die Ohren, die

Beine sind auf eben dieselbe Art gestreift. Dieses Thier ist so leicht, daß kein Pferd in demselben Schritt ihm folgen kann. Es ist aber unbändig, wenigstens hält man es, nach vielen Versuchen, dafür. Die Zebras sind am Cap sehr häufig, und man sieht sie heerdenweis laufen. Man findet auch welche in Congo und andern africanischen Gegenden.

Das Stinkthier hat seinen Namen von dem unerträglichen Gestank, den es von sich läßt, wenn es verfolgt wird. Es hat die Gestalt eines Eichhörnchens, und ist so groß, wie ein mittelmäßiger Hund. Jeder Mensch, jedes Thier erstickt beinah von dem unmäßigen Gestank, und muß sich entfernen, um wieder zu Athem zu kommen. Dadurch rettet sich das Thier.

Monomotapa und Monoemugi.

Zwei große Landschaften im Innern des Landes, wohin die Europäer selten kommen, und die folglich fast gar nicht bekannt sind.

Das Königreich Monomotapa ist wegen seiner Goldminen berühmt. Man soll dieses erwünschte Metall ganz gediegen darin finden, und man spricht von einer solchen Barre, die zwölftausend Ducaten, und von einer andern, die viermal hunderttausend Ducaten betrug. Die Europäer haben vergebliche Versuche gemacht, sich in den Besitz einiger Minen zu setzen.

Nordwärts von der Küste der Caffern, an der östlichen Seite von Africa, ist

Die Küste von Mosambique.

Wo die Festung Mosambique zu bemerken ist, weil die Portugiesen daselbst Niederlassungen und einen Gouverneur haben, von welchem gar einige Könige abhängen.

Das Meer zwischen dem festen Lande und der Insel Madagascar, heißt, der Canal von Mosambique.

Die Küste Zanguebar.

Nordwärts von Mosambique. Hier die portugiesischen Städte Mombaza und Melinde, welche letztere einem Königreiche, wie sie hier sind, ihren Namen giebt, oder vielmehr von ihm hergenommen hat. Diese ganze Küste von Mosambique an, bis an die nordöstlichste Spitze derselben, ist der Muhamedanischen Religion zugethan.

Die Küsten Ajan und Adel

machen die äußerste Spitze aus; eine sandige unfruchtbare Strecke Landes.

Abyssinien

soll eine große Strecke Landes seyn im Innern von Africa; sie ist wenig bekannt; doch sagt man, das Land sey voll hoher Berge, und ohngefehr vier und

zwan-

zwanzig tausend Quadratmeilen groß. Es hat christliche Religion und wird auch Aethiopien genannt. Den König oder Kaiser, der hier despotisch herrscht, hat man, ich weiß nicht warum und woher, den Priester Johannes genannt. Die Einwohner sind Hirten und ziehn im Lande umher; also sind darin keine Städte und keine feste Wohnorte.

Inseln.

Die größte von allen africanischen Inseln, von beinah eilf tausend Quadratmeilen, ist

Madagascar,

welche Mosambique gegenüber liegt. Ehemals hieß sie die Lorenzinsel. Es scheinen hier verschiedene Racen von Menschen zusammengekommen zu seyn; einige sind klein, untersetzig, haben schlichte Haare und braungelbe Farbe. Andre haben krauses Haar, große und schöne Augen, einen freien Gang und eine offne Mine, sind beinah schwarz, groß und wohlgewachsen. Sanftmuth und Geist, Eitelkeit, Eigennutz sind die Hauptzüge ihres Characters; in ihren Handlungen findet man wenig Folge und Zusammenhang, indem sie von einem auf das andre abspringen. Einen entschiedenen festen Character muß man bei ihnen nicht suchen; und bei den civilisirtesten Nationen von Europa ist Entschlossenheit, Folge, Zusammenhang des Betragens auch eine seltene Erscheinung. Wie viele Männer sieht man, die sich selbst entschließen, selbst für sich denken, Grundsätze ihres Verhaltens und Gründe zu jeder Handlung haben,

und ihren Grundsätzen gemäß handeln? Wir alle fast, sind Menschen des Augenblicks, in jedem Verhältniß anders. Die Einwohner von Madagascar bedienen sich aller ersinnlichen Mittel, von den Europäern Geschenke zu erhalten. Einer der letzteren hatte einmal unversehens den Sohn eines der Vornehmsten der Insel mit einem Steinwurf an dem Kopf verwundet; der Vater war dabei ruhig, und that weiter nichts, als daß er den Knaben dem Europäer schickte, damit dieser ihn verbände. Nur nachher schien er darüber unzufrieden zu seyn, daß die Binde, womit der Europäer den Kopf seines Sohnes verbunden hatte, nicht von hinlänglichem Werthe in seinen Augen war.

Die meisten Einwohner leben von Milch, Reis und Wurzeln, von Feigen und andern Baumfrüchten, die sie finden. Alle diese Völker sind so unwissend und träge, daß man beinah denken möchte, daß sie vor Elend und Hunger umkommen müßten, wenn die Natur nicht so reichlich für sie gesorgt hätte. Wie würden wir in Europa, besonders in den nördlichen Theilen desselben, fertig werden, wenn wir uns, so wie alle südlichen Völker, ganz auf die Natur verließen, und nichts anbauen, nichts durch die Kunst treiben, und mit dem vorlieb nehmen wollten, was Erde und Bäume uns von selbst anbieten? Es ist aber auch zu bemerken, daß jene Völker nicht so unwissend und träge wären, wenn die Natur gegen sie minder freigebig wäre; und daß wir bei einem größeren natürlichen Reichthum nicht so thätig, geschickt und künstlich seyn würden,

als wir sind. Der Mensch arbeitet, denkt, nur wenn er muß. Uebrigens geht er sehr gern müßig. Und das ist ein Glück. Denn wenn die natürliche Betriebsamkeit des Menschen von selbst, ohne Noth erwachte, und über die Bedürfnisse desselben reichte, so würde der Mensch, aus Mangel an nützlichen Geschäfften, aus Unruh manche alberne Streiche machen, und bald alles umkehren. So gutthätige Menschen sind in Geschäfften, so gefährlich sind sie auch bei der Muße. Was ist nun besser, beim Mangel der Natur thätig, geschickt, künstlich, betriebsam seyn, oder beim Reichthum der Natur in Unthätigkeit und Dummheit schlummern?

Die Einwohner in Madagascar essen wenig Fisch und Fleisch. — Das thun alle Südländer; und viel Fleisch würde, der Hitze wegen, ihrer Gesundheit nachtheilig seyn, und viele faule Krankheiten erzeugen. Das Rindfleisch braten sie mit der Haut, nachdem sie die Haare davon geschabt haben. — Wie wir das Schweinefleisch. Brodt haben sie nicht. Ihr Getränk ist, außer dem Wasser, eine Art Reiswasser, und zuweilen ein gegohrenes berauschendes Getränk aus dem Zuckerrohr. Sie bauen etwas Reis und türkischen Weizen. Sie machen Garn aus den Fasern der Blätter eines gewissen Baumes, färben es, und machen Zeuge zu ihrer Kleidung daraus. Doch sind ihnen die Zeuge lieber, welche die Europäer ihnen zum Verkauf bringen. Ihre Matratzen machen sie auch aus Baumblättern.

Zur Jagd üben sie sich von der frühesten Jugend an, und sollen es darin sehr weit bringen. — Ihre Häuser machen sie von Schilfrohr, das sie mit großen Baumblättern überziehn. Haus und Möbeln sind äußerst simpel.

Sie erwarten nach dem Tode eine Vergeltung ihrer Handlungen; sie verehren mit vielen Feierlichkeiten einen Gott; erkennen einen Teufel, dem sie alles Uebel aufbürden; haben Zauberer, die sich rühmen, dem Teufel die Zügel kurz zu halten. Die Zauberer machen auch Talismane, die das gute einfältige Volk am Halse trägt, um sich vor Schaden zu bewahren. Kurz, die Menschen, in Süden und Norden, disseits und jenseits des Meeres, in Inseln und auf dem festen Lande, sind sich ziemlich gleich. Ueberall leichtgläubig, und gutmüthig genug, um sich von jedem verschmitzten Gaukler betriegen zu lassen.

Sie haben, sagt man, glückliche und unglückliche Tage; ein alter Aberglaube, der schon bei den Römern viel Ansehen hatte. — Wenn in Madagascar an einem unglücklichen Tage ein Kind gebohren wird, lassen es die Eltern aussetzen, sagt man; das heißt, es wird ins Freie gebracht, wo man es hinlegt und seinem Schicksale überläßt.

Ostwärts von Madagascar liegen die

Mascarenischen Inseln,

welche den Franzosen gehören. Die wichtigsten sind

Bour-

Bourbon,

sonst Mascarenha. Sie hat einen großen feuerspeienden Berg. Sie bringt viel Caffee. Der vornehmste Wohnort darauf ist Saint Denis.

Isle de France;

wo der Hauptort ist Port Louis. Man findet hier Zucker, Indigo, Baumwolle, Campher, Sago, Taback, und elastisches Harz.

Nun verlassen wir diesen Theil der Erde, den man die alte Welt zu nennen pflegt, und der Europa, Asia und Africa in sich begreift; und haben zwei Wege vor uns, nach der sogenannten neuen Welt zu gehen; den einen gerade nach Morgen, den andern gerade nach Westen. Beide Fahrten sind etwas lang. Die nach dem Abend, wenn wir von der Isle de France ausgehen, und bis an die südliche Spitze von America rechnen, wird ohngefehr zwei tausend deutsche Meilen, der Weg nach Osten aber etwas mehr als dreitausend betragen. Wir wollen aber dismal den längsten nehmen, weil wir in Westen schon alles merkwürdige gesehen haben; hingegen aber in Osten noch manches zu sehen uns übrig bleibt.

Wir segeln etwa acht hundert Meilen ostwärts, und gelangen an die Länder, die man die Südländer, oder auch den fünften Theil der Welt nennt. Dahin gehören 1) Neu Holland, 2) Neu Guinea und 3) Neu Seeland, außer einer Menge minder

beträcht-

beträchtlicher Inseln. Unsre Straße geht zwischen diesen Erdtheilen, die wir rechts haben, und den Molukkischen Inseln, die links liegen bleiben.

Neu Holland.

Es ist eine große Insel, die ohngefehr so groß seyn mag, als ganz Europa; es ist wenigstens keine andre Insel bei weitem so groß als diese.

Auch hier hat die Natur ihre Eigenheiten. In einer so großen Strecke Landes ist sie nothwendig verschieden, das Clima milder oder rauher, der Boden nach verschiedenen Graden fruchtbar. Es wächst hier eine Art von Nüssen, die aber Diarrhöe und Brechen verursachen; dem Capitain Cook starben mehrere Schweine daran. Auch ist hier eine Kirsche mit weichem Kern. Das Gras wächst zwei Fuß hoch. Pelicane und Papagoien sind häufig. Eine Art Ameisen baut ihre Nester auf Bäume, und macht sie aus Blättern, die an einander geklebt sind. Den Leim dazu finden die Ameisen in ihrem eignen Körper.

Andre Ameisen lassen sich in die Aeste der Bäume, die sie auszubohren wissen, nieder. Sie ziehn das weiche Mark aus den Aesten und Zweigen; der Baum blüht dabei, als wenn ihm nichts geschehen wäre.

Noch eine dritte Art wohnt in Wurzeln, die, wie die Schwämme, an Bäumen wachsen.

Man klagt bitterlich über die Menge Bienen, Wespen, Fliegen, Mücken, Ameisen, Gewürme und Ungeziefer, das sich überall einnistet. Allein sie haben auch ihren Nutzen. Vorerst nähren sie eine Menge Vögel und andrer Thiere, aus welchen wir einigen Nutzen ziehn; was denn doch aber nur als eine Kleinigkeit anzusehen ist. Der Hauptnuzzen, sowol dieser Insecten, als der häufigen Krötten, Frösche, Schlangen, Ratten und Mäuse, Heuschrecken, Käfer, Maulwürfe, und Würmer aller Art in der Erde, möchte vielleicht der seyn, daß sie den Boden düngen und fruchtbar machen. Nicht allein ihre Auswürfe können dazu dienen, sondern auch selbst ihr Körper. Denn es ist wohl zu bemerken, daß fast alle diese Thiere, so viel wir wissen, ihr Leben innerhalb eines Jahres beschließen, so daß die Erde durch sie alle Jahr neue Nahrung bekommt. Man weiß, daß weder die bloße Erde, noch das ganz reine Wasser im Stande sind, Früchte in der Menge zu erzeugen, daß sie zur Nahrung der Menschen und Thiere hinreichten. Ist es also vielleicht Absicht der Natur, durch diese, uns so unangenehme, Thiere, der Erde die Säfte zu verschaffen, die zu ihrer Fruchtbarkeit nöthig sind.

Eine vierte Art Ameisen thut gar keinen Schaden. Sie bauen auf den Bäumen und auf der Erde. Die Baue auf den Bäumen sind drei bis viermal so groß als ein Manneskopf, bestehn aus einem zerbrechlichen Stoffe, der aus Pflanzentheil-

chen, mit einem Kütt aus den Thieren selbst, zusammengeleimt zu seyn scheint. Wenn man diese äußere Rinde zerbricht, findet man eine erstaunliche Menge Zellen, die alle in einander gehn, und mit andern Bauen auf demselben Baume zusammenhängen. Ein andrer bedeckter Gang führt zu dem Bau, der unter dem Baume auf der Erde gebaut ist. Dieser ist pyramidalisch, und nicht selten über sechs Fuß hoch und breit aufgeführt. Die äußeren Wände sind zwei Zoll dick, und scheinen aus Thonerde gemacht zu seyn.

Es finden sich hier vortreffliche Schildkröten, Austern und Perlenmuscheln.

Die Insel scheint wenig bewohnt zu seyn. Cook sah nur ein einzigesmal ohngefehr dreißig Menschen auf einem Haufen zusammen. Freilich ist das Innre des Landes völlig unbekannt; allein es ist nicht wahrscheinlich, daß es sehr bewohnt sey; denn die Menschen wohnen gern an den Küsten, wegen der sanfteren Luft, und der Fischerei, die gemeiniglich die Hauptnahrung uncultivirter Völker ist.

Die Männer sind wohlgewachsen, behende. Ihre Haut ist aber mit einer solchen Rinde von Schmutz überzogen, daß es schwer ist, die Farbe derselben zu bestimmen. Sie scheint dunkelbraun zu seyn. Sie haben einen Bart, den sie kurz sengen, wenn er ihnen zu lang wird. Ihr Haar ist schlicht, und wird eben so kurz gehalten.

Beide Geschlechter gehen völlig nackt. Ihr Hauptputz besteht in einem Knochen, den sie durch die Scheidewand der Nase stecken, und der fünf oder sechs Zoll lang, und so dick, wie der kleine Finger, ist. Es ist das Gebiß der Ochsen auf dem Cap. Die guten Leute können also nur durch den Mund, den sie auch beständig offen halten, Athem holen. Ueberdies haben sie auch Halsbänder von Muscheln, Armbänder von kleinen Schnüren, und um den Leib eine Schnur von geflochtenen Haaren. Sie bemahlen sich Gesicht, Leib, Aerme und Beine mit weißen und rothen Streifen. Sie lieben ihre Zierathen so sehr, daß sie Cook für keinen Preis, nicht einmal für Glascorallen und Bänder, welche ablassen wollten. — Sie haben von Handlung und Tausch keinen Begriff; sie nehmen hin, was man ihnen giebt, verstehen es aber nicht, wenn man ihnen dagegen etwas abfodert.

Sie stahlen uns nichts, sagt Cook; es war aber nur Gleichgültigkeit, nicht Ehrlichkeit; denn als wir ihnen eine Schildkröte nicht geben wollten, wurden sie wüthend und wollten sie mit Gewalt nehmen. Das ist gerade die Moral der rohen Natur. Nach allen unsern andern Habseligkeiten waren sie nicht begierig, und die Geschenke, die wir ihnen gemacht hatten, fanden wir nachher in den Wäldern herumliegen.

Ihre Häuser sind äußerst elend. Kaum so hoch, daß ein Mensch darin stehen kann, sie sind nie lang oder breit genug, daß ein Mensch darin ausgestreckt liegen könnte. Sie bestehn aus dünnen Stäbchen,

die

die in die Erde gepflanzt und mit Palmblättern oder Baumrinde bedeckt sind. Sie liegen darin krumm, drei oder vier Menschen, so daß der Kopf des Einen mit den Füßen des Andern zusammenstößt.

Das einzige Haußgeräth, das wir bei ihnen fanden, war ein länglicht rundes Gefäß, das aus einer bloßen Rinde, die an beiden Enden mit einer Weide gebunden war, bestand. Das Band ist zugleich die Handhabe. Es mochte ihr Wassereimer seyn. Dazu haben sie noch einen Beutel oder Netz mit großen Maschen, worin sie ihre Schminke, Angel und Angelhaaken, ein paar Muscheln, woraus sie ihre Angelhaaken machen, einige Spitzen zu Wurfpfeilen, und ihre Geschmeide haben. Dieses ist der ganze Schatz des reichsten Mannes auf dieser Insel. Sollten sie deshalb wol zu bedauren seyn? Unsre Armen sind reicher als diese. Sind sie darum nicht zu bedauren? Ja, sie sind zu bedauren; denn sie kennen und begehren ein Mehreres, das sie immer vor Augen haben.

Die Neuholländer machen sich Kähne, fangen Fische und Schildkröten, und wissen Stricke zu verfertigen.

Sie essen Fleisch, das sie auf Kohlen braten; denn zum Kochen haben sie keine Töpfe noch Kessel.

Feuer machen sie, indem sie einen Stock auf einem platten Holze wie einen Quirl drehen. Statt des Zunders brauchen sie trocknes Gras. Damit wissen sie sehr geschwind fertig zu werden.

Wie mögen doch die Menschen auf die Kunst, Feuer zu machen, gekommen seyn? Freilich mußten

ten sie dieselbe, so wie das Feuer selbst, erst durch ein Ohngefehr kennen lernen. Allein die Menschen, die es zum erstenmal sahen oder fühlten, mußten natürlicherweise davor erschrecken. Wie konnte ihnen der Gedanke einfallen, mit Fleiß welches anzufachen? Wie konnten sie daran denken, ihre Speisen damit zu bereiten; denn gesetzt auch, sie hätten gewußt, daß das Feuer Fleisch, Wurzel und Kräuter weicher macht, was sie doch unmöglich wissen konnten; so mußte ihnen die Gewohnheit schon die rohen Speisen angenehmer, als die gekochten machen. Man kann sich fast keine Art erdenken, wie der Gebrauch des Feuers unter die Menschen eingeführt und fast allgemein geworden ist.

Die Neuholländer haben Wurfspieße; der Schaft derselben ist acht bis vierzehn Fuß lang, aus mehreren Stücken, die in einander gefugt sind. Die Spitze ist von hartem Holze, oder von Fischgräte, mit Widerhaaken; so daß dieses Instrument gefährlich genug ist. Wenn sie werfen wollen, brauchen sie dazu, statt der Schleuder, einen Stock. Ueberall hat doch der Mensch die in seiner Lage ihm nöthigen Künste zu erfinden gewußt. Die Insulaner treffen damit, dreihundert Fuß weit, eben so sicher, als wir mit der Kugelbüchse. Sie haben auch Schilde von Baumrinde. Also bedienen sie sich ihrer Waffen nicht blos zur Jagd, sondern sie müssen auch Krieg mit einander führen. Und warum mögen sie doch streiten? Nicht aus Habsucht, denn es ist bei ihnen nichts. — Also ist der Mensch von Natur ein zänkisches Thier.

Die Kähne sind wie die Wassereimer, ein langes Stück Baumrinde, an beiden Enden mit Weiden zusammengebunden, und in der Mitte mit Reifen auseinander gedehnt.

Andre sind aus einem ausgehöhlten Baume gemacht; da sie aber schmal sind, tragen sie eine Balancierstange, damit sie nicht umfallen.

Die Werkzeuge der Insulaner sind, eine Axt von Stein, die sehr grob gearbeitet ist; einige Keile von Stein, ein Hammer von Holz, und einige Muschelschaalen. Zum Poliren brauchen sie die Blätter einer Art von Feigenbaum, die das Holz fast so gut, wie die Fischhaut unsrer Tischler, angreifen. Mit solchen Werkzeugen muß auch die geringste Arbeit ein langweiliges Unternehmen seyn. Allein, anhaltender Muth überwindet alles; und wenn der Mensch alles thut, was er kann, bringt ers gewiß weiter, als mans ihm zutraut.

Neu Seeland.

Neuseeland liegt ostwärts von Neuholland. Jedes Haus hat seinen Abtritt, so daß man keine Unreinlichkeit auf der Erde sieht; die Ueberbleibsel von den Speisen, das Lagerstroh, und aller übriger Schmutz wird auf den Mist gebracht, den sie zum Düngen ihrer Felder zu brauchen scheinen. — Noch im Jahr 1760. hatte man keine Abtritte in Madrid; aller Unflath wurde auf die Straßen geworfen. Und es hat Mühe gemacht, welche bauen zu lassen.

Die Einwohner müssen stark Krieg führen; denn sie bauen sogar, und mit vieler Einsicht, Festungen. Und jedes Dorf ist befestiget. Mundvorrath haben sie darin; aber kein Wasser; so daß sie darin keine lange Belagerungen aushalten können.

Die Neuseeländer bauen das Land, machen Zäune um ihre Felder; auch ist ihre Insel weit volkreicher als Neuholland; und das mag die Ursach ihrer größeren Geschicklichkeit seyn.

Einige von Cooks Leuten, die die größte Strenge der Gerechtigkeit zeigten, so bald die Indianer ihnen etwas gestohlen hatten, rissen einige Zäune der Indianer nieder und stahlen Erdäpfel. Cook ließ jedem zwölf Peitschenhiebe zuzählen. Allein, der eine behauptete hartnäckig, daß es für den Engländer kein Vergehen wäre, eine indianische Pflanzung zu plündern, ob es gleich für den Indianer ein Verbrechen sey, dem Engländer auch nur einen Nagel zu entwenden. Cook ließ ihn ins Gefängniß werfen, und noch zwölf Hiebe zuzählen. Wie man doch gegen andre gerecht ist!

Wir fanden, sagt Cook, den Leichnam eines Weibes auf dem Meere schwimmen. Die Indianer sagten uns, es wäre eine Verwandtin von ihnen, die sie, nach Landessitte, nach ihrem Tode an einen Stein gebunden und ins Wasser geworfen hätten; daß der Stein vermuthlich losgegangen wäre. Wir sahen Indianer, die einen Hund zu ihrer Mahlzeit in dem Backofen brieten; dabei lag in

einem

einem Korbe ein Menschenknochen, und wir erfuhren, daß die Insulaner das Fleisch davon gegessen hatten. Sie verzehren nemlich ihre Kriegesgefangenen. Unter dem Haufen stand ein Weib, deren Aerme und Beine jämmerlich zerrissen gewesen waren. Man sagte uns, sie selbst habe sich so zugerichtet, vor Betrübniß über den Tod ihres Mannes, den die Feinde gefangen und verzehrt hatten. Aus dem Kopf essen sie nur das Gehirn. Die Köpfe selbst werden vor Fäulniß bewahrt, und als Siegeszeichen aufgehoben.

Dieses Land ward erst 1642. von einem Holländer entdeckt. Die Luft ist gemäßigt, der Boden fruchtbar; Cook sah hier keine andere vierfüßige Thiere, als Hunde und Ratzen. Erstere dienen nur als Schlachtvieh; letztere sind selten. Seekühe, Seelöwen und Wallfische sind genug; die Insulaner wissen sie aber nicht zu fangen.

Die Wälder sind sehr dick, und enthalten vortreffliche Bäume. Der Selleri, der Sauerampfer wachsen hier wild und in großem Ueberfluß; sonst giebt es wenig eßbare Gewächse. Die Einwohner bauen Erdtoffeln und Kürbisse, woraus sie Gefäße bereiten. Sie haben eine Pflanze, welche sie als Flachs und Hanf brauchen, und die vortrefflicher ist, als irgend eine Pflanze zu diesem Behuf auf dem ganzen bekannten Erdboden. Die Insulaner verfertigen daraus Zeuge, und Stricke zu ihren sehr großen Fischnetzen. Das Zeug wird entweder aus den Fasern der Pflanze, oder auch aus Streifen ge-

macht, die ohne alle Zubereitung aus den Blättern geschnitten werden. Warum haben wir die Pflanze nicht hier? Es scheint, daß wir unsern Zustand noch sehr verbessern könnten. Sie möchte recht gut bei uns fortkommen, denn sie wächst auf Hügeln und in Sümpfen; und das Clima von Neuseeland ist ziemlich das unsrige.

Man findet hier eisenhaltigen Sand, so daß im Innern der Erde Eisen ist. Von andern Metallen hat Cook keine Spur gefunden.

Sie gehen gekleidet, beide Geschlechter in gemeinschaftlicher Tracht. Braune Haut, schwarze Haare und Bart, weiße Zähne, wie Elfenbein, Gesundheit, Schönheit, schlanke Glieder und Thätigkeit, sind ihre äußere Charactere. Männer und Weiber sind sanften und leutseligen Gemüths; gegen Feinde unversöhnlich, geben sie ihnen keinen Pardon.

Dieses Volk, das mit seinen Nachbaren in beständige Kriege verwickelt ist, hat sich gewöhnt, alle Fremden als Feinde anzusehen, und waren daher immer bereit, uns anzugreifen, so lange sie unsre Uebermacht nicht kannten. Da sie von keiner andern Uebermacht, als von der größeren Zahl etwas wissen, und sie mehrentheils zahlreicher, als wir, waren, glaubten sie, unsre Beweise des Wohlwollens gegen sie, seyn nichts als ein Kunstgriff der Hinterlist und Furcht, um sie zu hintergehen, und uns vor ihren Angriffen zu decken. Da sie aber

einmal die Wirkung unsrer Feuerröhre mehr gesehen als gefühlt hatten, denn wir schossen nur mit Schrodt nach ihnen; und sie dennoch sahen, daß wir mit ihnen glimpflich verfuhren, und unsre furchtbaren Waffen nicht brauchten, als zu unsrer Vertheidigung; wurden sie auf einmal unsre Freunde, faßten zu uns ein unbeschränktes Vertrauen, und suchten uns ein gleiches gegen sich einzuflößen. Nunmehr war es selten, sie über eine unredliche That zu ertappen. So lange aber sie uns für ihre Feinde gehalten hatten, die nur gekommen wären, um Vortheile von ihnen zu ziehn; hatten sie sich, ohne Bedenken, alles gegen uns erlaubt. Oftmals, wenn sie uns etwas verkauft hatten, behielten sie ihre Waare und den Preiß, den wir dafür gaben, dazu; in der festen Ueberzeugung, daß es ihnen erlaubt sey, Männer zu berauben, die nur in der Absicht gekommen wären, ihnen das Ihrige zu nehmen.

Männer und Weiber betragen sich anständig; letztere kennen die ihrem Geschlechte gebührende Schamhaftigkeit. Alle aber sind nicht sehr reinlich, weil sie sich in ihrem weniger heißen Clima selten baden, sie beschmieren ihr Haar mit Oel von Fischen und Vögeln. Von Ungeziefer sind ihre Köpfe nicht ganz frei, ob sie gleich beinerne und hölzerne Kämme haben, die sie zuweilen, als einen Schmuck, in den Haaren tragen. Die Männer tragen den Bart, doch nur kurz, und binden die Haare oben

auf

auf dem Kopf zusammen, und stecken Federn darin. Unter den Weibern lassen einige ihr langes Haar auf die Schultern fallen, und andre schneiden es kurz.

Alle bemalen sich mit schwarzen Flecken; die Weiber schwärzen gemeiniglich nur ihre Lippen; die Männer scheinen alle Jahr neue Zierathen zu den alten Malereien hinzuzuthun, und einige bejahrte Männer waren, vom Kopf bis auf die Füße, mit schwarzen Flecken bemalt. Sie machen sich auch auf den Leib, man weiß nicht wie, Risse in die Haut, die so aussehen, wie die Striche auf der Rinde eines Baumes, wenn man lange vorher darauf geschrieben hat. Das Gesicht der Alten ist mit diesen Zeichen fast ganz bedeckt. Junge Leute schwärzen sich nur die Lippen, wie die Weiber. Unter diese Zierathe kommen noch Malereien mit rother Farbe, die sie mit Oel auftragen, und die niemals trocken werden, so daß man sie nicht anrühren kann, ohne sich zu beschmieren.

Die Kleidung der Neuseeländer besteht in einer Art Matten, die sie aus Streifen gewisser Blätter zusammenflechten. Zwei Stücke machen das ganze Kleid aus. Das eine hängt von den Schultern auf dem Rücken bis an die Kniee; das andre wird um den Leib wie eine Scherpe gewickelt, und die Zipfel hängen bis auf die Erde.

Sie haben auch Zeuge von den Fasern einer Pflanze; diese machen sie auf folgende Art. Sie

haben

haben einen Rahmen, gemeiniglich fünf Fuß lang und vier breit; das macht die Größe des Zeuges. Die Länge befestigen sie an den Rahmen gleichlaufende Fäden, die den Aufzug vorstellen; nun winden sie dadurch mit der Hand den Einschlag; was sehr langweilig seyn muß. Man vergleiche damit unsern Weberstuhl, die Länge der Stücke, die Festigkeit des Gewebes, und bedenke, daß man sich zwar ohne unsre Künste und Maschinen behelfen kann, daß aber unsre Maschinen und Künste die Gewerbe sehr erleichtern, und nicht so leicht zu finden gewesen seyn müssen, und daß wir unsern Vorfahren, die uns selbige hinterlassen haben, vielen Dank schuldig sind.

An den Rand ihrer Zeuge weben die Neuseeländer eine Kante oder Franzen von verschiedenen Farben, wie wir an unsern Tapeten haben. Sie sind sehr sauber gearbeitet, und erregen Bewunderung, wenn man bedenkt, daß dieses Volk die Nähenadel nicht kennt. Wie mögen sie doch ihre Strickerei zu Stande bringen?

Ihr kostbarster Putz ist Hundefell, womit sie ihre Kleider verbrämen, indem sie das Fell in Streifen schneiden. Diese Verbrämung ist auch zuweilen, aber sehr selten, von Federn; auch findet man Kleider, die ganz mit rothen Papagoienfedern bedeckt sind.

Die Weiber scheinen hier auf den Putz weniger, als die Männer, bedacht zu seyn. Niemals

stecken

stecken sie Federn auf den Kopf. Das Unterkleid lassen sie ganz um den Leib hängen, und schürzen es nie auf, als wenn sie ins Meer gehen, Krebse zu fangen.

Beide Geschlechter stechen sich Löcher in die Ohren, und machen die Löcher so groß, daß man wenigstens einen Finger darin stecken kann. Darin bringen sie allerley Zierathe an, Zeug, Federn, Knochen von Vögeln, zuweilen auch ein Stückchen Holz. Sie pflegten die Nägel hinein zu stecken, die wir ihnen schenkten, sagt Cook. Einige Weiber stekken ganze Büschel weißer Flaumfedern hinein. Ausser diesen Geschmeiden, die in das Loch hineingehen, hängen sie noch mit Schnüren allerlei Dinge an die Ohren selbst, Scheeren, Haarnadeln, die sie sehr hoch schätzen, die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Eltern und Verwandten, Hundszähne, und alles was sie habhaft werden können und einigermaßen achten. Auch tragen die Weiber Hals- und Armbänder, die aus aufgereihten Vögelknochen, Muscheln und andern Dingen bestehen. Die Männer tragen zuweilen an einer Schnur um den Hals, ein Stück grünen Talk, oder ein Stück Wallfischknochen, wie eine Zunge gestaltet, und worauf eine menschliche Figur gröblich geschnitzt ist. Diesen Putz schätzen sie sehr hoch.

Die Häuser sind ihre schlechteste Arbeit. Kaum sind sie, die Größe ungerechnet, so gut wie Hundebuchten. Selten sind sie länger den achtzehn bis

zwan-

zwanzig Fuß, und breiter als acht bis zehn; ihre Höhe beträgt etwa fünf bis sechs, in der größten Höhe. Das Zimmerwerk ist Holz, gemeiniglich dünne Stangen; das Dach und die Wände sind mit trocknem Grase gedeckt. Einige sind innwendig noch mit Baumrinde tapezirt. Das Dach ist abschüssig; die Thür am Ende des Hauses, und so niedrig, daß man auf allen vieren durchkriechen muß. Neben der Thür ist noch ein Loch, welches das Fenster und den Rauchgang vorstellt. Auf der Lichtseite hängt gemeiniglich an der Wand ein nach ihrer Art geschnitztes Brett, worauf sie so viel Werth, als wir auf schöne Gemälde legen. Unter der Traufe, die zwei Fuß über die Mauern hervorragt, stehn Bänke für die Familie, wo diese die frische Luft genießt.

Die Vornehmeren, wenn es solche unter ihnen giebt, und die, welche eine zahlreiche Familie haben, besitzen drei oder vier Häuser, die in einen Hof, mit einem Zaune, eingeschlossen sind. Die Zäune sind zehn bis zwölf Fuß hohe Stangen.

Die Indianer fürchten weder Regen noch Wind; wenn sie nach der Fischerei, oder nach Wurzeln reisen, oder sonst auf einem Zuge begriffen sind, mögen sie kaum einen Schutz vor der Witterung machen oder suchen, und legen sich die Nacht mit Weibern und Kindern unter einen Baum, es mag regnen oder nicht; und selbst bei anhaltendem Regen.

Eine gewisse Wurzel von Farrenkraut ist ihre Hauptnahrung, ihr Brodt. Wenn sie sich tractiren wollen, essen sie Vögel, von verschiedenen Arten, die ihre Insel giebt. Manchmal müssen sie hungern, weil sie nicht zu jederzeit Wurzeln und Fische haben können. Vögel und Hunde können sie nur dann und wann bekommen. Sie wissen aber Vorsicht zu brauchen, machen Vorrath von Fischen und Wurzeln, die sie trocknen, und nicht gern an die Europäer verkaufen wollten. Diese Klugheit ist ein Beweis, daß sie manchmal Noth leiden.

Cook hat unter ihnen kein andres Getränk, als Wasser, gesehen. Ein Glück für sie, wenn sie die berauschenden Getränke nicht kennen. Vermuthlich aber werden die Europäer sie noch damit bekannt machen, wenn sie es der Mühe werth achten, Neuseelands Küsten zu besuchen.

Unter den Einwohnern hat Cook niemals einen Kranken, und an den Nackten niemals ein Geschwür, einen Ausschlag, oder Flecken der Haut gesehen. Alle, Männer, Weiber und Kinder, sahen vollkommen gesund und munter aus. Er erklärt sich diese Gesundheit aus der Unbekanntschaft mit hitzigen und warmen Getränken, und aus der Thätigkeit. Wir müssen schon durch außerordentliche Reinlichkeit und Arzeneimittel den Schaden ersetzen, den uns unsre künstliche Getränke und unsre sitzende Lebensart verursachen. Wenn sie auf irgend eine Art eine Wunde bekommen, heilt diese ohne

alles

alles Zuthun sehr geschwind. Wir sahen eine Menge Leute, die uns, wegen ihres kahlen Kopfes und ihres Mangels an Zähnen, sehr alt zu seyn schienen; sie waren aber alle gesund, und heiter und froh, wie junge Leute. Keiner von ihnen war hinfällig und zusammengeschrumpft.

Ihre Kähne sind sehr künstlich. Die größten scheinen zum Kriege bestimmt zu seyn, und tragen von vierzig bis hundert Mann. Cook maß einen; er hatte acht und sechzig Fuß in der Länge, fünf in der Breite, und viertehalb in der Tiefe. Jede Seite bestand aus einer einzigen Diele. Sie müssen sehr geschickt seyn, solche Dielen zu schneiden.

An den kleinen Fischerkähnen ist eine menschliche Figur geschnitzt, die schrecklich aussieht; aus dem Halse steckt eine ungeheure Zunge heraus; die Augen sind eine weiße Muschel. Die Kriegeskähne sind mit durchgebrochener Arbeit, mit Franzen und Schnitzwerk recht hübsch geziert.

Sie wissen die Segel zu brauchen, aber nur mit vollem Winde. Die Europäer wissen auch mit Seitenwinde und mit beinah Gegenwinde zu segeln.

Sie haben Aexte und Meißel, mit letzteren bohren sie auch. Da sie keine Metalle haben, machen sie ihre Aexte aus einem harten schwarzen Steine, oder von dichtem grünen Talk, der nicht bricht. Ihre Meißel sind aus Menschenknochen

gemacht, weil sie vermuthlich keine eben so harte Knochen von Thieren finden können: zuweilen auch aus Jaspis, den sie in Stücke, wie unsre Flintensteine, zerschlagen. Ihre Aexte schätzen sie über alles; und Cook konnte keine einzige erhalten, was er auch dafür, auch die beste Axt nebst andern Dingen, bieten mochte. Daraus schließt er, daß eine gute Axt unter ihnen etwas seltenes seyn muß. Mit ihren Jaspissteinen poliren sie die Arbeit; da sie aber die Kunst zu schleifen nicht verstehen, werfen sie ihre Werkzeuge weg, wenn sie stumpf sind.

Sie bauen das Land. Ihr Pflug oder Spaden ist weiter nichts, als ein Stück Holz, das schmal, drei Zoll breit, und an dem untern Ende geschärft ist; queer über das untre Ende ist ein andres Stück Holz angebracht, um den Fuß darauf zu setzen, und bei der Arbeit darauf zu drücken, wie unsre Gärtner auf den Spaden. Freilich erleichtert der lockre sandigte Boden die Arbeit.

Die Anführer im Kriege tragen, zum Zeichen ihrer Würde, einen Stab; gemeiniglich eine Wallfischrippe, weiß wie Schnee, mit Federn, Hundeshaaren und Schnitzwerk ausgeziert; zuweilen einen sechs Fuß langen Stock, mit Muschelschaalen ausgelegt. Die Anführer sind meistens alt.

Vor dem Angriff singen sie einen Kriegesgesang, und tanzen; vermuthlich um ihren Muth durch die Erhitzung anzufeuern. Ihr Tanz ist gewaltsam; zuweilen strecken sie dabei die Zunge so

lang

lang aus dem Munde, als es ihnen nur möglich ist, und machen allerlei fürchterliche Gebehrden. Ihre Musik ist wohlklingend, und die Stimmen der Weiber angenehm.

Auf einem Theile der Insel hat man einen König; andre Völkerschaften aber leben ohne Oberherrn. In dem Königreiche giebt es untergeordnete Befehlshaber, die man sehr verehrt. Wir klagten bei dem Einen einen Einwohner wegen eines auf unserm Schiffe begangenen Diebstahls an, sagt Cook. Der Richter gab dem Dieb mehrere Faustenschläge und Fußtritte, die dieser, als eine gerechte und von einer gesetzmäßigen Obrigkeit aufgelegte Strafe, ohne Widerstand und ohne Empfindlichkeit hinnahm.

Wir fanden, sagt derselbe, kleine Gesellschaften, welche verschiedene Dinge, als schöne Zeuge, Fischernetze, in Gemeinschaft zu haben schienen. Beide Geschlechter hielten ihre Mahlzeiten mit einander. Die Weiber haben es hier besser als in Nigritien.

Dieses Volk erkennt die Macht mehrerer höheren Wesen, wovon das eine das allerhöchste, die andern aber diesem untergeordnet sind. Sie hörten gern von Religion und von der Gottheit reden. Cook hat keine Tempel, keine Feste, noch religiöse Ceremonien bei ihnen gesehen. Einen viereckigten, mit Steinen umzäunten Platz sah er aber, in dessen Mitte einer von den Spaden des Volkes gepflanzt

war, an welchem ein Korb voll Farrnkrautwurzeln hing; und als er sich bei den Leuten erkundigte, was das bedeute, gaben sie ihm zur Antwort, es sey ein Opfer, das sie ihren Göttern brachten, und vermöge welches man sich von ihnen Wohlwollen und eine reichlichere Erndte verspräche. Wie hat doch der Gebrauch, Gotte, der nichts bedarf, nichts genießen kann, und der alles giebt, Geschenke zu bringen, so allgemein werden können? Ein Beweis, daß die Menschen in ihren Vorstellungen keinen Zusammenhang haben.

Einige Völker begraben ihre Todten, andre werfen sie ins Meer. Niemals aber hat Cook bei ihnen Monumente gesehen. Die Lebendigen aber, sagt er, dienen den Todten statt der Monumente, denn man sieht wenige, die nicht an ihrem Leibe Zeichen der Betrübniß und der Trauer für ihre verstorbenen Verwandten trügen. Diese Zeichen bestehen in selbstgemachten Wunden, worunter einige recht tief sind, und das Gesicht verunstalten.

Wir verlassen Neuseeland, segeln ostwärts, ohngefehr sechshundert Meilen, und kommen an die durch die Cookischen Reisen nunmehr so berühmt gewordenen

Societätsinseln.

Sie liegen in dem sogenannten Südmeere, oder stillen Meere; einige neunhundert Meilen von dem südlichen Theil von America.

Die

Die vornehmsten unter diesen Inseln sind Tahiti und Ulietea.

Wir müssen uns ihrer Merkwürdigkeit halber bei denselben ein wenig aufhalten.

Tahiti.

Tahiti, oder Otahiti, oder Otaheit, liegt in einer milden und angenehmen Himmelsgegend, welche die Erde fruchtbar, und die Sitten und den Character der Einwohner sanft macht.

Die Einwohner sind zahlreich, scheinen aber die Metalle und manche Künste nicht zu kennen. Ihre Werkzeuge sind von Stein, von Muscheln und Knochen. Sie haben keine Töpfe, worin sie Speisen kochen könnten, und essen ihr Fleisch gebraten: sie haben keine andre vierfüßige Hausthiere, als Schweine und Hunde. Die Häuser sind von allen Seiten offen, und nur das Dach ist bedeckt. Die Otaheitier wissen Zeuge zu machen, die mehrere Ellen lang und ein paar Ellen breit sind.

Wir sahen, sagt Cook, einen Leichnam, unter einem kleinen Dache, neben dem Hause, in welchem der Mann gewohnt hatte. Das Todtenhaus war auf der einen Seite offen, und auf den drei andern mit geflochtenen Hecken geschlossen. Der Leichnam lag auf einer Horde, die fünf Fuß hoch auf vier Pfählen ruhte. Er war in eine Matte gewickelt, und mit einem weißen Tuche bedeckt. Neben ihm lag eine hölzerne Keule, (deren sie sich im

Kriege bedienen,) zwei Kokusnüsse, (das sind ihre Gefäße, womit sie Wasser schöpfen,) eine steinerne Axt, und viele Früchte von Palmbäumen, eine andre Kokusschaale mit Wasser, etwas gerösteter Brodtfrucht in einem Beutel; mithin Waffen, Lebensmittel und Handwerkszeug. Das soll die Art seyn, wie diese Insulaner ihre Todten begraben.

Wir glaubten, sagt Cook, daß dieser Vorrath dem Geiste des Verstorbenen bestimmt wäre. Die Indianer sagten uns aber, bei einer andern Gelegenheit, wo dem Leichnam eines Frauenzimmers nur Speisen beigelegt wurden, daß es Geschenke oder Opfer an die Götter wären. Diese Leute glauben aber deswegen nicht, daß die Götter essen. Es sind nur, von Seiten der Opfernden, Zeichen der Dankbarkeit und der Verehrung.

Sie sind alle, Vornehme und Geringe, Männer, Weiber und Kinder, die größten Diebe von der Welt. Die Anführer selbst nehmen alles weg, was ihnen in die Hände fällt. Diesen Characterzug haben wir bei allen uncultivirten Völkern gemein gefunden. Man muß deswegen nicht glauben, daß sie einander berauben. Allein die Europäer bringen ihnen so viele neue Sachen vor die Augen, daß die Versuchung sehr stark wird; und dann glauben sie auch nicht Fremden die Treue schuldig zu seyn, sie befolgen darin den Grundsatz der Fürsten, die sichs erlauben, einander ihre Länder wegzunehmen; was sie erobern nennen.

Ihre

Ihre Güte und Weichmüthigkeit leuchtete in ihrem Jammergeschrei hervor, als Cook einen von seinen Leuten strafen ließ, gegen den die Insulaner geklagt hätten, daß er Gewalt gebraucht, und sogar das Weib eines Vornehmeren zu ermorden gedroht hatte. So bald er den ersten Schlag bekommen hatte, baten seine Ankläger für ihn; und da sie sahen, daß ihre Bitten nichts halfen, fingen sie bitterlich an zu weinen.

Sie weinen, wie die Kinder, bei jeder heftigen Gemüthsbewegung; vergessen aber ihre Thränen auch eben so leicht. Eine Frau weinte bitterlich; umsonst fragte man sie nach der Ursach; statt einer Antwort, nahm sie einen Fischzahn, machte sich damit mehrere Wunden an den Kopf; das Blut floß stromweise. So bald ihre Wunden nicht mehr bluteten, warf sie alle blutigen Tücher ins Meer, wusch sich, und kam mit heiterem Gesicht aus dem Bade zurück.

Man darf sich nicht wundern, sagt Cook, daß die Gemüthsbewegungen bei diesem kunstlosen Volke so schnell vorübergehen, und daß sie jede Empfindung mit Heftigkeit ausdrücken. Niemals haben sie Verstellung gelernt, und da sie keine solche starke Vorstellung oder Empfindung haben, daß sie dauerhaft wäre, und den Eindrücken des Augenblicks widerstehen könnte, und Vergangenheit und Zukunft auf Kosten des Gegenwärtigen darstellte; so sind sie ganz in jedem Moment, jeder Eindruck bestimmt

ihr ganzes Wesen, und so sind sie wie die Gegenstände veränderlich. Sie wissen nicht einen Entwurf von einem Tage in den andern zu verfolgen, und die Sorge und Aengstlichkeit, deren Gedanke immer der erste ist, der sich Morgens des Aufwachenden bemächtiget, und der letzte, der am Abend durch den Schlaf verscheucht wird, sind ihnen unbekannt. Will man daraus schließen, daß sie, alles zusammengenommen, glücklicher, als wir, sind; so wird man auch sagen müssen, daß das Kind glücklicher ist, als der Mann; und daß wir von Seiten der Glückseligkeit verlohren haben, indem wir in der Vollkommenheit Fortschritte machten. Doch sollte Vollkommenheit der Glückseligkeit nicht Abbruch thun.

Noch ein kindischer Zug. Cook hatte der Königin Oberea unter andern Geschenken auch eine Puppe verehrt. Ein vornehmer Mann, dem die Königin sie zeigte, ward darüber eifersüchtig. Cook bot ihm zu seiner Befriedigung die Wahl zwischen einer Axt und einer Puppe an. Die Völker schätzen die Aexte über alles. Dieser nahm aber die Puppe, um mit der Königin völlig gleich zu seyn; und ließ nachher bald die Puppe liegen.

Sie haben Fechtspiele, die öffentlich gegeben werden. Sie bestehen nur im Ringen, und die Kämpfer thun einander keinen Schaden; der Sieger aber bekommt lauten Beifall von den Zuschauern. Während des Gefechts tanzen andre Schauspieler, und jeder thut das Seinige, ohne auf die andern

zu sehen. Auch ließen die Sieger keinen Stolz, keine Verachtung des Besiegten blicken. Der Besiegte schien nicht neidisch oder eifersüchtig zu seyn, sagt Cook.

Während des Schauspiels, das zwei Stunden dauerte, hielt der Ceremonienmeister des Anführers oder Königes, Ordnung unter den Zuschauern, wobei es derbe Prügel für diejenigen gab, die in den Kampfplatz sich vordrängten. Sehr militairisch!

Wir bekamen, sagt Cook, den Besuch zweier Weiber, die uns mit sonderbaren Ceremonien begrüßten. Wir sahen einen Kahn mit zwei Weibern und einem Manne zu uns kommen; und die Indianer, die bei uns waren, gaben uns zu verstehn, daß wir ihnen entgegengehen möchten. Wir waren noch fünfzehn Schritte aus einander, als die Weiber stille standen, und uns winkten, wir möchten ein gleiches thun. Sie warfen einige Pflanzen auf die Erde; ein Otaheitier, der ein Bedienter zu seyn schien, ging zwischen uns und den Damen sechsmal durch, und reichte uns jedesmal eine von diesen Pflanzen, indem er einige Worte sprach; und wir steckten die Pflanzen an unsern Kahn, wie es uns unsre Indianer sagten. Da dies geschehn war, brachte ein andrer Mann ein großes Pack Zeuges, das er Stück vor Stück zwischen den Damen und uns auf die Erde legte. Es waren neun Stücke; er breitete drei über einander; da trat das eine Weib, welches das vornehmste zu seyn schien,

hervor, auf die Zeuge, hob ihre Kleider bis an den Gürtel auf, ging mit langsamen Schritten, mit großem Ernst und Anständigkeit, und in der größten Unschuld dreimal darauf herum, ließ ihre Kleider wieder fallen, und setzte sich an ihren Ort. Der Mann breitete die drei andern Stücke, und die Frau wiederholte ihre Ceremonie; und auch zum drittenmale. Nun nahmen die Otaheitier die Zeuge zusammen, und reichten uns dieselben, als ein Geschenk von der Dame, welche nun herantrat und uns begrüßte. Wir machten ihnen unsre Gegengeschenke, und sie blieben bei uns eine Stunde.

Das Eisen hat für die guten Leute so viel Reize, daß sie alles dafür hingeben, und alles wagen, um es zu stehlen. Selbst einer der Vornehmsten, der sich bis dahin redlich und anständig bezeigt, und uns viele Freundschaft erwiesen hatte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, als er einen Korb mit großen Nägeln sah; und stahl fünf Stück davon. Würden sie auch nach Golde so begierig seyn? Es ist wol nicht zu vermuthen. Und warum? Einmal wurde Cook mit seinen Gefährten in der Gesellschaft der Königin und des Regenten bestohlen. Diese standen selbst die Nacht auf, liefen umher, um den Dieb und die Sachen auszukundschaften; konnten aber nichts finden; und Cook vermuthet, daß Ihro Majestät und Durchlaucht um den Diebstahl wußten.

Wir sahen Otaheitier durch die fürchterlichste Brandung, zu ihrem Vergnügen, schwimmen und spielen, sagt Cook. Keines von unsern europäischen Kähnen wäre glücklich durchgekommen, und unser bester Schwimmer wäre in den Wellen erstickt, oder gegen die Felsenstücke des Ufers geschmettert worden. Gewiß hat der Mensch Kräfte, die sich selten bei ihm entwickeln, weil er den Muth nicht hat, sie zu üben; und alle können manches thun, was keiner unter ihnen niemals thut, wenn nicht Bedürfniß oder Umstände ihn dazu zwingen. Diese indianischen Schwimmer, indem sie Kräfte anwendeten, die jeder gesunde Mensch hat, thaten Dinge, die über die menschlichen Kräfte zu seyn schienen. Seiltänzer und Luftspringer thun weiter nichts, als daß sie Kräfte ausbilden, die jedermann ebenfalls hat. Sie haben von der Natur keine außerordentliche Gabe erhalten; ihre Geschicklichkeit ist blos Uebung. An den Blinden sehen wir, daß der Mensch Kräfte hat, die er nicht braucht. Ein jeder, wenn er seine andern Sinne übte, würde eben so hören und fühlen, wie die Blinden. Allein die Menschen strengen sich nicht gern an; und wenn sie handeln müssen, brauchen sie dazu die nächsten oder die bequemsten Mittel, und bekümmern sich um die übrigen nicht, ob es gleich gut wäre, andre zur Hand zu haben, da die besten fehlen können.

Wir sahen eine Frauensperson beilegen (wie man schon gesehen hat). Dem Monumente gegen-

über,

über, war ein Ort, wo die Verwandten der Verstorbenen ihren Schmerz bezeigten, d. h. weinten und sich mit einem Fischzahn Wunden schlugen. Unter dieser Hütte lagen eine Menge Lappen, in welche die Leidtragenden Thränen und Blut aufgefangen hatten. Einige Schritte weiterhin hatte man noch zwei Hütten gebaut, in der einen wohnten einige Verwandten der Todten, und in der andern der Ceremonienmeister des Leichenbegängnisses, der sonderbar gekleidet ist und die Ceremonien zu besorgen hat. Wenn der Leichnam verweset ist, begräbt man die Gebeine ohnweit des Denkmals.

Die Ceremonie, welche der Ceremonienmeister zu verrichten hat, und zu welcher niemand, der dabei nicht etwas zu thun hat, gelassen wird, ist folgende. Die Personen versammeln sich um das Monument; hier werden sie alle entblößt, Männer und Weiber, man tüncht ihnen den ganzen Leib, bis an die Schultern, mit Wasser und Kohle, so daß sie schwarz wie die Neger sind; um die Hüften bindet man ihnen ein kleines Stück Zeug. Der eine spricht bei der Leiche einige Worte, die die Europäer für ein Gebet hielten, und nun ging der Zug in Procession nach dem Hause des Verstorbenen und dann weiter, eine gute halbe Stunde lang. Alle Insulaner, die den Zug gewahr wurden, liefen eilends aus dem Wege und versteckten sich, selbst die Häuser auf dem Wege standen leer. Endlich wuschen sich alle Umgehende in einem

Fluß,

Fluß, und gingen aus einander. Diese Ceremonie wird bis zu einer gewissen Zeit mehrmals wiederholt.

Die Otaheitier brauchen Bogen und Pfeile, womit ein Insulaner hundert sieben und dreißig Ruthen weit schoß. (Die Ruthe hält zwölf Fuß.)

Man findet hier Improvisatoren, das heißt Bänkelsinger, die ihre Lieder aus dem Stegereif machen, indem sie dieselben singen und sie mit einem Instrument begleiten.

Sie halten ihre Begräbnißstätten heilig. Ein Europäer pflückte einstens eine Blume an solchem Orte, sogleich griffen ihn die Indianer an, ob sie es gleich sonst in keinem Falle thaten.

Die Krone ist erblich, und Brüder heirathen ihre Schwestern. Der Thronerbe wird sogleich bei seiner Geburt als König angesehen, und der Vater ist Regent, oder auch ein andrer, den man dazu erwählt, bis daß der Sohn die Jahre der Reife erreicht hat. Die Insel steht aber nicht ganz unter Einem Könige, und ist von mehreren Völkerschaften bewohnt, die zuweilen Krieg mit einander haben. Auch letztere haben ihre Könige. Die Trophäen dieser Völker sind die Kinnbacken ihrer erschlagenen Feinde, die sie öffentlich aushängen. Ueberall wird der neugebohrne Sohn als der Herr, und der Vater nur als dessen Verwalter, angesehen.

Sie bestehlen und überlisten ihre Mitbürger, sowol als Fremde und Feinde, wie sie können.

Ihre

Ihre vornehmste Nahrung ist die Brodfrucht, die ihnen doch zu Zeiten fehlt, und dann müssen sie sich mit andern Früchten behelfen. Auf solchen Jahreszeiten machen sie Brodtfrucht ein.

Ganz Otaheit, das etwa dreißig Meilen im Umfang haben mag, ist ein mit Erde bedeckter Felsen, an welchem man noch die Spuren eines ehemaligen Brandes wahrnimmt. Die Steine sind mehrentheils zu Bimsstein verbrannt, und selbst die Kiesel, woraus die Einwohner ihre Aexte machen, sind zuweilen weich. Spuren von Metallen sind nicht zu sehen.

Statt sich den Kopf, wie wir, aus Höflichkeit zu entblößen, entblößen sie den Oberleib, bis an den Gürtel, und vielleicht noch weiter. Jene Dame entblößte den Untertheil des Körpers.

Die Insel hat etwa sieben tausend streitbare Männer. Der Boden giebt von selbst seine Früchte, oder erfodert nur wenig Fleiß und Cultur. Es wächst aber hier keine von den Obstarten, von den Gartengewächsen, oder von den Gemüsen von Europa.

Außer den Enten, Tauben, Papagoien, einigen andern Vögeln, und R... , giebt es hier keine wilde Thiere. Auch Schlangen sieht man hier nicht. Der Fisch ist häufig, und die liebste Speise der Einwohner. — Diese sind durchgehends gröser als die Europäer, wohlgewachsen und stark. Der größte, den Cook sah, maß fünfzehn und einen

halben

halben Zoll. Die Weiber von höherm Range sind alle groß; die des Volkes etwas kleiner. Ihr unordentliches Leben soll daran Schuld seyn.

Die Gesichtsfarbe ist hellbraun; aber auch die weißesten haben kein Roth auf den Wangen. Die Gesichtszüge sind schön, nur die Nase ist platt. Sie haben schöne weiße Zähne und einen sehr reinen Athem. Schwarze, etwas starre Haare, bei den Männern ein zum Theil ausgerupfter Bart, den sie sehr reinlich halten; leichte kraftvolle Bewegung, ein angenehmer Gang, ein edles Betragen, Leutseligkeit und Gefälligkeit, sind allgemeine Characterzüge dieses Volkes. Es ist tapfer, aufrichtig, ohne Argwohn und Hinterlist, weder rachsüchtig noch grausam; und ihre Raubsucht ungerechnet, können sie dem besten Volke auf Erden an der Seite stehen.

Es giebt einige Menschen unter ihnen, die man Albinos nennt; sie sind über den ganzen Leib an Haar und Bart, an Augenbraunen und Augenwimpern kreideweiß. Sie haben rothe, schwache Augen, sind kurzsichtig, haben einen Ausschlag und eine Art von weißem Flaum auf der Haut. Man hält es für eine Krankheit.

Die Otaheitier salben sich den Kopf mit wohlriechendem Cokusöl. Bei ihren langen Haaren, ohne den Gebrauch des Kammes zu kennen, ist es ihnen nicht möglich, sich von Ungeziefer frei zu halten. Uebrigens lieben sie die Reinlichkeit.

Den Leib bemalen sie sich. Dazu brauchen sie ein Instrument, dessen Schneide von Knochen oder von einer Muschel ist, und Zähne oder Spitzen hat. Wenn sie es brauchen wollen, tauchen sie es in Ruß von der Lampe, setzen es auf die Haut an, und schlagen mit kleinen Schlägen darauf, so daß die Spitzen in die Haut dringen, und eine unauslöschliche Schwärze zurücklassen. Das nennen sie tattowiren. Die Operation ist schmerzhaft, und es vergehen mehrere Tage, ehe die Wunden heilen. Zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahre werden die Knaben und Mädchen tattowirt, und man malt ihnen, nach dem Einfalle der Eltern, allerlei Figuren auf die Haut. Auf die Hinterbacken wird der größte Fleiß verwandt; und sie sind darauf vorzüglich stolz, und zeigen sie mit Wohlgefallen. Das Gesicht bleibt mit dieser Zierde verschont.

Herr Banks, ein Gefährte des Capitain Cooks, sah ein Mädchen tattowiren. Das Instrument hatte dreißig Spitzen; man gab in einer Minute mehr als hundert Stiche, und bei jedem Stiche kam etwas Blut. Eine Viertelstunde lang hielt das Mädchen mit Standhaftigkeit aus; endlich aber konnte es nicht mehr aushalten; es fing an jämmerlich zu klagen, dann weinte es, brach in lautes Geschrei aus, bat den Mann inständig, er möchte aufhören; alles umsonst. Es fing an sich zu sträuben; da griffen zwei Weiber zu, und hielten es fest; bald liebkoseten sie es, um es zu beruhigen; bald

schal-

schalten sie und schlugen sogar, wenn es sich loszuwinden suchte. Die Operation dauerte über eine Stunde, und doch wurde nur eine Seite gemacht, denn die andre war schon vorher fertig gewesen.

Ihre Kleidungen bestehen in Matten und andern Zeugen, die sie nach Belieben um den Leib schlagen. Denn geschnitten ist das Zeug nicht. In der Mitte des Stückes ist ein Loch, wodurch der Kopf gesteckt wird; die beiden Enden hängen hinten und vorn. Die Aerme sind frei. Ein anderes Stück hängt von dem Gürtel herab bei den Weibern, und wird bei den Männern um die Schenkel gewickelt. Reichere tragen mehrere Stükke über einander, um sich auszuzeichnen, und haben an die zwanzig Klafter Zeuges um den Leib. Bei der Hitze geht das gemeine Volk fast nackt; die Weiber haben nur ein dünnes Röckchen, und die Männer einen Gürtel.

Füße und Beine tragen sie bloß; das Gesicht schützen sie vor der Sonne mit einem Hütchen von Matten oder von Kokusblättern. Die Weiber machen sich auch Stirnbinden von Haaren, worin sie Blumen stecken. Einige Männer tragen eine Art von Perrüke von Menschenhaaren. Geschmeide haben sie weiter nicht, als ein Ohrgehänge, auf einer Seite. Die Kinder gehn ganz nackt.

Ihre Hütten sind alle unter Bäumen in den Wäldern gebaut. Sie dienen nur zur Nacht und bei Regenwetter; denn außerdem sind die Einwoh-

ner immer im Freien. Ihre Kopfküssen sind Klötze. In einigen Häusern ist ein Sitz für den Herrn des Hauses. Die ganze Familie schläft in einer Reihe, die Bedienten draußen. Ihre Kleider sind die Nacht ihre Bettdecken, und der Boden mit einer Matte ihr Unterbett.

Sie können ganz unmäßig essen; zwei oder drei Fische, von mehr als einem halben Pfunde, drei Brodtfrüchte, größer als beide Fäuste, vierzehn Stück andre Früchte, wie eine mittelmäßige Gurke, ein Quart gestoßener Brodtfrucht, scheint ihnen auf eine Mahlzeit nicht zuviel. Jeder ißt allein, ob sie gleich die Gesellschaft lieben; besonders die Weiber wollten sich bei den Europäern niemals zu Tisch setzen, gingen aber zu sechsen in die Bedientenstube, wo sie sichs wohlschmecken ließen. Einzeln mit Einem aßen sie; sagten aber dabei, daß sie es ungern sähen, wenn man es erführe, und man mußte ihnen erst die theuersten Versicherungen geben, daß man es nie sagen wollte. In ihren Häusern haben die Brüder und Schwestern, jeder seinen besondern Eßkorb und Tischgeräth. Als sie uns zum erstenmal besuchten, hatte jeder seinen Vorrath, und setzte sich allein, den Rücken gegen die andern gekehrt, ohne ein Wort während der Mahlzeit zu wechseln; Cook hatte von diesem sonderbaren Gebrauch keinen andern Grund erfahren, als daß sie das Zusammenessen für unschicklich halten; ohne zu sagen, was denn eigentlich anstößig

darin

darin ist. Die Weiber essen nicht einmal mit den Männern von derselben Speise; sondern ihre Mahlzeit muß ihnen besonders zugerichtet werden. Dazu haben sie ihre eignen Bedienten. Wenn die Europäer zuweilen bei den Indianern aßen, und von ohngefehr den Eßkorb der Weiber, besonders der alten, berührten, warfen diese sogleich alles weg.

Die vornehmen Otaheitier pflegen nach der Mahlzeit zu schlafen. Ueberhaupt sind sie sehr träge, und haben kein andres Geschäfft, als schlafen und essen.

Die Kunst, sich Licht zu machen, ist hier nicht unbekannt. Die Lichter bestehen in ölichten Nüssen, die sie auf eine Spindel angereiht spießen. Sie stecken die erstere an; wenn diese ausgebrannt ist, ergreift das Feuer die folgende von selbst. Die Spindel ist der Tocht.

Sie baden sich täglich dreimal in einem Fluß oder im Meere; bei ihren Mahlzeiten waschen sie fast bei jedem Bissen Mund und Hände. An ihrem Leibe und auf ihren Kleidern sieht man nicht den geringsten Schmutzfleck.

Die Otaheitier nehmen die Materie zu ihren Zeugen von einem Maulbeerbaume, von dem Brodtfruchtbaum, und von einem Feigenbaume. Wenn der Baum groß genug ist, reißen sie ihn aus und schälen die Rinde ab, legen sie ins Wasser zum rö-

then, schaben alles überflüssige von den Fasern ab. Diese legen sie naß übereinander und aneinander, bis sie trocknen und so zusammenhängen; sie tränken sie mit Leimwasser, und schlagen sie dann mit Klöppeln noch fester und dünner, so daß das Zeug zuweilen so leicht wie Nesseltuch wird. Man färbt es gelb und roth. Ihre Farben sind wenigstens so schön als die unsrigen.

In der Verfertigung der Körbe sind sie sehr geschickt. Sie machen auch Stricke, wie der Daumen dick, und den feinsten Bindfaden, ebenfalls aus Rinde. Mit dem Bindfaden machen sie Netze und Angeln. Sie wissen mit Harpunen zu fischen.

Sie bauen Häuser und Kähne, fällen Bäume, schneiden Dielen, behauen Steine. Einen Baum fällen, müssen mehrere Menschen einige Tage hindurch arbeiten. Um Dielen zu machen, reißen sie den Stamm, und behauen die Stücke. Sie verstehn die Kunst, ein Stück Holz krumm zu machen, nicht; also müssen sie all ihr krummes Holz zu den Kähnen hohl schneiden. Die Kähne sind bis sechzig Fuß lang, und fahren mit Segeln. Sie richten ihren Lauf nach der Sonne und den Sternen, die sie alle mit Namen kennen.

Sie zählen, und haben Namen zu den Zahlen, bis zehn. Müssen sie weiter gehen, so sagen sie zehn und eins ꝛc. Zu zwanzig wieder einen

Na-

Namen, und zu 10 mal 20 wieder einen. Ob sie weiter rechnen, konnte Cook nicht erfahren.

Sie haben einige Krankheiten, Bauchgrimmen, Ausschläge, die wie Aussatz aussehen. Solche Kranken leben abgesondert; Cook weiß nicht, ob man ihnen Hülfe reicht, oder sie in ihrem Elende umkommen läßt.

Wo wenig Krankheiten sind, sind auch keine Aerzte. Der leidende Mensch sucht doch aber Hülfe; und wenn er die Ursach seiner Leiden und die Hülfe nicht kennt, nimmt er zu dem Aberglauben seine Zuflucht. Die Otaheitier gehen zu ihren Priestern; diese beten, machen Ceremonien und Amulete, und sprechen Formeln.

Es heilen bei ihnen große Wunden. Allein, außer Beinbrüchen und Verrenkungen, thut der geschickteste Wundarzt zur Heilung der Wunden wenig. Das Blut ist der beste Balsam; und wenn die Säfte gut, und die Kranken mäßig sind, darf man nur die Wunden rein halten, um die gefährlichsten zu heilen.

Die Strafgerechtigkeit hängt von der Rache des Beleidigten ab.

Die größten Zeichen des Adels und der Würde bei diesem Volke sind:

1) Lan-

1) Lange Nägel an den Fingern, die sie niemals abschneiden; zum Zeichen, daß sie nicht arbeiten dürfen. Die Arbeit ist bei ihnen ein Zeichen der Niedrigkeit.

2) Die Unthätigkeit, die so weit geht, daß recht vornehme Leute nicht einmal die Bissen nach dem Mund führen, sondern sich von Bedienten, wie kleine Kinder, peppeln lassen. Kaum mögen sie zum sprechen den Mund aufthun.

Ende des vierten Bandes.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Villaume, Peter,

Anfangsgründe zur Erkenntniß der Erde, des Menschen und der Natur

Bd.: 4

Frankfurt ; Leipzig (1793)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 2365 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11253193-7
VD18 90525922-001